

Kürbiskern

- Dimiter Dublew*: Biographie
Friedrich Hitzer: PS zu zwei Briefen
Jakov Lind: Cowboys und Kannibalen
Gerd Semmer: Der kleine König
Herman R. Beck: Kinderlieder und Abzählverse
Heinar Kipphardt: Die Tugend der Kannibalen
Leo Kofler: Das Apollinische und das Dionysische
Peter Hacks: Das Poetische
Wolfgang R. Langenbucher: Im Banne eines Begriffs
Erich Fried: Princeton-Nachlese
Eric Hobsbawm: Dialog über den Marxismus
Kurt Steinhaus: Rede zum Unabhängigkeitstag 1966
Dieter Süverkrüp: Vietnam-Zyklus
Protokoll I: H. Günter Wallraff bei der Bundeswehr
Protokoll II: Briefe in die Zone
Harald Hartung: Ein Ausflug an die Grenze
Klaus Völker: Das alte Neue

kürbiskern

Literatur und Kritik

Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitler,
Yaak Karsunke, Hannes Stütz, Manfred Vosz

Damnitz Verlag München

Dimiter Dublew
Biographie

Am heißesten Tage
des heißen Juli
bin ich geboren
im heißen Thrakien.

Sagte meine Mutter zu mir
als ich geboren war: Nimm
die Sonne und wärme die Gräser
Gräser und Berge: Nimm und
verbrenne die Schwärze
mit Sonne: die Schwärze der Tränen
Schwärze der Leiden der Einsamkeit
und des Zweifels
der Kopftücher Schwärze: nimm
die Sonne
sie bleicht alles und geh
zu den Menschen
zu Erniedrigung und Lächeln geh.

Am heißesten Tage
des heißen Juli nahm ich
die Sonne
im heißen Thrakien und
brachte sie euch

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Herausgegeben von Christian Geissler, Friedrich Hitzerer, Yaak Karsunke (Chefredakteur), Hannes Stütz, Manfred Vosz. Verantwortlich für den Inhalt: Die Herausgeber. Damitz Verlag, 8022 Grünwald bei München. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember). Einzelheft DM 4.80, Jahresabonnement DM 16.—. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei der Redaktion: 8 München 22, Maximilianstr. 10. Tel. 29 06 90. Druck: F. C. Mayer, 8 München 23, Kunigundenstr. 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Umschlagentwurf: Manfred Vosz.

Friedrich Hitler PS zu zwei Briefen

Vor ein paar Jahren machte John Steinbeck eine Reise in die Sowjetunion. Wie so viele vor und nach ihm notierte er sich unterwegs Sehenswürdigkeiten und Ereignisse und beschrieb dann eine Reise nach Rußland: der Bericht war gut und freundlich. Er enthielt nicht die Fragen eines Wolfgang Koeppen, die jener in dem Reisebericht „Nach Rußland und anderswohin“ gestellt hatte. John Steinbeck brachte Antworten nach Hause, und die Beschreibung seiner Reise erinnerte an einen „Wonnigen Donnerstag“, an dem statt Bier in der Bar Wodka am Tisch getrunken wurde. Die Menschen waren exotisch, aber einfach, tanzten gerne, arbeiteten, liebten und haßten sich, hatten blonde und schwarze Haare, kurze, dicke und lange Nasen und vor allem liebten sie — wie die Amerikaner, versicherte Steinbeck — den Frieden. In Moskau war John Steinbeck bei der „Jugend“ eingeladen: die Redaktion dieser Monatszeitschrift hatte ihn zu sich gebeten, und Steinbeck sagte zu den anwesenden sowjetischen Nachwuchssautoren: „Nun, meine Wolfsjungen, zeigt mal eure Zähne . . .“

Die „Wolfsjungen“ verehren und mögen Steinbeck. Der Autor der „Früchte des Zorns“ war als Mensch und Erzähler für manche sowjetischen Schriftsteller Vorbild, wobei sie bisweilen — viele Jahre nach Erscheinen dieses Romans der 30er Jahre — das Werk mit dem Autor verwechselten. Sie bewunderten und liebten den Amerikaner, so wie ihn die ehrbaren Bürger Oklahomas noch heute hassen, die ihre eigene Vergangenheit ganz anders sehen, als sie der Yankee und Nestbeschmutzer beschrieben hatte: Steinbeck hatte die Romantik des langen Treks der „Okies“ nach Californien fortgelassen, die Romantik, die man aus Fernsehfilmen über den Wilden (und späteren) Westen kennt.

Noch vor zwei Wochen glaubten einige sowjetische Autoren an diesen Steinbeck. Vor allem der Poet Jewgenij Jewtuschenko, der offenbar nicht wahrhaben wollte, Steinbeck könne sein Schweigen über das Blutbad, das seine Landsleute in Vietnam anrichten, aufrechterhalten, wenn man ihn daran erinnere, daß er einmal für die ausgebeuteten und verehelndeten „Okies“ Partei ergriffen hatte. War es etwa Jewtuschenko entgangen, daß der Steinbeck nach dem Krieg mit dem gleichnamigen Autor der 30er Jahre nichts mehr zu tun hatte? Hatte er den Auszug Johns aus der Gesellschaft in die Heimat der Idyllen nicht bemerkt? Steinbeck war doch längst der Märchenonkel des amerikanischen Establishments geworden.

Optimistisch schaute der Russe in die Vergangenheit des Amerikaners, freundlich und traurig sprach er zu seinem mutigen Vorbild von der „Straße der Olsardinen“ — in einem langen Gedicht und einem kurzen Begleitbrief: „John Steinbeck, milyj, dobryj, staryj John“ — „lieber, guter, alter John“.

Für Shenia — so nennen Freunde den russischen Dichter — hatte John noch eine Chance, den Völkermord der amerikanischen Regierung zu denunzieren. Aber John antwortete: „Dear Shenia, . . . if you could persuade North Vietnam to agree in good faith to negotiate, the bombing would stop instantly . . .“ John Steinbeck hatte sein Privilegium des Schweigens — die edelste Form des „Freedom of Thought“ — gebrochen und benutzte seine Möglichkeit des „Freedom of Speech“: aber die Antwort an Jewtuschenko unterstrich doch nur die letzten Takte eines schon lang währenden Abgesangs. Shenia hatte gehofft, Johns Zorn der frühen Jahre würde noch einmal Früchte tragen. Die Früchte, die er erhielt, schmeckten faulig, und der Anwalt der Gehetzten und Geprügelten machte seine Show diesseits von Eden. John Steinbeck war auf die Seite der Bullen übergelaufen. Sein Eden ist gut und sauber. Adam spricht hier ein makabres Vaterunser: Vater vergib mir, die andern sind schuld.

Jewtuschenkos Brief und Gedicht waren am 7. Juli 1966 in der Moskauer „Literurnaja gaseta“ erschienen. Wir lesen dort: „Ich liebe das amerikanische Volk, ich habe viele Freunde in Amerika und ich weiß, daß sie heute ihre nationale und internationale Pflicht erfüllen, indem sie gegen den Krieg in Vietnam protestieren. Das sind keine Feinde, sondern die Patrioten Amerikas, denn das Wesen des wahrhaften Patriotismus ist der offene Kampf gegen das, was die Ehre der Nation befleckt. Ich und mit mir das ganze sowjetische Volk reichen den Studenten, Arbeitern, Veteranen des Krieges, den Vertretern der Wissenschaft und Kunst, die für den Frieden in Vietnam auftreten, die Hand über den Ozean — Amerikas echten Patrioten und Internationalisten, die die Vermächtnisse der Brüderlichkeit erfüllen, die ihnen von Walt Whitman und Robert Frost hinterlassen wurden.“

Doch nicht alle meine Freunde, nicht alle ehrlichen Amerikaner haben ihre Stimme gegen das Morden vietnamesischer Kinder erhoben, weil sie ihre Einmischung für nutzlos oder dem Prestige der Nation für schädlich halten. Aber das Prestige der Nation ist das Gewissen der Nation und wer, während Verbrechen verübt werden, schweigt, der schadet dem Prestige der Nation. Das lehrt die Geschichte. Und so wende ich mich in einem Brief in Versen an einen meiner liebsten Schriftsteller und Freunde, John Steinbeck, bei dem ich lernen will.“

Jewtuschenkos Gedicht erinnert den Amerikaner an „Lowell, den Dichter intimer Lyrik“, der aus Protest eine Einladung ins Weiße Haus absagte, an Joan Baez, die so wenig vom Kampf, sondern von den Schmerzen der Menschen singt und nicht müde werde zu protestieren, an Bob Dylan, „ihr Neffe mit der heißen Gitarre, der die ‚Masters of War‘ verwünscht“. Nicht belehren wolle Jewtuschenko den alten Steinbeck; „lernen und lernen“ möchte er bei ihm, aber er erin-

nert sich an die Begegnung bei der „Jugend“ und erwidert ihm: „Ja, wir sind Wolfsjunge. John, sie sind ein alter Wolf. So zeigen sie die Zähne, Johns Zähne!“

John zeigte die Zähne, allerdings nicht seine eigenen: er zeigte den Rachen der amerikanischen Kriegsmaschinerie, die ja nur den Frieden nichts als den Frieden bezwecke. Steinbecks Antwort wurde am 12. Juli 1966 in der Zeitung „Newsday“ abgedruckt. Diese Antwort war ein Brief mit Copyright, der viel Geld kosten würde, wollte man ihn in Gänze wiedergeben. Robert Spivack von der „New York Herald Tribune“ regte sich (am 16./17. 7. 66) darüber auf, daß die Antwort so wenig unters Volk kam: „Wenn Robert Lowell, der Dichter, meinte, er könne aus Protest gegen die Teilnahme der USA am Vietnam-Krieg eine Einladung ins Weiße Haus nicht akzeptieren, so ergibt das Schlagzeilen in zahllosen Zeitungen entlang der atlantischen Küste und im Inland. Wenn John Steinbeck, der Prosaist und Nobelpreisträger gegen die Behauptungen des sowjetischen Dichters Jewgenij Jewtuschenko protestiert, US-Piloten würden in Vietnam Kinder bombardieren und den Russen dazu auffordern, gegen diesen ‚von den Chinesen inspirierten Krieg‘ zu protestieren, so wird diese Geschichte auf Seite 9 einer führenden Washingtoner Zeitung verbannt. Sie ließ sich nicht einmal auf den ersten Seiten der New Yorker Zeitungen finden.“ Die Zeitungsbesitzer sparten gewiß nicht die Kosten fürs Copyright, als sie Steinbecks ganze Antwort dem Leser vorenthielten. Wahrscheinlich dachten sie an den Ruf des amerikanischen Nobelpreisträgers. Denn Steinbecks Apologetik zu Vietnam übertrifft regierungsoffizielle Versionen. Was sagt der Nobelpreisträger John Steinbeck? Er soll sich selbst kommentieren — in den gleichen Zitaten, die auch die New York Times (ohne eigene Stellungnahme) auswählte:

„Sie wissen wohl, wie sehr ich jeden Krieg verabscheue, für diesen habe ich aber einen besonderen und persönlichen Haß. Ich bin gegen diesen von den Chinesen inspirierten Krieg. Ich kenne keinen Amerikaner, der dafür wäre. Aber . . . Sie baten mich, den halben Krieg zu denunzieren, unsere Hälften. Ich appelliere an Sie, sich mir anzuschließen, den ganzen Krieg zu denunzieren.“

„Sie glauben doch sicher nicht, daß unsere Piloten Bomben auf Kinder werfen? Daß wir Bomben und schwere Waffen gegen die unschuldige Zivilbevölkerung einsetzen? Das ist nicht Ost-Berlin im Jahr 1953, Budapest 1956, auch nicht Tibet 1959.“

„Sie wissen genauso wie ich, Shenia, daß wir Öllager bombardieren, Transportmittel, die schweren und raffinierten Waffen, die sie bringen, um unsere Söhne zu töten. Und woher jenes Öl und jene Waffen kommen, wissen Sie wahrscheinlich besser als ich . . .“

„Ich hoffe, Sie wissen auch, daß wir überhaupt nicht in Vietnam wären, würden jene Waffen nicht geschickt werden . . .“

„Dieser Krieg ist das Werk des Vorsitzenden Mao, der von ihm in Abwesenheit

geplant und geführt, von Peking beraten und zynisch mit brutalen Waffen ausgestattet wird, die von Ausländern aufgebaut werden. Laßt uns auch das denunzieren, mein Freund, aber noch mehr als das, laßt uns zusammen ein Programm unternehmen, das effektiver ist als Denunziation.“

„Ich bitte Sie, Ihren sehr beträchtlichen Einfluß auf Ihr Volk auszuüben, auf Ihre Regierung und all jene, die sich bei der Sowjetunion um Hilfe umsehen, die mörderische Ware aufzuhalten, die durch Nordvietnam gesendet wird, um gegen den Süden eingesetzt zu werden . . .“

„Für meinen Teil will ich all meine Mittel einsetzen, um meine Regierung zu überreden, ihre Truppen und Waffen vom Süden abzuziehen und für den Wiederaufbau nur Geld zurückzulassen. Und wissen Sie, Shenia, wenn Sie Ihre Aufgabe erfüllten, würde ich unmittelbar danach und automatisch mit der meinen folgen.“

„Aber sogar das ist nicht einmal notwendig, um dem Krieg ein Ende zu machen. Wenn Sie Nordvietnam dazu überreden könnten, in gutem Glauben einer Verhandlung zuzustimmen, würde das Bombardieren sofort aufhören. Die Kanonen würden verstummen und unsere lieben Söhne könnten heimkehren. Es ist so einfach, mein Freund, so einfach ist es, ich versichere es Ihnen.“

In der Tat, es ist so einfach geworden: die amerikanischen Imperialisten dezimieren ein Volk und behaupten, die Toten seien schuld, daß sie getötet werden. Unverblümmt erklären amerikanische Generale und manche Politiker: wir sind da, um Kommunisten zu töten. Äußerungen des Völkermordkalkulators und US-Strategen Hermann Kahn lassen erkennen, daß die Amerikaner bereit wären, die Welt in die Luft zu jagen, wenn sie meinen sollten, alle anderen außer ihnen selbst seien Kommunisten. Und was läßt John Steinbeck erkennen? Spricht aus ihm Lüge oder Ahnungslosigkeit? Ist Steinbecks Antwort ein Symptom für den Weg der amerikanischen Nation? Oder nur ein Einzelfall? Was hatte der Autor der „Früchte des Zorns“ geschrieben? Für wen hatte er Partei ergriffen? Wir wollen es nicht vergessen:

„Die großen Gesellschaften wußten nicht, daß es von Hunger zur Empörung nur ein kurzer Schritt ist. Und das Geld, das für die Löhne hätte verwendet werden können, wurde für Gas, für Gewehre, für Agenten und Spitzel, für schwarze Listen, für Exerzierungen ausgegeben. Über die Straßen krochen gleich Ameisen die Menschen und suchten nach Arbeit, nach Essen. Und die Empörung begann zu gären. Die Besitzer fürchteten um ihren Besitz, Menschen, die noch nie Hunger gehabt, sahen die Augen der Hungrigen, Menschen, die noch nie etwas dringend gebraucht, sahen die Not in den Augen der Wandernden. Und die Leute in den Städten und dem flachen Vorland taten sich zusammen, um sich zu verteidigen, und sie versicherten sich gegenseitig, daß sie gut seien und die Eindringlinge schlecht, wie ein Mensch es eben tun muß, bevor er kämpft. Sie sagten: diese gottverdammten Okies sind dreckig und ungebildet. Sie sind

Degenerierte, sind sexuelle Wüstlinge. Diese gottverdammten Okies sind Diebe. Sie stehlen alles. Sie haben keinen Sinn für Eigentumsrecht.“ Wie beschrieb Steinbeck den Tod seines Helden, des „Predigers Casy“? „Was hat Casy gemacht? Warum haben sie ihn erschlagen?“ — „Er hat einfach dagestanden und sie haben ihn angeleuchtet.“ — „Was hat er dann gesagt? Weißt du nicht mehr, was er gesagt hat?“ — „Natürlich, Casy hat gesagt: ‚Ihr habt kein Recht dazu, die Leute auszuhungern.‘ Und dann hat dieser stämmige Kerl ihn rotes Schwein geschimpft. Und Casy hat gesagt: ‚Ihr wißt ja nicht, was ihr tut.‘ Und dann hat der Kerl zugeschlagen.“

Das Jahr 1966 ist nicht das 1933 eines amerikanischen Gottfried Benn: es ist schlimmer als das. Von Benn gab es keine „Früchte des Zorns“, und seine Äußerungen des Jahres 1933 waren bereits durch den Zynismus eines über allem stehenden Kulturkritikers vorbereitet gewesen. Aus Steinbeck dagegen spricht viel Gutmütigkeit — die Unschuld der amerikanischen Bourgeoisie, ein Evangelium aus Hilfsbereitschaft und Friedenswillen, so wie es eben der „American way of Life“ vorsieht: wir wollen ja gar nicht töten, wir wollen ja keine Städte, Dörfer und Menschen auslöschen, Felder vergiften und Häuser einäschern. Nur müssen sich die andern so friedlich verhalten, wie wir uns das vorstellen: „Gehen Sie mal zu Ihrer Regierung und verlangen Sie von ihr, sie möge unseren Standpunkt akzeptieren, dann unterhalte ich mich mit meinen Leuten“ — das ist die Quintessenz des Steinbeckschen Briefes an Jewtuschenko. General Curtis Lemay, Stabschef der US-Luftwaffe a. D., ist nicht weniger gutmütig als Steinbeck. Er formuliert nur drastischer: „Zieht eure Hörner ein und geht nach Hause, oder wir bombardieren euch in die Steinzeit zurück.“

Lang ist es her, daß Steinbeck hören und sehen konnte. Was er später schrieb, brachte niemanden zum Reden. Eigentlich war Steinbeck schon tot. Jewtuschenko verursachte eine seltsame Auferstehung: inmitten des vom CIA aufgezogenen Gangstersyndikats, das eine weltweite Konterrevolution mit Mord, Folter und Spezialkriegen organisiert, inmitten eines verbrecherischen Krieges, der nie erklärt wurde, steht der jammernde Märchenerzähler John Steinbeck — eine Vogelscheuche für verwüstete Länder. *Quo vadis Amerika?* — Steinbeck wird diese Frage nicht mehr beantworten.

Am 5. Juni 1966 veröffentlichte die „New York Times“ die längste bezahlte Annonce ihrer Geschichte — drei volle Seiten prominenter Namen. Amerikas Intelligenz forderte von der Regierung: „Alle Bombardements im Norden und Süden Vietnams und alle anderen offensiven militärischen Operationen sofort einzustellen. Zu versichern, mit der Nationalen Befreiungsfront und allen anderen Parteien, die an einer friedlichen Lösung Vietnams interessiert sind, zu verhandeln. In jeder Hinsicht und ohne jede Einmischung die freie Ausübung einer souveränen vietnamesischen Regierung zu ermutigen. Ernsthaft zu untersuchen, ob die Selbstbestimmung der Vietnamesen ebenso wie unsere eigenen nationalen Interessen nicht am besten durch die Aufhebung unserer militärischen An-

wesenheit in Vietnam garantiert werden.“ Den Aufruf hatten etwa 8000 Wissenschaftler und Künstler unterzeichnet. Washington kümmerte das kaum. Die Regierung begann mit dem Bombardement Hanois und Haiphongs. Einen Monat später schrieb Steinbeck seine Antwort an Jewtuschenko.

München, Juli 1966

Jakov Lind
Cowboys und Kannibalen
Ein amerikanisches Tagebuch

Ganz am Anfang gab es mindestens vier Amerikas. Shirley Temple und Mickey Rooney waren das eine. Das zweite war Charlie Chaplin. Das dritte Amerika hieß Al Capone und Chikago. Das vierte war eine Fiktion (erfunden von einem deutschen Kinderbuchautor, Karl May): Cowboys und Indianer, Erwachsene kannten ein anderes Amerika: Das Druckknopf-Haushalt-Patent-Amerika für Mütter, das Schwarze-Freitag als jedermann-aus-dem-Fenster-spring-Amerika von 1929 für Väter. Und doch — und doch ... Wallstreet hin oder her, was für ein großes, freies wunderschönes Land, wo Schuhputzjungen Präsidenten werden und wo Onkel Julius, der nur ein Paar Schuhe mit Löchern in den Sohlen hatte, als er sein heimatliches Kolomea verließ, sein Glück mit Fülfederhaltern machte. So ging's da zu. Keiner stellte Fragen. Keine Zeugnisse vonnötigen. Einfach harte Arbeit. Amerika war der Mond. Die Leute gingen hin, aber keiner kam jemals zurück.

Bei uns in der Schule gab es zwei Fragen (und keine Frage eines Beamten der Einwanderungsbehörde könnte persönlicher klingen): Möchtest Du in Chikago leben? Und: Wärst Du lieber Cowboy oder Indianer?

Für einen richtigen Jungen war die erste Frage nicht schwer zu beantworten: Ja, ich hab keine Angst. Die zweite Frage war schwieriger: beide waren Helden. Die Cowboys hatten Gewehre und gewannen immer, die Indianer waren mit Pfeil und Bogen und Tomahawks bewaffnet, schnell, verschlagen, wild und schrien gellend. Sie waren nicht so bedauernswert wie Onkel Tom, mit dem man nur Mitleid haben konnte, aber letztlich mußten die Indianer immer verlieren. Gewehre sind tödliche Waffen. Lauter als jedes Indianergeheul. Kugeln lassen sich nicht so leicht entfernen wie Pfeile. Sie machen Löcher in einen. Sie töten immer. Die Indianer waren die Helden, denen die Niederlage bestimmt war. Als siebenjähriger entschied ich mich für die Verlierer. Das war vor 32 Jahren. Die deutsche Sonne wurde von zweitausend winzigen Silbervögeln verdunkelt. Eine Stunde später hatte die Stadt Mannheim praktisch aufgehört zu existieren. Feuer und Rauch. Einstürzende Mauern und gesunkene Rheinkähne. Die Cowboys flogen und schossen Löcher in die Landschaft. Ich hatte nur ein Problem: den Regen zu überleben. Den Teppich zu überleben. Die Indianer hatten sich als blutdürstige Schurken herausgestellt, ich hatte nichts dagegen, sie ausgelöscht zu

sehen — solange die Cowboys nicht auch die Geiseln und Gefangenen trafen. Aber das taten sie natürlich auch. Russische Kriegsgefangene, holländische und französische Zwangsarbeiter, gelegentlich jagten die Cowboys auch ein Kriegsgefangenenlager mit eigenen Leuten in die Luft. Die Deutschen jubelten. Ich überlebte 82 Luftangriffe, in Berlin und Hamburg, in Heilbronn und Gießen, in Koblenz und Mannheim — und wo immer ich vor Anker ging, waren die fliegenden Cowboys hinter mir her. Wenn Bomben fallen, kann ein Mann nichts anderes tun, als beten und die Fliege an der Wand beobachten. Wenn die Wand zittert, wird sich die Fliege an die Decke setzen, und wenn die Decke einstürzt, wird sich die Fliege durch das Loch davonmachen. Insekten kommen immer davon. Ein Mann kann nur den Atem anhalten und sich totstellen. Nach zwei Jahren und 82 Luftangriffen sah ich in Brüssel die ersten Amerikaner, Corned Beef und Speck in Büchsen verteilend und die Luft einer freien neuen Welt atmend: den Rauch der Chesterfield.

In diesem Sommer 1945 zählten zwei Dinge; der Sowjetstern mit Sichel und Hammer, von jedermann stolz auf dem Rockaufschlag getragen (damals bedeutete das Wort Kommunist: dieser Mann war in Ordnung, war im Maquis, vielleicht war er ein Partisan, kurz: ein Held), und den sorglosen, jovialen, freundlichen freigebigen GI. Sozialismus und Demokratie. Die neue Welt, die im Mai 1945 begann, war eine wirklich neue Welt. Nach vier Jahren Dunkel wieder Licht in den Fenstern, Stars and Stripes und Sichel und Hammer. Die schwarzkriechende Hakenkreuzspinne von der Bildfläche verschwunden. Amerikaner, Engländer, Franzosen und Chinesen, Holländer und Russen, ja buchstäblich jeder — außer Deutschen und Österreichern — war dein Freund, dein Bruder. Tränen und Küsse und Lachen. Brüssel, Amsterdam, Paris. Sommer in den Parks. Alliierte Uniformen. Musik aus Bars und Tanzdielen. Jeden Tag Nazis gefangen. Noch Krieg weit weg in Japan. Aber Freiheit hier und jetzt.

Im Sommer 1945 sahen sogar Züge hohlläufiger KZ-Häftlinge wie glückliche Touristen auf einem Tagesausflug ans Meer aus. Alle Menschen waren Brüder in diesem Sommer vor einundzwanzig Jahren und die glücklichsten meiner Brüder gingen nach Amerika.

1950, nach fünf Jahren Israel, fünf Jahren, die mir vorkamen, als hätte ich keine einzige Zeitung gelesen, begann der Koreakrieg für mich eines Morgens in Amsterdam nach dem Frühstück. UNO-Truppen, 38. Breitengrad, chinesische Freiwillige, Mac Arthur, die Atombombe. Mac Arthur von Präsident Truman abgesetzt. Kein Dritter Weltkrieg — noch nicht.

Kein Dritter Weltkrieg — noch nicht, nicht für die nächsten sechzehn Jahre. Noch nicht.

Suez — und die Russen drohten zu intervenieren — aber noch kein Krieg. Ungarn — und die Amerikaner murmelten etwas von Intervention — aber noch kein Krieg. Cuba — Kennedy verlangt den Abzug der russischen Raketen, die Russen ziehen sie ab — und es gibt noch keinen Krieg. Noch einmal vier Jahre

ohne Krieg. Und jetzt, im Mai 1966, eine Viertelmillion amerikanischer Truppen in Vietnam — und die Frage ist, ob die Amerikaner nordvietnamesischen und vielleicht chinesischen Flugzeugen bis über chinesisches Gebiet folgen werden, aber nur Präsident Johnson kann das erlauben. (Jagdflieger: Mr. Präsident, hier spricht Reserveleutnant Jimmy Flagerty: soll ich diesem chinesischen Hundesohn hinterher? Mein Bordschütze ist einsatzbereit. Ende. Präsident: Jimmy Flagerty, hier ist ihr Präsident, kehren sie augenblicklich zum Flughafen zurück und kümmern sie sich nicht um diese chinesische Heulsuse. Warten sie weitere Befehle ab. Ok.) Noch immer kein Krieg, jedenfalls vorläufig.

Die New Yorker Szene besteht nicht nur aus Restaurants und Partys, nicht nur aus Ginsberg, den „Fugs“ und Andy Warhole, dem samt- und seidensüßen Untergrund des „Evergreen“ im Westen. Die T-bons-steaks und Drinks nach Theaterschluss im Algonquin, noch mehr Drinks mit Any, Rudi, Arnold und Sherry lassen dennoch deinen Magen leer und deine Kehle trocken. Es gibt Panas-Party und Roberts-Party und noch mehr zu Trinken am Montag nachmittag im Pen-Club, wenn man bezahlen kann. Passionierte Literaten, die zwischen dem Brooklyn-Campus der Long Island Universität und der in Princeton gastierenden deutschen Gruppe 47 fluktuieren, machen ebensowenig Literatur, wie eine einzelne Schwalbe einen Sommer. Mode zwingt Sex rein und die Beatniks raus, mein Eindruck ist: Lsd wird bald überholt sein und der — zweifellos als Protest gegen die Asienpolitik der Regierung gerauchte — fernöstliche Glücksmacher könnte sehr bald legalisiert sein und aufhören, eine Einkommensquelle für die Maffia und Polizeispitzel darzustellen. Gegner des Vietnam-Krieges, Linke aller Schattierungen (ich bin überzeugt, daß man in New York ebensoviel Marxisten finden kann wie in Moskau), Wohl- und Wundertäter, Professoren, Bildungshyänen, Pilzkopfpoeten, Journalisten und eine Menge hübscher neurotischer jüdischer Mädchen (die sich manchmal als katholisch von Geburt an herausstellen) — die Leute, die ich treffe, sind alle großartig, teils mehr teils minder — die großen Amerikaner, die bei allen Unterschieden zwei Dinge gemeinsam haben: den hohen Lebensstandard für einen garantierten Teil des American-way-of-Life zu halten (den nicht einmal der glühendste Revolutionär missen möchte) — und die völlige Unkenntnis dessen, was Krieg für eine Zivilbevölkerung bedeutet.

Die Kombination von materiellem Komfort mit völligem Unwissen über Krieg im eigenen Land ist ebenso gefährlich, wie Hungerrationen und die Unkenntnis im Frieden. Ein militanter Status wird für normal und selbstverständlich gehalten. Der Krieg ist ein Ding geworden, ein Zustand, er hat sich verselbständigt. Hassen die Amerikaner die Vietnamesen? Natürlich nicht. Doch sie zerstören deren Land. Hassen die Amerikaner die Kommunisten? Sicher nicht. Beispielsweise verkehren sie freundschaftlich mit polnischen und jugoslawischen Kommunisten und die russischen Kommunisten können sie eigentlich nicht länger hassen, da die Russen sie doch in Vietnam tun lassen, was ihnen beliebt. Vielleicht kann

man heute sagen, daß die Vietnamesen die Amerikaner hassen, aber nur insoweit, als sie direkt unter dem Krieg zu leiden haben. Ich habe niemals einen Kommunisten getroffen, der gesagt hätte: ich hasse die Amerikaner. Es klingt wie ein altes Argument, hat aber eine neue Bedeutung erhalten: Regierungen bekämpfen sich nicht mehr, weil sie das jeweils andere System hassen (wahrhaftig: warum nicht auf einem kommunistischen Vietnam bestehen und so einen wertvollen Handelspartner gewinnen, kommunistische Regierungen haben sich doch als „stabil“ herausgestellt). Krieg, und dies ist das Erbe des Hitler-Denkens, wird wegen eines Prinzips geführt. Unter Hitler enthielt der Krieg immer noch ein gewisses Profitdenken, was man vom Vietnam-Krieg nicht sagen kann. Dieser Krieg wird einzig und allein wegen eines Prinzips geführt — aber Krieg ist keine Prinzipienfrage, — sondern lediglich Mord und Raub. Jeder Krieg.

Es gibt nichts, absolut nichts, was sich dadurch gewinnen ließe — jedenfalls nicht direkt. Aber indirekt läßt sich eine Menge gewinnen: der Wirtschaftsboom hält an. Dieser Krieg kriegt die Unterschrift des Großteils der US-Bevölkerung — im Namen ihres materiellen Komforts. Amerikanische Städte sind niemals bombardiert oder in Straßenkämpfen zerstört worden; mögen die Linken protestieren oder nicht: man kann sich heraushalten, denn Amerika ist reich und mächtig. Und es ist auch ein freies Land. Dank Reichtum und Macht und Freiheit kann jedermann in diesem Land leben (vergiß die Arbeitslosen, vergiß die armen Teufel, offensichtlich zählt ihre Zahl nicht), hier kann jedermann gut leben, einschließlich meiner linken intellektuellen Freunde, die hier sogar besser leben als in irgendeinem utopischen sozialistischen Staat, der sicher ihre Redefreiheit, wenn auch nicht unbedingt ihren Lebensstandard einschränken würde (wir wissen alle, daß Intellektuelle im Osten ganz gut leben).

Hier geschieht etwas, was keine Parallele hat: vor allem ist dieses Land weder faschistisch noch hitlerisch. Es hat eine frei gewählte Regierung und eine freie Presse. Aber zur gleichen Zeit hat es mehr Reichtum und militärische Macht als eine Diktatur jemals kontrollieren konnte. Ich nehme an: nicht in Diktaturen, sondern in freien Demokratien wohnen die Bürger ohne moralisches Gewissen, weil ihr Gewissen ihr Komfort, ihre Stärke und ihre Freiheit ist. Das Übel des Vietnam-Krieges, den keiner zu wünschen scheint, ist das Resultat der schweigenden Zusammenarbeit freier und gutsituierter gewöhnlicher Männer und Frauen. Die Wenigen sollen leiden, damit die Vielen ihr gutes Leben fortsetzen können. In Hitlerdeutschland konnten die normalen Bürger Unschuld und Unwissenheit vorschützen, die in ihrem Namen begangenen Greuelaten waren Staatsgeheimnisse, das gleiche kann man für Stalins Rußland gelten lassen. Die Abweichler und die Widerständler endeten in Konzentrations- und Arbeitslagern. Die Gestapo hatte ihre Augen überall. Terrorisiert und eingeschüchtert, hätte sich ein Mann in Hitlerdeutschland schwer gehütet, seine Meinung zu äußern. Eine abweichende Meinung bedeutete den Verlust des Lebens. Hier bedeutet eine abweichende Meinung nicht einmal den Verlust des Jobs. Ich ver-

mute, daß das gute Gewissen des einfachen Mannes hier, mehr oder weniger durch Vollbeschäftigung gut geschmiert, lediglich durch Feuerstürme von Napalm und TNT erschüttert werden könnte, aber wer möchte schon ein Gottesurteil über den einfachen Mann auf der Straße heraufbeschwören? Aber eine freie Presse berichtet täglich, daß irgendwo in Asien einfache Männer von der Straße ins Jenseits befördert werden — wegen eines Fehlers, wegen eines Unglücks, wegen irgendeiner Form von Mißverständnis in diesem Krieg, den keiner wünscht.

Da ist irgendwo irgend etwas übergescnapppt, oder vielleicht schon immer übergescnapppt gewesen. Ich möchte letzteres annehmen. Ich glaube, die Leute, ja wir alle mit wenigen Ausnahmen, sind genau das: total übergescnapppt. Überge-schnappte Mörder — die meisten. Aber nicht bloß Killer, ein bißchen schlimmer: Kannibalen.

Menschen fressen Menschen. Keine Frage. Die übliche Vorstellung von einem Kannibalen ist mit Assoziationen an Stämme in Afrika und Neu-Guinea verbunden, die den geschlagenen Feind oder den Forscher im Tropenanzug verschlingen. Die Weißen auf einem höheren Niveau gesellschaftlicher Organisation tun genau dasselbe, allerdings nicht auf die afrikanische oder die Neu-Guinea-Art, sondern in der nordischen Tradition der Angmassalik-Eskimos.

Zuerst wird das Opfer — das untreue Weib, der gehäste Schwager — in einen Iglu gesperrt. In diesem Iglu bleibt es zwischen drei und sieben Tagen, in bestimmten Fällen zwei Wochen. Der Mörder wird sein Opfer nicht in Wut töten, er argumentiert zu Recht, daß Tod ohne Todesangst eine zu kurze Zeremonie sei. Er möchte sein Opfer „den Tod erleben“ — und nicht nur sterben — lassen. Alle paar Stunden sieht er durch ein schmales Loch, das er in der Eiswand gelassen hat. Ihre Blicke begegnen sich. Kein Wort wird gesprochen. Die Angst in den Augen des Opfers ist die Befriedigung des Mörders. Nicht der leblose Körper, sondern die Todesfurcht erfreut ihn. Nach ein paar Tagen dieser Beobachtung und Überwachung wird der Killer zuschlagen. Und falls es sich um einen „gefährlichen Feind“ handelt, dessen Rache er fürchtet, wird er ein Stück, nur ein kleines Stück, von dessen Leber essen. Ein kleines Stück genügt. Es ist mehr ein Symbol. Kannibalismus zwischen den Angmassaliks nahm in Hungerjahren auch andere Formen an. Sie aßen dann fast ihr gesamtes Opfer und nicht nur die Leber, um zu überleben. Dies war in Ostgrönland um 1890.

Ich begann mit Hitler — einem Angmassalik-Eskimo, wenn es jemals einen geben hat. Niemals vorher sind Leute unter solch erniedrigenden und quälenden Bedingungen vernichtet worden. Nicht nur Goldzähne, sondern auch Haare und Knochen wurden verwertet, fanden den Weg in die Wirtschaft des Landes — *symbolisch absorbiert*. Der „gefährliche“ Feind wurde „mit Haut und Haar“ verspeist — aus Prinzip und um Rache unmöglich zu machen. Die Starken töteten und verspeisten die Schwachen gnadenlos. Es gab kein Gleichgewicht der Kräfte mehr zwischen diesen beiden Parteien. Hitlers Krieg gegen Juden und

Zigeuner war kannibalisch. Die völlige Vernichtung eines weitaus schwächeren Feindes ohne Zweck und Nutzen — das ist die Bedeutung des Kannibalismus in unserer Zeit. Es darf aber nicht vergessen werden, daß niemals ohne einen sogenannten Grund getötet wird. Juden und Zigeuner wurden mit Hilfe der Gesetze des Landes vernichtet und diese Gesetze waren aus so edlen Idealen wie „das Glück und die Zukunft unseres Volkes“ abgeleitet. Es war „sinnvoll“ und tatsächlich hatte es auch einen Sinn. Der Versuch, die Russen und den Rest der freien Welt zu zerstören, ist absolut *similos*. Die Schwachen zu vernichten ist möglich und deshalb mit dem guten Gewissen jedes gewöhnlichen Staatsbürgers zu vereinen — vorausgesetzt, er kommt damit durch. So wie die Cowboys damit durchgekommen sind. Aber ich für meinen Teil habe mich entschieden, ein roter Indianer zu sein. Weniger schuldig und lohnender — auf lange Sicht, nehme ich an.

Gerd Semmer
Der kleine König



Heimatgeschichten

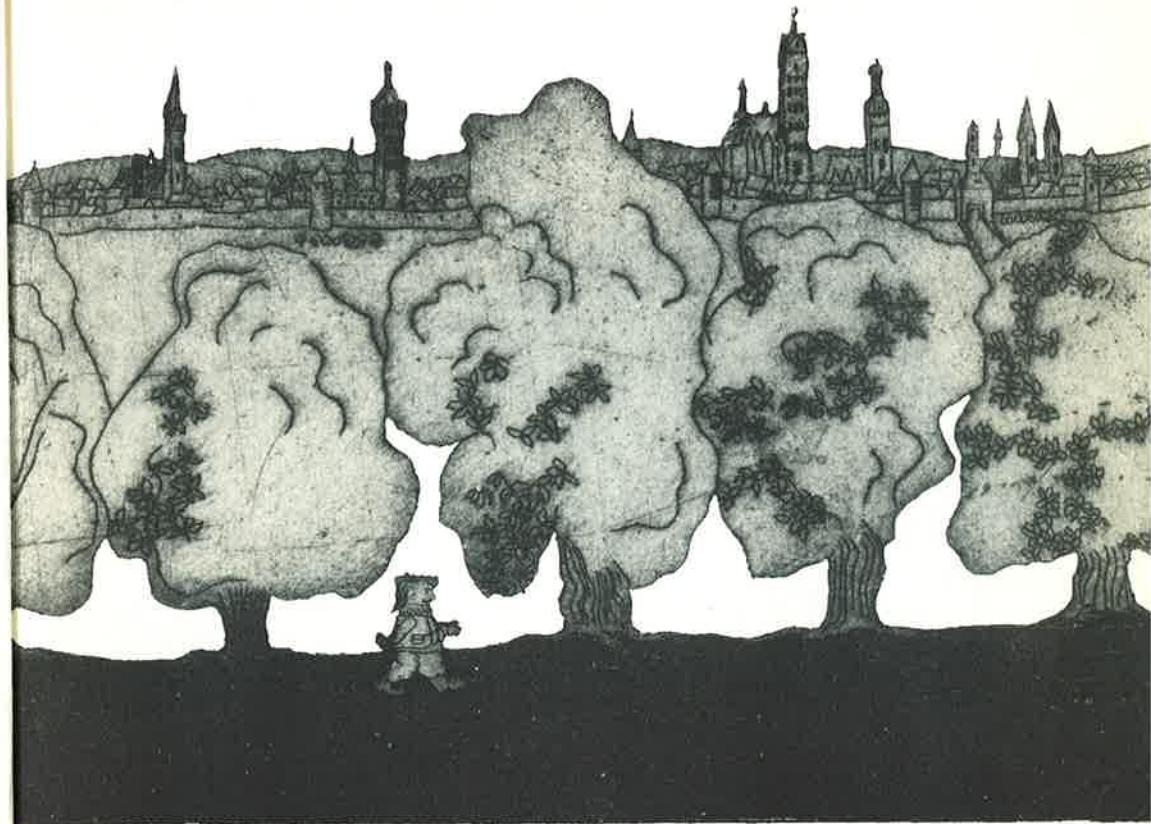
Zum kleinen König

Diese Geschichten erzählten wir uns, wenn wir ans Saufen kamen. Sie sind das Produkt der Weltwirtschaftskrise, des Faschismus, der Währungsreform und einer kleinen katholischen Stadt im östlichen Westfalen: Pottland. Der Mann, der sie vorwiegend erzählte, war ein Maler, den die Wirtschaftskrise 1932 zur Eisenbahn verschlagen hatte. Er hat mich vom Faschismus losgegeist. Die Stadt, wo wir lebten, konnte man nur mit Schmaps ertragen. Schnaps gab es erst wieder nach der Währungsreform. In dieser kleinen Stadt haben die meisten Leute ein Brett vorm Kopf. Man sieht es auf der Straße. Es ist ein spätromanisches Brett, aber es war 1225 schon unmodern. Um dieses Leben zu versüßen, erfanden wir den kleinen König. Er ist kein positiver Held, eher ein negativer. Er ist antibürgerlich in einer Umgebung, die am liebsten Schützenkönig spielt. Er ist der König Ubu von Westfalen. Er schied die Parteien: Für und wider den kleinen König. Wer den kleinen König nicht liebte, der konnte uns auch mal gern haben. Alle die zweckvollen, vernünftigen, erfolgreichen Leute und die Frauen, die immer zu ihren Männern sagen: Erich, sei nicht albern! sie schüttelten die Köpfe, wenn wir dasaßen und über den kleinen König lachten. Er hat ja keine Pointen. Er geht von hinten durch die Brust ins Auge, das dabei leise Tränen lacht. Die Geschichten sind unterentwickelt, ohne es sich als Verdienst anzurechnen. Wie gesagt, das Produkt einer kleinen katholischen Stadt im östlichen Westfalen; wo es die Zergeschulen gibt, aus denen die Präsidenten genommen werden. Ob solche Geschichten heute noch erfunden werden können, scheint fraglich. Die Leute haben jetzt Fernsehen. Manfred Vosz wollte sie zeichnen, sonst hätte ich sie kaum aufgeschrieben. Er hat sie mir abverlangt.

gs

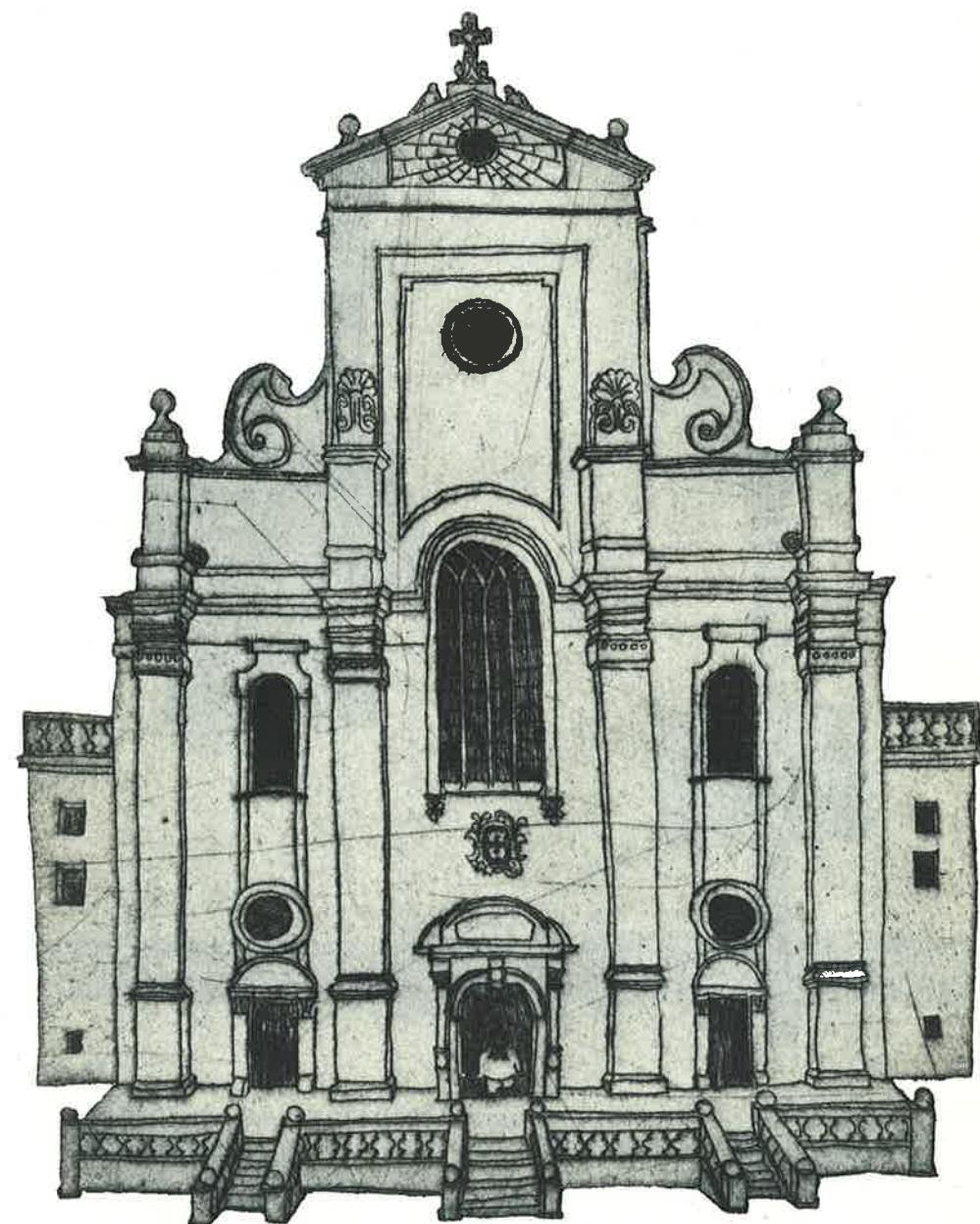
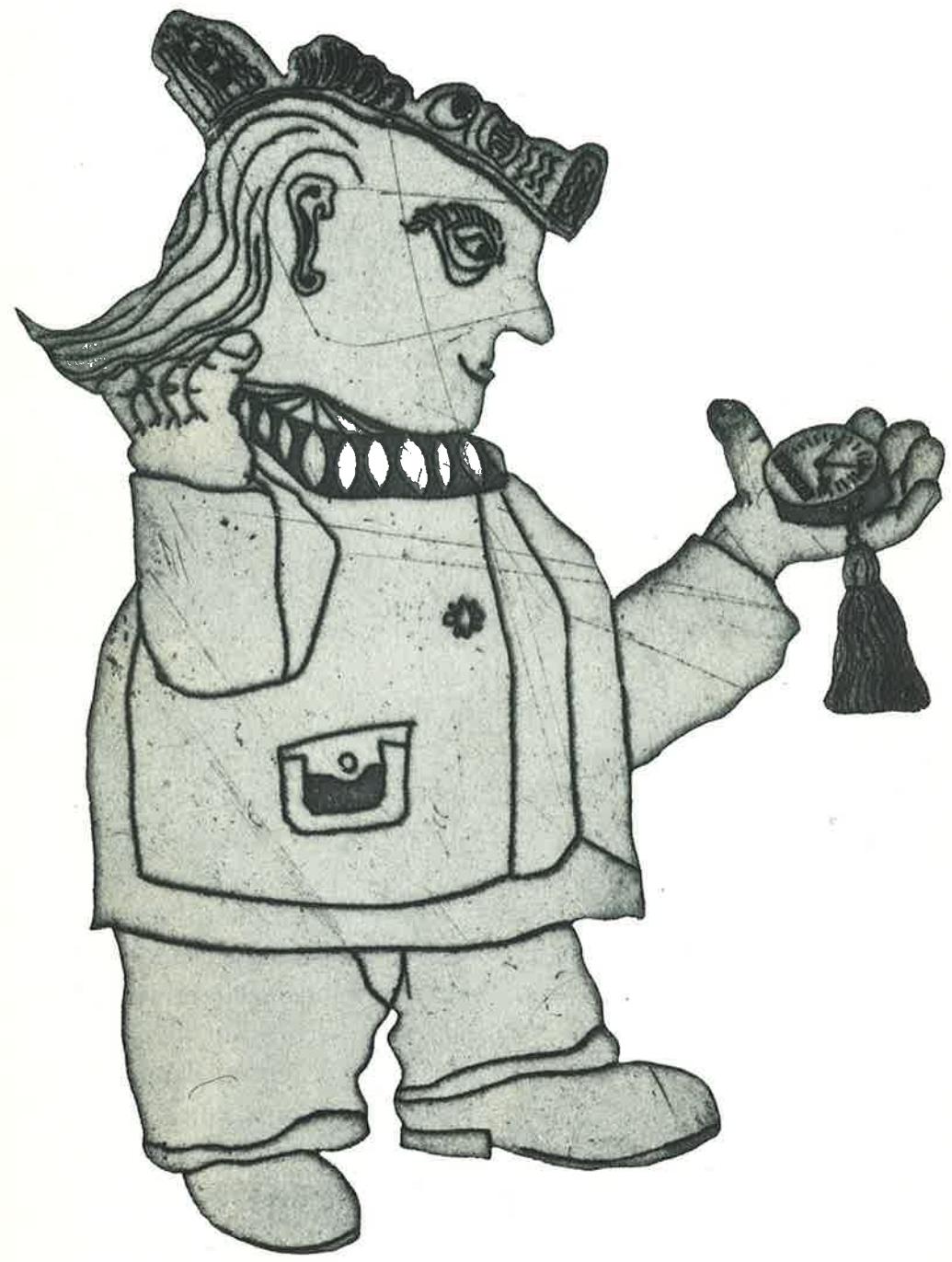
Gerd Semmer Manfred Vosz

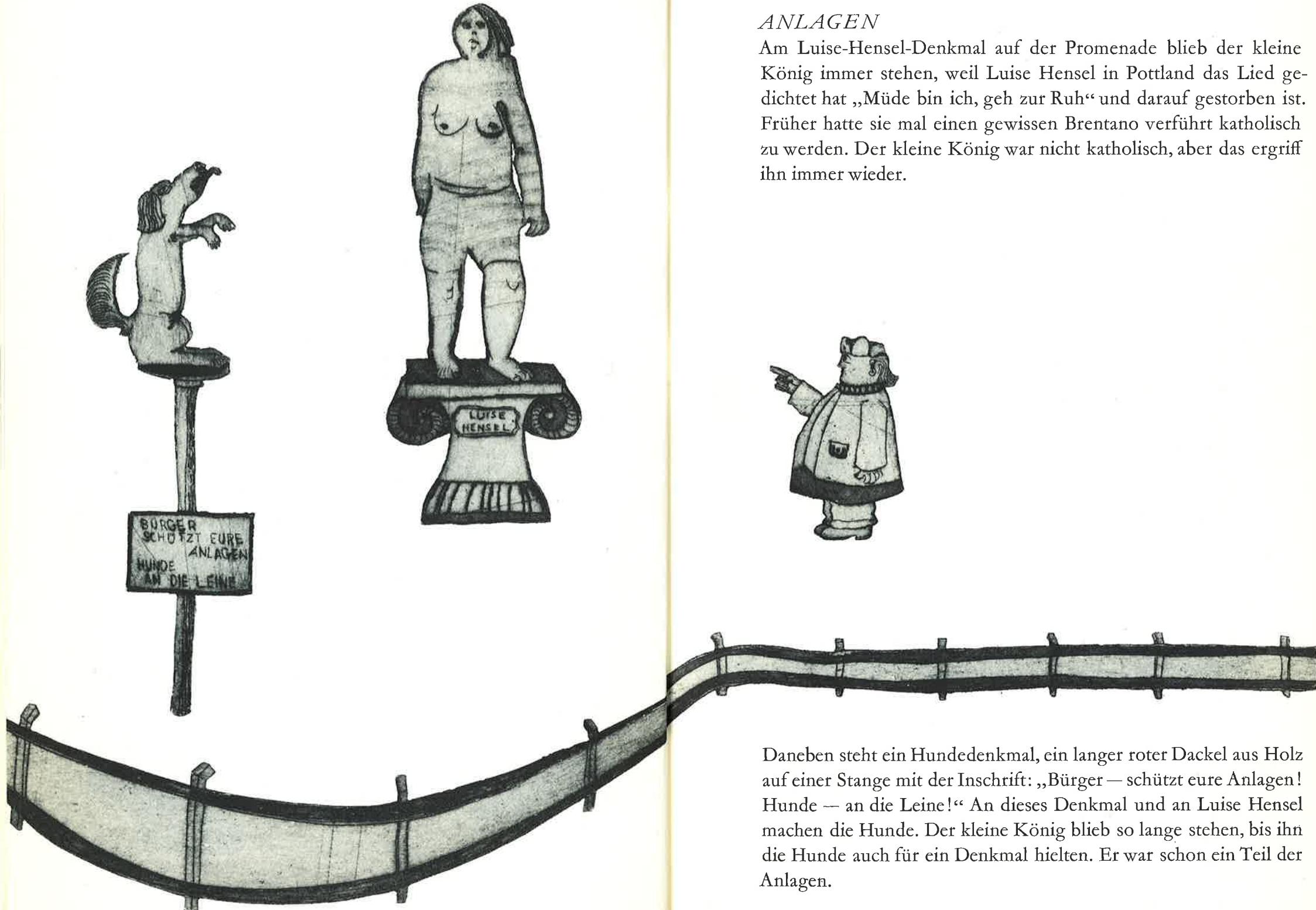
Für Bernhard Hagemeyer und Franz-Josef Humpert, die diese Geschichten erzählten.



IN POTTLAND

Eines Tages nach dem großen Kriege kam der kleine König in unsere kleine Stadt Pottland. Er kam aus dem Osten. Bald kannte ihn jeder, und er wurde unser kleiner König. Er hatte noch kein Zivil. Wenn er auf der Promenade spazieren ging, mußte er immer seine kleine Königsuniform anziehen. Dafür genierte er sich. Er hatte aber alle Orden und Ehrenzeichen abgemacht. Wir hatten ja eine Demokratie. Er ging hinter den dicken Kastanien und Linden immer um den alten Wall rum, jeden Tag drei Kilometer. Damit ihn die Leute nicht so sahen, ging er ganz außen, hinter der letzten Baumreihe. Er wollte inkognito bleiben. In der Tasche hatte er einen Schrittmesser, damit maß er alle seine Schritte. Er brauchte für seinen täglichen Spaziergang 9999 Schritte, manchmal nur 9998, manchmal aber auch 10 000. Dann wurde der kleine König ganz blaß und sagte für sich: „Schon wieder ein Fehlritt. Ich werde ihn beichten.“







Er stand ganz still, damit die Hunde sich nicht erschraken, und ließ sie machen. Aber plötzlich merkten die Hunde doch, daß er lebendig war. Sie bellten und liefen weg. Dann war der kleine König froh, weil die Hunde ihn liebten und weil sie nur gebellt und nicht gebissen hatten.



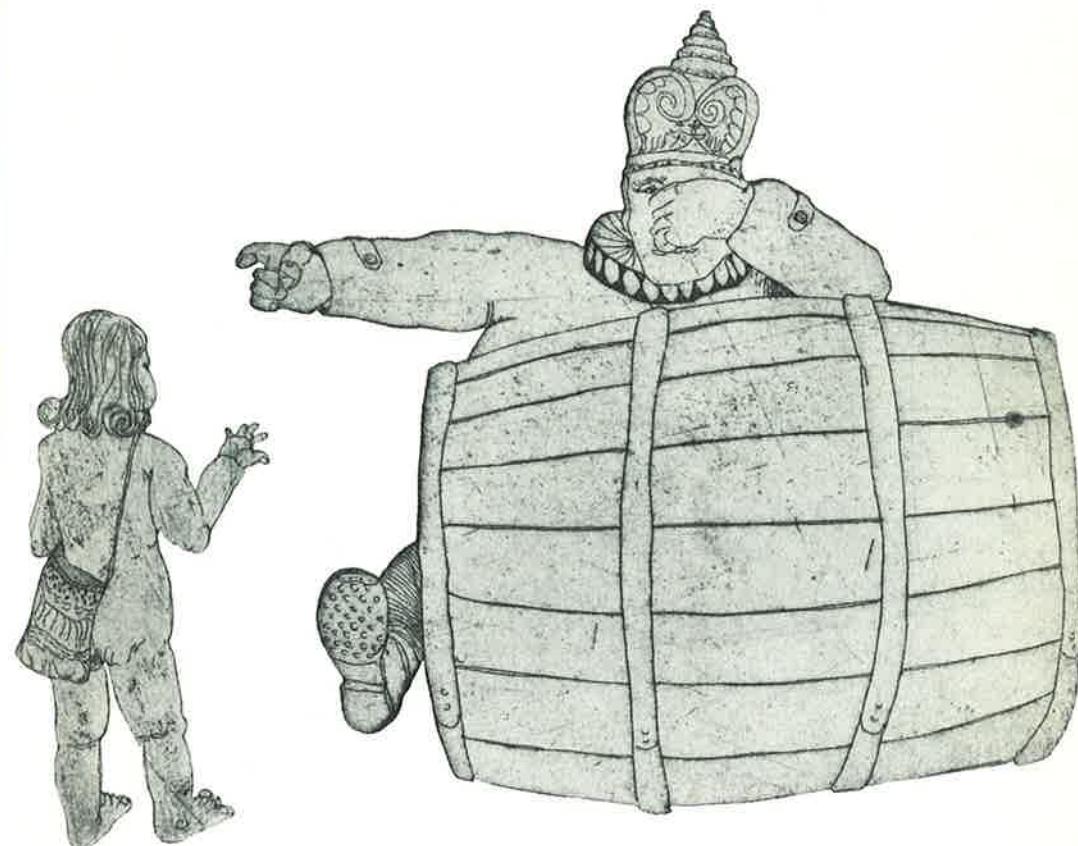
THEATERSPIELEN

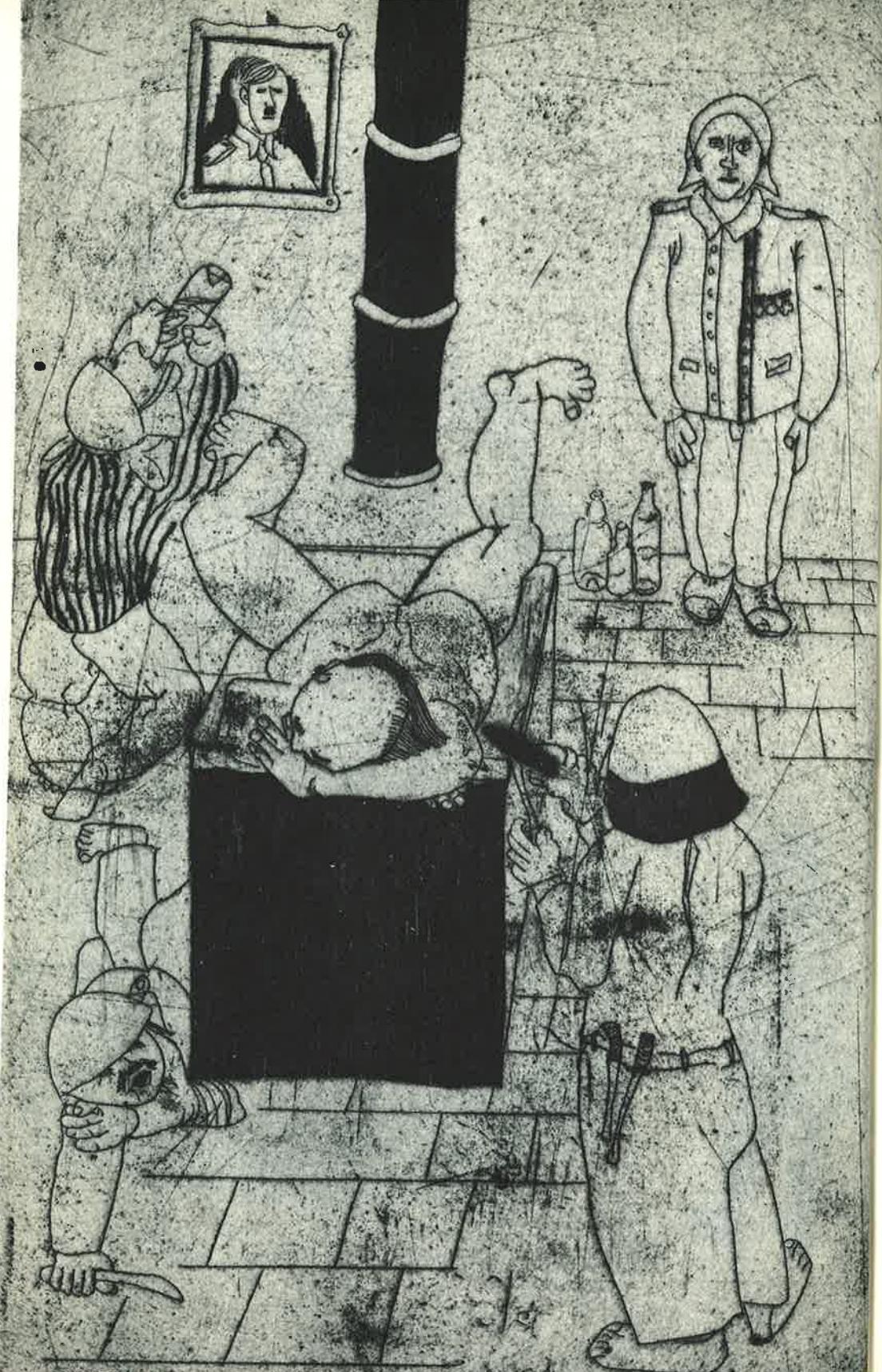
Der kleine König wollte auch mal Theater spielen. Da setzte er sich auf eine Tonne, das war sein Thron, und spielte einen kleinen König. Dann kamen seine Hofschränzen und Hofdamen herein, die tanzten und wedelten mit ihren Schwänzen um ihn herum, und der kleine König freute sich ganz königlich. Dann kamen vier Herolde herein mit Lederzeug und Fanfaren, zwei bliesen die Fanfaren, und zwei andere stellten ihn auf die Tonne und huldigten ihm. Sie senkten eine Stange vor ihm mit einer Pfauenfeder dran und fuhren ihm damit unter der Hose her.

Als die Herolde in den Kulissen verschwunden waren, kamen ein paar finstere Gesellen heraus. Die warfen den kleinen König mit samt seiner Tonne um und verprügeln ihn fürchterlich, so daß der kleine König anfing zu weinen.

Endlich kam sein Sohn Alban hereingestürzt. Der hatte gar nichts an, nur eine Hirtentasche um und einen Hirtenstab in der Hand. Er sprach: „Wer, Herr Vater, hat Euch ein Leids getan?“ Und der kleine König antwortete: „Jene dort, jene Ruchlosen dort.“







Herman R. Beck
Kinderlieder und Abzählverse

*Neue Reime gegen den Alten Reim
meinem Sohn Henning zugeeignet*

Eia popeia, mein Kindlein sei froh,
beißt dich kein Krätze und sticht dich kein Floh!
Ich streich dir die Butter drei Fingerchen dick
und leg dir darüber drei Mattscheiben Glück,
ich kauf dir ein Nas'ring beim Juwelier
und spann dir vor's Fenster ein rosa Papier,
ich schenk dir vom Jahrmarkt den Grauen Star
und stopf dir dein Kissen mit Kaviar,
ich streich dir's Gewissen mit weißestem Weiß,
eia popeia, frag nicht nach dem Preis!

Ri-Ra, Rutsch,
wir fahr'n in güldner Kutsch;
das Hohe Roß trabt munter,
der Arme Hund kommt drunter:
ri-ra, futsch!

Ein Männlein liegt im Walde
ganz steif und stumm,
es hat von schwarzen Käfern
ein Mänt'lein um.
Sag, wer mag das Männlein sein
aus nur Lumpen, Haar und Bein;
das wird doch nicht mein Bruder
der Michel sein?

Es tut mir leid, Mariechen,
doch leider stimmt's,
der große Mann befiehlt es,
der kleine nimmt's.
Laß die Klag' undstell die Frag',
wenn sie keiner hören mag,
dann schrei Mariechen, schrei
bis zum jüngsten Tag!

Hoppe-hoppe Reiter,
wenn er fällt,
dann schreit er;
schreit zu spät,
der arme Wicht;
warum schrie er früher nicht?

Brav Kindlein, brav,
dein Vater war ein Schaf,
hielt den Befehl getreulich
für richtig, recht und heilig;
drum laß auch du dir weisen,
wie man ins Gras zu beißen —
heil! heil! heil!
folgsam alleweil.

Still Kindlein, still,
ein junges Schaf braucht Drill,
braucht weder Kopf noch Kissen,
es braucht auch kein Gewissen;
allein das Fleisch ist wichtig,
drum mach es groß und tüchtig —
friß, friß, friß
Kindlein und vergiß!

Ei Kindlein, ei,
nur keine Drängelei;
in dieser Heldenfalle
da hat es Platz für alle;
es kann gestorben werden
vereinzelt und in Herden —
knall! knall! knall!
jeder je nach Fall.

Aus, Kindlein, aus!
Und dann kommt der Applaus:
Ein Lorbeerkrantz und kolossal
aus Stein und Erz ein Ehrenmal,
dein Name eingemeißelt,
alljährlich frisch geweißelt —
schlaf Kindlein, schlaf,
warst ein braves Schaf ...

Hacke — Hackebeilchen,
das kennt kein Langeweilchen;
will schon wieder Goulasch machen,
dazu braucht es sieben Sachen:
Schmierfink und Sau,
Faultier und Pfau,
Hornochs und Ratt',
Schmeißmück röhrt die Soße glatt.

Vernunft ihr Leut,
setzt halb & halb;
das Spielchen soll sich lohnen:
der Große kriegt das Goldne Kalb,
der Kleine Blaue Bohnen.

Heinar Kipphardt
Die Tugend der Kannibalen

Aus einem Roman

„Wenn ich einen Ballon steigen lassen will, meine Herren, dann muß ich was in ihn hineintun. In einen großen, viel. Und wenn ich eine neue Sache steigen lasse, dann lasse ich sie groß steigen oder gar nicht. Da kann ich kein Ladengeschäft aufmachen mit ‚Man muß sich nach der Decke strecken‘ und keine Handwerksbude mit ‚Ohne Fleiß kein Preis‘ und ‚Jeder hat einmal klein angefangen‘. Da brauche ich Linie, Aufmachung und 20. Jahrhundert. Denn eine Zehndollarnote, meine Herren, oder auch ein Paß ist nicht irgendein Kunstdreck, der auf jede beliebige Weise herzustellen ist, sondern eine reelle Qualitätsware, zu der es eines braucht: Vollendung. Denn eine ziemlich gute Zehndollarnote ist ein unbrauchbarer Schund, und ein ziemlich guter Paß ist eine selbstmörderische Anwandlung. Da kann ich mir nicht zwanzig zweitklassige Figuren hinsetzen, die vielleicht ganz nett zeichnen können und am Fressen sparen und am Werkzeug und einfach nichts in sie reinstecken. Was soll da rauskommen? Da kann doch nur Provinz rauskommen. Da soll man die Sache lassen, da ist die Idee viel zu gut. —

Ich denke da, meine Herren, an etwa hundert erste Leute, internationale Fachleute, die haben wir in unsren Lagern zu sitzen, da sind wir konkurrenzlos, und die kriegen eine erstklassige technische Ausrüstung, dafür sorgt unsere Industrie, und eine erstklassige Fachbildung, und die kriegen auch ein erstklassiges Fressen. Da ist es mir egal, ob das Berufsganoven sind oder Itzigs oder warme Brüder oder sogar politische Verbrecher. Das sind für mich einfach Fachleute, denen ich eine Begeisterung an ihrer Arbeit machen muß, solange ich diese Devisen brauche und diese Pässe für unsere nationalen Aufgaben. Da heiligt der Zweck die Mittel, da kriegen sie anständige Unterkünfte, pro Mann ein Bett, ehrliche Arbeitszeit, intelligentes Wachpersonal und sogar Butter, Zigaretten und Lederschuhe. Ich gehe bis zu Kinovorstellungen und monatlichem Bordellbesuch. Das kostet uns keinen Pfennig, das kann man mit einem Frauenlager regeln. — Und wenn wir das Ding so hochmodern aufziehen, dann haben wir hier in fünf Monaten einen hochrationellen Musterbetrieb mit allen Schikanen, um den sie uns angeschissen kommen werden von Auschwitz bis Buchenwald. Da können Sie sich an mich halten, meine Herren, da mache ich mich dafür stark. Und da macht sich der Sturmbannführer Socker dafür stark vom Wirtschaftshauptamt. Prosit.“

Das sagte Max Halske, Hauptsturmführer, Leiter des Häftlingseinsatzes (D II), bei einem Abendessen, von Kluetezang, dem Kommandanten, anlässlich der Einrichtung des Krematoriums II in kleinem Kreis gegeben. Es ging um die Idee des später berühmt gewordenen graphischen KZ-Betriebes. Er hatte sich das unqualifizierte Gesafte dazu lange genug angehört. Klein, kleiner, am kleinsten. Krämerhorizonte. Krempler in Zahngold und Klamotten und Rasierpinsel. Nur nicht denken! Schulungsbrieflesende Krematoriumsbeamte ohne Initiative und ohne einen Fetzen Geschäftsgeist. Warum kriegen die überhaupt Hummermajonaise zu fressen und nicht Bierkäse, diese Schubladenzieher, diese Parteihutsimpel? Er hatte den Tip von Socker, der eine Rechnung mit Kluetezang hatte, das war sein Rückhalt.

„Es mag ja Leute geben“, fuhr Halske fort, „die den Rohstoffhandel aus der Krematoriumsarbeit für ein einmaliges Geschäft halten, 75 Mark pro Nase, und einmalig ist es in jedem Falle. Ich spreche nicht von ideellen Gesichtspunkten, die stehen außer Frage. Und es mag ja da andere Leute geben, die es für ein noch größeres Geschäft halten, wenn sie die imstand befindlichen Häftlinge zur Arbeit an die Industrie vermieten, vier Mark für Gelernte und drei Mark für Ungelehrte pro Tag. Ich spreche nicht von unserm Selbstkostenpreis an Sicherungskosten und Wachpersonal. Wer macht den Schnitt? Ich frag nicht. — Aber da sind auch andere, die ein Konzentrationslager nicht nur für eine ideelle Einrichtung halten in diesem nationalen Aufbruch mit seinen unvermeidlichen Schwierigkeiten, sondern auch für ein wirtschaftliches Unternehmen, das rentabel zu sein hat und mit der Zeit geht und aufstrebt, und das den Schnitt selber macht für unsern Staat. Und dazu gehöre ich, und dazu gehört der Sturmbannführer Socker. Man muß auch in die Zukunft denken können, meine Herren.“ Er aß seine doppelte Portion Pfirsich-Melba. Er sah, daß man seinen zweimaligen Hinweis auf Socker verstanden hatte. Einige der Herren, Verächter geschäftlichen Denkens, stocherten in ihrem Nachtisch herum. Es war bekannt, daß die Häftlingstaxen für die Mona AG auf Vorschlag des Standartenführers Kluetezang zustande gekommen waren, der dort zufällig einen Schwager hatte. Halske hatte den Vorgang fotokopieren lassen.

Kluetezang machte kleine Augen und sagte:

„Also, dann laß den Ballon steigen, Max. Ich hab herausfinden wollen, ob dir die Sache ein Herzensbedürfnis ist, und ich seh's. Denn das braucht es. Die Idee ist allererste Klasse. Mach sie. — Sollen wir denn hier den ganzen Abend Wein saufen?“

Die Ordonnanzen brachten ein Faß Bockbier, das von Kluetezang angeschlagen wurde. Die Stimmung blieb gepflegt. Ehe das Faß getrunken war, ließ sich Kluetezang den Wagen kommen. Er hatte Kopfschmerzen. Gegen seine Gewohnheit schüttelte er Halske zum Abschied die Hand. Halske fragte sich, ob er nicht zuviel riskiert hatte. Das Gefährliche an Kluetezang waren dessen Industrieverbindungen. Wenn der Faden reißt, dann stehe ich einzig auf den zwei

Augen des Sturmbannführers Socker. Wenn schon. Es ist mein Stil, es ist die Sorte von Arbeit die ich brauch, und in der ich einmalig bin. Der Mensch schafft sich selbst. Das ist meine Philosophie, und die habe ich nicht von irgendeinem Tintenpisser.

Wer steht hinter Halske, fragte sich Kluetezang, daß der sich das rausnimmt? Nur Socker? Warum ist niemand aus Berlin gekommen, das neue Krematorium einzweihen? Hat das Sicherheitsauptamt seine Finger drin, oder ist Halske ein Idiot? Der einzige Mensch, der mir gedroht hat, solange ich hier Kommandant bin, ist der Standartenführer Erlanger gewesen, und der ist vier Monate danach gefallen. Im Strafbataillon.

Von der neuen Betonstraße über die Hügel zurückblickend, sah er das Lager weiß im Mondlicht liegen, Baracken und Straßen auf den Hauptapellplatz strahlenförmig orientiert. Weißstämmige Buchengruppen, künstliche Rasenhügel, der Landschaft eingefügt, Buchengrün, die Krematoriumsschornsteine verdeckend. Er schloß die Augen, bitteren Gedanken nachhängend. Wird es mir gedankt, daß ich diese übermenschliche Pflicht hier auf mich genommen habe in einer rein sittlichen Entscheidung für diese völkische Idee? Für wen wird eine Fabrik gebraucht, falsche Pläne herzustellen und falsche Auslandsvaluta? Wer denkt daran in dieser Schicksalswende in diesem Mai 1943? Nur Socker, die kleine Bulldogge? Die Treue ist das Mark der Ehre. Für wen, für wen noch? Ich rauche zuviel, ich bewege mich zu wenig, ich bin nicht mehr der Alte. Wer nicht steigt, fällt.

Vor seinem Haus dem Wagen entsteigend, glitt er auf einem Stück Hundekot aus. Er stieß den Fahrer vor die Brust, der ihm aufhelfen wollte.

„Wer bereit ist zu stürzen, findet Scheiße überall“, sagte Kluetezang. „Der Hundeführer kommt zum Rapport.“

Seine Dienstwohnung, an einem Wiesenhang innerhalb der zweiten Postenkette gelegen, schien ihm an diesem Abend kahl und unpersönlich. Er betrachtete das Foto seiner Frau. Er sehnte sich nach ihrem weichen, leidensfähigen Gesicht und den Kindern, fünfjährigen Zwillingen, zart und verzärtelt wie ehedem er selbst. Ich habe meine Mutter geheiratet. Sieh an. Er ging in sein Arbeitszimmer, ohne den Mantel auszuziehen. Die Einrichtung war in der Häftlingsstischlerei nach einem holländischen Genrebild glücklich kopiert worden. Dunkle Walnußtische, lederbespannte Bauernsessel, mächtige Petroleumlampen, natürlich elektrifiziert. Die Seestücke an den künstlich verrauchten Wänden, aus holländischem Besitz glücklich erworben, erzeugten Kindheitserinnerungen. Das Meer. Sein Vater war Inhaber einer Fischmehlfabrik gewesen, einer schlechtgehenden, in der Nähe von Emden.

Er entnahm dem Stahlsafe, in dem elektrisch beheizbaren Kamin verborgen, die

Personalakte des Hauptsturmbannführers Max Halske, die er der guten Ordnung halber bei dessen Eintritt in die Lagerführung hatte fotokopieren lassen. Die Kameradschaft muß eine Basis haben. Nach der Gewohnheit studierte er zuerst den handgeschriebenen Lebenslauf, ein jugenderbauendes Bild. Strebssamer Junge aus kleinen aber reinen Verhältnissen, Berlin O, Ackerstraße, lernt früh die Not kennen. Vater am Chemin des Dames gefallen, ein hoffnungsvoller Handelskaufmann. Der aufgeweckte kleine Max unterstützt nähende Mutter und kränkelnde Schwester durch Zeitungsauftragen und Botenarbeit. Nachts immerzu lernend, bringt er es zum Werkstudenten, der seine geistige Heimat allerdings in der nationalen Studentenschaft findet. Der Ingenieurschule wegen politischer Aktivitäten leider früh verwiesen, arbeitet er als technischer Zeichner, Kinovorführer und als nationalbewußter Kellner. Politische Gefängnisstrafe im Mordprozeß Bogatzka, aber nicht doch, Sühnefall, als Ehrenhaft anerkannt und mit dem Blutorden dafür ausgezeichnet. Der nationale Aufbruch findet Max als SA-Hilfspolizisten im KL Esterwegen. Studien der hebräischen Sprache und der Geschichte des Judentums führen ihn in das Amt Rosenberg, nationalökonomische Spezialinteressen in das SS-Wirtschaftshauptamt, Abteilung jüdische Vermögen, Treuhandverwaltung. Was aber führt ihn karrierewidrig in ein SD Einsatzkommando und was in einen Partisaneneinsatz? Nur Vaterlandsliebe? Nur Wissensdurst? Die Naivität war erheiternd. Er wies seinen Gestapo-Gewährsmann an: „Realisiere Lebenslauf Halske. Recherchiere Treuhandtätigkeit und heutige Vermögensverhältnisse. Beschaffe Originalakten Prozeß Bogatzka.“ Er nahm ein heißes Bad und schlief tief und wunderbar entspannt bis zur gewohnten Stunde. Seit langer Zeit der erste erotisch bestimmte Traum: Ein Maschinengewehr, Sperma ausspeisend in ein Gebirge von Brüsten, rosig sich aufrichtend, freudig. Im Falle ernsterer Schwierigkeiten mit den Häftlingstaxen hätte ihn sein Schwager ja wohl informiert.

Seinen morgendlichen Gemüsesaft auf der Terrasse in kleinen Schlucken trinkend (der Leber halber, und weil er an die Kraft der Natur glaubte), entschloß er sich dennoch, nach Berlin zu fahren. *Wer den Stier bei den Hörnern packt, der hat die Herde, und der Wind, der am Morgen das Wasser nicht kräuselt, zerstört am Abend die Stadt.*

Der erste sonnige Maientag des Jahres 1943 hatte für Kluetetzang die ernste Klarheit eines Kindergesichts. Brüchige Jungenstimmen, traurige Lieder singend, es gibt nichts Erregenderes.

,Giete Menschen hot Rachmones,¹⁾

der Tate²⁾ ist gesturben vor Hunger und vor Nojt.

Giete Menschen hot Rachmones

werft herab e Stickle Brojt.'

¹⁾ Jiddisch: Erbarmen

²⁾ Jiddisch: Vater

Als er das Warschauer Ghetto besichtigt hatte, furchtbar, hatten das unglaublich schmutzige Judenjungen vor unglaublich schmutzigen Häusern gesungen. *Deshalb muß der Schmutz ja vertilgt werden. Jede neue Ordnung braucht ihre Würgengel, aber vom Ethos der Notwendigkeit geprägt, nicht von Jobbertum.* Vor der Abfahrt rief er seinen Adjutanten an und wünschte zu wissen, wann endlich die Filteranlagen in die Krematoriumsschornsteine eingebaut würden. Das stank doch immer noch. Das sah er an dem gelben Qualm.

Wer steht hinter Halske? Er kam nicht davon los.

Unglücklicherweise gelang es ihm in Berlin nicht, einen der leitenden Herren im Wirtschaftshauptamt zu sprechen. Sie waren verreist oder in Sitzungen oder einfach unerreichbar. Socker ließ ihn wissen, daß er sich in einem römisch-russischen Bad in der Kantstraße befindet, einem Bordell. Er möchte sich nicht so weit erniedrigen, ihn dort aufzusuchen. Er ließ sich mit einem Taxi hinfahren, aber er ging nicht hinein. Nach reiflicher Überlegung hielt er es für falsch, auf eine bloße Mutmaßung hin, Schwäche zu zeigen. Es reichte ihm schon, einen stark schwitzenden, stark parfümierten Referenten aus dem Sicherheitshauptamt in den Kaiserhof zum Abendessen einzuladen zu müssen. Peinigend. Was er durch ihn erfuhr, war wirklich beunruhigend. Der angespannten Lage auf dem Arbeitsmarkt wegen, sollten die Liquidierungsprogramme auf spezielle Lager beschränkt, die andern in wirtschaftlich arbeitende SS-Unternehmungen verwandelt werden. Alle bisherigen Verträge, Häftlingsarbeiter für die Industrie betreffend, seien als unzulässig zu kündigen, der Befehl, die Lager industriell auszurüsten liege bei Himmler zur Unterschrift. Die Industrie, im Förderkreis der SS vertreten, war dazu vom Reichsführer SS nicht einmal gehört worden.

„Dienen geht über verdienen“, sagte der Referent, seine Krebse aufbrechend. Kluetetzang verließ ihn unter einem Vorwand und rief seinen Schwager Bloomberg an. „Eine Sache ist der Herr Himmler, eine andere ein zusammenbrechendes Rüstungsprogramm“, sagte Bloomberg, am Telefon immerhin. „Es ist die reine Romantik im gegenwärtigen Zeitpunkt KZ-eigene Industrieanlagen zu planen. Wer die neue Produktionsanalyse des Wirtschaftsrates liest, läßt den Plan fallen wie eine heiße Kartoffel. Sei unbesorgt. P. und ich sind für das Wochenende in Ostpreußen zur Jagd, wenn dich das beruhigt.“

Danach war Kluetetzang klar, daß Göring von Industrieseite in der Sache bemüht werden sollte, und das bestätigte seine schlimmsten Befürchtungen. Das Hickhack zwischen Industrie und SS-Führung war in das Stadium eines ernsten Machtkampfes getreten, ausgerechnet von der strittigen Häftlingsarbeiterfrage ausgelöst. Wenn Himmler dazu übergang, zweifelte er, Kluetetzang, nicht an dem Ausgang. Jeder Mensch wußte, daß Görings Einfluß seit seiner Niederlage im Luftkrieg gering war. Kluetetzang warf sich vor, in der Frage der Häftlingsarbeiter wirklich leichtfertig, wirklich zu gutgläubig gehandelt zu haben. Er hatte die wirtschaftspolitischen Folgen einfach nicht bedacht. Die alte Abneigung gebildeter Menschen wirtschaftlichen Dingen gegenüber. Ein wirklicher Fehler,

aber ein korrigierbarer. Er war entschlossen in 24 Stunden ein technisches Gutachten in Händen zu haben, mit welchen Mitteln und mit welchen Kosten das Lager stufenweise in einen industriellen Betrieb umzuwandeln ist. Wenn ich an diesem Wendepunkt in die Initiative kommen will, so muß ich über Halskes Pläne hinausgehen. Natürlich werde ich der Fairness halber Bloombach unterrichten.

Die zurückgewonnene Freiheit zu handeln belebte ihn. Er hatte die geheime Privatnummer von Sch., einem der engsten Vertrauten des Reichsführers. Es war ein Wagnis, aber er rief ihn an. Sch. gab sich überrascht, wohlwollend interessiert und versprach, die Anregungen, die er intelligent und originell nannte, dem Reichsführer vorzutragen. Ein großer Schritt vorwärts.

In der Hotelhalle traf er Socker, zu seiner Verwunderung von Halske begleitet. Socker in auffälligem Zivil, kariertes Dickwanst, Halske in englisch geschnittenen Reithosen mit deutschem Lederbesatz. Unmöglich.

„Das ist d'r Fels Kluetezang, auf den wir unsere Kirche bauen“, frotzelte Halske, offenbar nicht nüchtern. „Er ist von unserm Plan ganz Feuer und Fett.“ „Das freut mich aufrichtig“, sagte Socker. „Die benötigten Gelder sind bewilligt, und wir zwei gehn auf Dienstreise, die brachliegende Fachwelt in Arbeit und Brot zu bringen. Ich finde, daß wir uns ergänzen. Die Baupläne werden Ihnen zugeschickt, das ist eine technisch verlockende Aufgabe. Es handelt sich um ein Sonderlager, unterirdisch anzulegen mit allen Raffinessen in drei Monaten, das Ihnen verwaltungsmäßig untersteht, nicht kommandomäßig, da Sie überlastet sind. Die Leitung kriegt der Halske, dem Wirtschaftshauptamt direkt verantwortlich. Ich nehme an, daß Sie das so mit mir besprechen wollten heute nachmittag. Es freut mich, daß wir uns in allem einig sind.“

Er schüttelte die Hand des schweigsamen Kluetezang wie einen Pumpenschwengel. Seine beringten Fleischerhände erschienen Kluetezang grotesk. Gigantische Wülste, rot und fast ohne Fingernägel. Der Triumph in seinem Mondgesicht hatte etwas Wollüstiges. Halske war vorsichtiger, aber die Schadenfreude machte auch sein Gesicht weich. Es amüsierte Kluetezang, die beiden triumphieren zu sehen, weil sie ihn aus ihrem wirtschaftlich durch und durch unmoralischen Projekt ausgebootet hatten. Sie konnten ihm keinen größeren Gefallen tun. Sobald die neue wirtschaftspolitische Konzeption wirklich durchgesetzt wäre, würde sich in der höheren SS-Führung niemand finden, der eine staatlich betriebene Valutafälschung zu rechtfertigen wagt. *Die kleinste Information an die Bankwelt, und der Skandal fegt die Initiatoren weg wie Kehricht. Natürlich verändert der Krieg nicht unerheblich die geschäftlichen Methoden zum Großen und Elementaren hin, aber ebenso natürlich müssen in ihm die wirklich existentiellen geschäftlichen Prinzipien unverletzt bleiben. Das sagt einem der gesunde Menschenverstand und ein Gefühl angeborenen Anstands.* Kluetezang genoß den bleichen und den roten Triumph auf den Gesichtern der beiden trickreichen Provinzschieber, die nicht wußten, daß sie von den Ereignissen schon überrundet

waren, und er sagte: „Es ist die Weitsicht und es ist die Einfachheit, die mir an Ihrem Plan so imponiert. Er kann verkannt werden wie der des Christoph Columbus.“

Aus Aufzeichnungen des Hauptsturmführers Max Halske:

Wir hatten Kluetezang überfahren. Wir hatten die ganze Sache als reinen Trick über die Bühne gebracht. Eine unausgegorene Idee, ein paar Fühlungnahmen auf unterer Ebene, sonst hatten wir nichts in der Hand.

Sockers Anweisung, Kluetezang im Wirtschaftshauptamt nicht vorzulassen, hatte sich in ihrer Einfachheit als genial erwiesen. Er mußte mehr Dreck am Stecken haben, als wir beide ahnten. Den Referenten, der Kluetezang in Sockers Auftrag mit Scheißhausparolen versorgt hatte, trafen wir anschließend in der Jockey-Bar. Er erzählte, bei der Erwähnung des Reichsführers sei Kluetezang das Pinocenez in die Dillsauce gefallen. Leider war es uns durch eine technische Panne nicht gelungen, seine Telefongespräche abzuhören.

Es war ein echter Joke zu beobachten wie der kleine, geschniegelte Kluetezang in der Kantstraße tatsächlich aus dem Taxi stieg, in Gewissenskonflikten vor dem Puff auf und ab ging, in eine Apotheke verschwand und schließlich doch zurückfuhr. Wir beobachteten ihn aus einem geparkten Privatwagen und wir ließen ihn fotografieren. Wie schlecht muß sein Gewissen sein oder wie überempfindlich, daß er auf diese Touren hereinfällt. Bei seinen Industrieverbindungen.

Er kann ja nüchternen Sinnes nicht annehmen, daß das Wirtschaftshauptamt der großen Industrie in der Frage der Häftlingsbezahlung an die Karre pissem kann. Sockers Erklärung ist mir zu primitiv. Er behauptet, daß Kluetezang kleine Brötchen backe, weil er die Entdeckung eines Kontos fürchte, das Bloombach als Dank für die Vermittlung dessen Kindern kürzlich eingerichtet habe. Da müßten die ja Tinte gesoffen haben. Das Konto ist offen geführt. Socker wartet darauf, daß es von Kluetezang aufgelöst wird. Was denn noch?

„Der ist so dumm, daß ihn die Gänse beißen“, sagte Socker, „ich schlag vor, daß wir die Grundsteinlegung einer aufstrebenden Firma begehen in einem privaten Etablissement Grunewaldsee, das dir gefallen wird. Die Liebe ist eine Himmelsmacht bekanntlich, besonders die gelernte. Wir brauchen Einfälle.“

Es war mir recht, denn etwas Sachdienliches war in dieser Nacht ohnehin nicht zu tun. Die Aussicht ein Unternehmen aufzubauen, das meinen schöpferischen Neigungen endlich ganz entsprach, hatte in mir ein lange nicht gekanntes Glücksgefühl erzeugt, rauschhaft. Ich wußte, daß ich auf diesem Gebiet etwas wirklich Erstrangiges leisten konnte. Wie es stand, hielt ich den Krieg für verloren. Wenn es danach für uns, die wir nicht aussteigen konnten, einen Wechsel auf die Zukunft noch gab, dann würde der in unseren Werkstätten mit unseren Pässen und

unseren Devisen ausgeschrieben. Endlich eine aufbauende, zukunftsträchtige und unabhängige Tätigkeit.

Das Haus in Grunewaldsee, in einem Park mit seltenen Bäumen und Gewächshäusern gelegen, übertraf in seiner Großzügigkeit meine Erwartungen. Es gehörte einer japanischen Diplomatenwitwe, die Wärme und Freundlichkeit ausstrahlte. Wir waren von Socker angemeldet, der gut bekannt schien, und wir wurden wie Freunde empfangen, die unvermutet von einer langen Reise zurückgekehrt waren. Das Haus war im alten japanischen Stil errichtet, nichts Talmhaftes, Pseudo-Fernöstliches. In dem traditionellen Vorraum half uns ein Diener aus den Kleidern. Wir zogen Kimonos an und weiche Pantoffeln. Wie Kleidung das Lebensgefühl ändert! Das Gemüt wird weich in weichen Kleidern und der Sinn leicht in leichten Schuhen. In einem kleinen Raum, bis auf einige Sitzkissen leer, aber mit entzückenden Blumenarrangements ausgestattet, reichte uns die Hausherrin zeremoniell einen eigentümlich gewürzten Tee, ein Aphrodisiacum enthaltend, nehme ich an. Danach geleitete uns ein anderer Diener in das Familienbad, ein temperiertes Bassin, von exotischen Gewächsen in Porzellankübeln umstanden, Orchideen vermutlich. Dorthin kamen auch die Mädchen, die wirklich erste Klasse waren in ihrer ausgesuchten Verschiedenheit, in ihrer Anmut, in ihrer selbstverständlichen, gesunden Sexualität. Eine Welt der Heiterkeit in der man atmen konnte, mozartisch wie sie in ihren weißen Musselinschleieren aus kleinen Orchideenwäldchen traten. Wirklich exklusiv. Nichts Schwüles, nichts an Geschäft oder Körperhygiene erinnerndes, was auch gut geführten Bordellen leicht anhaftet. Wenn ich an die Dinger meiner Kellnerzeit denke, die Amateurmiezen, die ich da zu laufen hatte. Die unerbittlichen Kämpfe, einfach zu existieren, minimal, bei schlechten Mahlzeiten in verstunkenen Hinterhauswohnungen. Die Schlachten, die geschlagen werden mußten um einen neuen Anzug, um im Schlamm dieser riesenhaften unerkannten Hinterhausghettos nicht zu versinken wie die hunderttausend anderen in jeder großen Stadt, die von ihrem 20. Lebensjahr nichts anderes mehr tun, als unmerklich unterzugehn, arbeitend und nicht verzweifelnd. Wie leicht hätte mir das passieren können. Was hat mich davor bewahrt? Auf netten Ottomanen am Beckenrand warmen Reiswein trinkend, bedächtig das richtige Mädchen auswählend oder auch mehrere, bekam ich den Weg durch das Dickicht, den ich in den vergangenen zehn Jahren zurückgelegt hatte, deutlich in den Blick. Und was ich erreicht hatte, das war, von diesem Abend aus betrachtet, nicht das Ziel sondern nur eine gefällige Ausgangsposition zu einem eroberbaren Gipfel. Ich hab mir meinen Aufstieg aus der Tiefe einzig mit meiner Kraft freigehauen und ausgestattet mit einer einzigen Waffe: meiner Intelligenz, die die Ideen erkannt hat in ihrer wahren Bedeutung, nämlich als Transportmittel der sich selbst schaffenden Persönlichkeit. Es klingt für einen Hauptsturmführer vielleicht seltsam, aber ich bin kein Nazi. Ich wäre in jedem System hochgekommen, und ich bin nicht willens mit irgendeinem unterzugehen. Wenn ich etwas verachte, dann sind das die sogenannten Idealisten

jedweder Couleur, die auf dem Kopf spazierenden Dummköpfe, die am unerträglichsten sind in ihrer dümmsten Variante, als Märtyrer. Ich bin, was ich brauche, mich fortzubewegen. Ich denke, was ich brauche, mich fortzubewegen. Und ich bewege fort, was mich fortbewegt. Der Mensch ist der Täter seiner selbst zum Zwecke des Lebensgenusses, das ist der Fakt, und die Rückführung aller Ideen auf ihre materielle Benutzbarkeit, das ist die einzige intelligente Idee dieses Jahrhunderts. Es ist übrigens interessant, daß die sogenannten Ideen, nehmen wir den Nationalsozialismus, an einem bestimmten Punkt gerade von deren dogmatischen Anhängern, den sogenannten Idealisten, zu Grunde gerichtet werden, nämlich durch deren Unbeweglichkeit. Unfähig, Teile einer Idee aufzugeben, die sich als historisch undurchführbar erwiesen haben, ruinieren sie alles. Der Krieg zum Beispiel: Man kann die Bolschewiken auf den Schädel schlagen und sich den russisch-asiatischen Markt freikämpfen mit Hilfe der Plutokratien oder wenigstens mit deren Billigung, das hat Verstand, das ist eine brauchbare Idee. Oder man kann die Plutokratien auf den Schädel schlagen und sich den europäisch-afrikanischen Markt freikämpfen mit Hilfe der Bolschewiken oder wenigstens mit deren Billigung, das hat auch Verstand, und das ist auch eine brauchbare Idee. Aber man kann nicht beides, wie sich zeigt. Und wenn sich das zu zeigen beginnt, ein Mensch kann sich irren, dann hat das keinen Verstand mehr, und dann ist das eine unbrauchbare Idee, und man muß sie ummontieren auf Variante 1 oder 2, und das wäre auch möglich gewesen für jeden, der fähig ist, eine Idee in ihrer wahren Tiefe zu begreifen, i. e. als Transportmittel. Die Güte einer Idee ist zu messen an der Güte des Geschäfts, das mit ihr zu machen ist. Der Nationalsozialismus geht somit zu Grunde an den dogmatischen Nationalsozialisten, Hitler an der Spitze und nicht an Leuten wie Socker oder mir oder Schacht, die wir Professionals sind. Eine Idee, die etwas Lebendiges darstellen will, muß ihre Ideenträger totschlagen, rechtzeitig.

Ich nehme zum Beispiel nicht an, daß Socker überhaupt weiß was das ist eine Idee, und deshalb ist er mit allen seinen deprimierenden Eigenschaften ein Mensch, ein Partner, den ich mir an seinen Interessen errechnen kann. Sogar in der Intimsphäre, die bekanntlich Überraschungen bereit hält. Socker, physisch und psychisch mein ziemliches Gegenteil, hatte sich, wie von mir erwartet, eine zierliche Blondine ausgesucht, zart, zerbrechlich, mit großen blauen Kinderaugen und allerdings bedeutenden Brüsten. Ich begriff in dieser Nacht, was wirkliche Körperfunktion ist, wirklicher Lebensgenuss, wirkliches Glück. Vor allem die Erfahrung: Es (das Glück) ist lehrbar, es ist, wie alles andere, eine Frage der fachlichen Ausbildung. Die Liebe ist ja in unseren körperfeindlichen Breiten (ein Erbe des Puritanismus) in der Regel so deprimierend, weil sie von ungelernten Kräften ausgeübt wird. Psychisches Brachland, dem Zufall überlassen und somit ohne Kultur. Seltsamerweise wird der leistungssteigernde Effekt der Liebe in körperlicher wie auch besonders in geistiger Hinsicht gerade von staatlicher Seite so gut wie nicht beachtet. Die Möglichkeit, das Glück für viele aufwendig und

wirklich billig zu organisieren, wird in ihrer staatspolitischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung einfach nicht bemerkt. Bestenfalls sieht man, das Pferd vom Schwanz aufzäumend, die Vermehrung, eine unvermeidliche Folge ausreichender Ernährung. Kann es sich die moderne technische Massengesellschaft aber leisten, ausgerechnet das Glück Privatsache sein zu lassen? Beim Frühstück sprach ich darüber mit Socker. Er dachte, ich mache Witze. Auch die Mädchen lachten. Es ist das Schicksal der großen, das heißt der plumpen Gedanken, daß sie nicht erkannt werden. Ich nahm mir vor, in dieser Sache in unserem Unternehmen zu experimentieren. Ich sehe in ihm überhaupt so etwas wie ein Modell für künftige Organisationsformen der Arbeit, nicht auf Häftlinge beschränkt übrigens. Die Grenzen sind fließend, und die gegenwärtig in Deutschland sehr überschätzte Methode des äußeren Zwanges ist eigentlich unmodern und unrentabel. Die Folge einer gänzlich unterentwickelten Arbeitspsychologie und einer allgemeinen Interesselosigkeit der fortgeschrittenen psychologischen Wissenschaft gegenüber, deren Aufgabe es ist, die Umwandlung des äußeren Zwanges in einen inneren zu ermöglichen. Indem der Häftling dazu gebracht wird, seine Lage zu bejahen oder wenigstens für unabänderlich zu halten, hat er sich in einen wesentlich billiger kommenden Arbeiter verwandelt, wie sich umgekehrt ein sozial gesehen unruhiger Arbeiter in einen Häftling verwandelt hat, sobald er seine Lage innerlich bejaht oder für unabänderlich hält. Beides stellt einen Sprung in eine neue Rentabilität dar. Während die Umwandlung des Häftlings als eine noch unbewältigte Aufgabe vor den Fachleuten steht, ist die Umwandlung des Arbeiters in den entwickelten Kulturstaaten bereits auf gutem Wege. Diese innere, ideelle Befreiung, durch ein sich ständig verfeinerndes Erziehungssystem begünstigt, durch ein Verständnis in menschlicher, sozialer und sogar materieller Hinsicht belohnt, hat den äußeren Zwang früherer Jahrhunderte so gut wie überflüssig gemacht und mit ihm die äußere, materielle Befreiung. Die Vorteile der fast überall in Gang gekommenen Avancements des Arbeiters zum Staatsbürger sind evident und nicht nur in ökonomischer Beziehung, wenn auch dort besonders leicht feststellbar. Denn es sieht ja an einem neuen Gedanken jeder sofort dessen einträgliche Seite ein, den nervus rerum sozusagen. Und jeder weiß, was für ein horrendes Geld die im Grunde doch unproduktiven Apparate zur Erhaltung der inneren Ordnung — ich nenne nur die Polizei und das Militär — gekostet haben oder wie in Deutschland und anderen rückständigen Ländern noch kosten. Das geht ins Aschgraue, und dabei sind die direkten Bewachungs- und Aufsichtsorgane in den Betrieben selbst noch nicht gerechnet, die ja auch unproduktiv sind. Das geht anzahlmäßig in die Millionen, und genau besehen sind diese Millionen unproduktiver Erhalter der äußeren Ordnung ebensoviel Millionen produktiver Arbeiter, sobald die äußere Ordnung sich von einer aufgezwungenen in eine innerlich bejahte verwandelt hat. Alle die unschönen, auch unwürdigen Maßnahmen äußeren Zwanges, die der Arbeit großenteils noch heute anhaften, übernimmt der innerlich befreite, der in einen verantwortungs-

bewußten Staatsbürger verwandelte Arbeiter zunehmend selbst, und er tut das fröhlich und mit der seiner Klasse anhaftenden Gründlichkeit, was wieder nicht nur einen ästhetischen sondern auch einen ökonomischen Aspekt hat. Denn ein fröhlicher Mensch arbeitet klarerweise weit produktiver und ausdauernder als ein noch so perfekt gezwungener. „Arbeit macht frei“ ist ein für nationalsozialistische Verhältnisse guter Slogan, aber man muß ihn auch ernstlich verwirklichen wollen. Wenn es die Aufgabe des modernen Staates ist, die Klassen in der höheren Form der Volksgemeinschaft aufzuheben, ohne gleichzeitig die Eigentumsverhältnisse aufzuheben, dann muß er den Arbeiter vor allem an seiner Seele aktivieren. Der Mensch hat einen Anspruch darauf, zu wissen was er will, und die fortgeschrittene Wissenschaft, nehmen wir die Werbepsychologie, kann diesen Anspruch erfüllen. Ohne jeden Zwang. Ich sehe da auch für die schönen Künste Aufgaben liegen, deren Unbehagen sich, tiefer gesehen, auf ihrer gegenwärtigen gesellschaftlichen Aufgabenlosigkeit gründet. Gerade die indirekte, sinnliche Verführungskraft der Kunst kann aber Wunder tun, wo dürre Gedanken nicht hinreichen. Kein Knüppel der Welt kann ein verhärtetes Herz bezwingen, die Musik aber mühelos. Gewisse Dinge, sogar äußerliche, lassen sich überhaupt nicht erzwingen. Wenn ich zum Beispiel an die tristen, stundenweise ganze Städte verschandelnden, An- und Abmärsche schlecht gekleideter Arbeitsheere zu und von düsteren Fabriken denke (in Deutschland ist das noch eine Realität), welcher Zwang kann dem abhelfen? Ich kann die Vorstädte und die Fabriken nicht unter die Erde bringen, und ich kann den Arbeitern nicht die Kleidung oder den Gesichtsausdruck vorschreiben. Wie fröhlich, wie unbemerkt aber kann das in bunten, kräftesparenden Werksomnibussen vor sich gehen, bei heiteren Weisen, oder noch besser in eigenen, täglich Stolz erzeugenden Fahrzeugen, meinetwegen auf bequeme Teilzahlung (ich messe dem Gedanken des Volkswagens eine umwälzende psychologische Bedeutung bei). Die Leute tragen automatisch Hüte und Krawatten und frohe, dem Konkurrenzkampf Rechnung tragende Mienen, die sie als Staatsbürger, nicht als Arbeiter kennzeichnen. Ohne dazu aufgefordert zu sein, und ohne daß ihnen wer die Zeit bezahlt, die sie jetzt für das zweimalige Umkleiden brauchen. Sie rasieren sich, wenn nötig, im Tag zweimal, sie benutzen Kölnisch Wasser gegen den Schweißgeruch, und sie haben an die Rockaufschläge die Abzeichen der Automobilclubs gesteckt, nicht die der Gewerkschaften oder Arbeiterbünde.

Und was für herrliche, bis zum letzten Pfennig entschlossene Käufer sind sie, wenn sie sich einmal auf die richtigen Bilder hin orientiert haben. Ihre Freude an Neuigkeiten ist gewaltig, und sie ist auf Waren zu lenken. Dabei hat sich nichts Entscheidendes geändert, denn ein modernes Arbeiter-Großblockviertel oder eine moderne Arbeitersiedlung ist im Wesen das Ghetto geblieben, das es war, und ein technisch-psychologisch vollkommener Betrieb, Werkszugehörigkeitsgefühl erzeugend, ist natürlich das ihnen nicht gehörende Werkzeug auch geblieben, das ihre Produktionskraft verschlingt. Aber es wird nicht mehr be-

Heinar Kipphardt: Die Tugend der Kannibalen

merkt. Das Leben ist objektiv schöner, die Rentabilität höher, die Sicherheit größer geworden. Ohne jede Gewalt. Diese einfache Erfahrung zeigt doch, daß die extremen Methoden äußerer Zwanges, wie sie gegenwärtig in Deutschland geübt werden, ohne wirkliche Zukunft sind. Sie werden nicht benötigt, und ein aufgeklärter Ordnungssinn wird sie zum alten Eisen werfen, weil sie zu teuer sind.

Im kleinen Rahmen will ich das mit meinem Unternehmen D beweisen. Ich sehe in ihm ein Stück angewandter psychologischer Wissenschaft, die diesem Lande so sehr fehlt.

Nach dem Frühstück ging Socker noch einmal mit der zierlichen Blonden auf das Zimmer. Das Mädchen schien nicht entzückt, und mich erinnerte sein Verhalten an die Gewohnheit der Kleinbürger, schon im Aufbruch befindlich, ihr bezahltes Bier auszutrinken. Es war neun Uhr, und wir hatten einen anstrengenden Tag vor uns.

Meine Siamesin, aus dem katholischen Trier stammend übrigens, zeigte mir in der Bibliothek chinesische Farbholzschnitte. Erlesene Pornografie mit allen Finessen einer alten Kultur. Zwei Pflanzen zum Beispiel, und dabei große, unglaublich schweinische Kunst. Die Brüder sind ein paar tausend Jahre vor uns von den Bäumen geklettert. Es ist ein verfeinerter, durch Realität nicht ernüchterter Genuß, die verborgenen Delikatessen solcher Blätter gemeinsam zu entdecken und im Geiste nachzuempfinden. Schweinisch ist der Geist, nicht der Körper. Auch hier das Pramat der Idee. Hunger frisst Kommißbrot, Sexualnot malt Geschlechtsteile in öffentliche Bedürfnisanstalten. Kultur ist eine Sache des Überflusses. Die Anstrengung, die gemacht werden muß, nicht satt zu werden, erbringt eine Eßkultur.

„Der Mensch ist tierisch, und er verdient es nicht, anders als tierisch behandelt zu werden“, sagte Socker auf dem Weg ins Büro. Er sah in der Prostitution die Neigung der rassisch Minderwertigen, die rassisch Hochwertigen zu sich herabzuziehen. Ich fragte nach dem Preis, aber er hatte nichts bezahlt, da er das Institut vor sittenpolizeilichen Recherchen schützte. „Diese Dreckkübel in die sich ein anständiger Mensch entleert.“ Er unterzeichnete routinemäßig den monatlichen Verteilungsplan für Uhren, Schmuck, Devisen und Edelmetalle aus den Sonderbehandlungslagern. Gewinne eines Wohlfahrtsamtes. Aus dem Lager A. wurde angefragt, was mit einer Kiste deutscher Kriegsorden zu geschehen habe, ob sie unter ‚Schmuck‘ zu verzeichnen seien. Diese Idioten.

Was die in einem Vierteljahr herauswirtschaften, das ist für uns eine knappe Wochenproduktion.

Der Konflikt zwischen Halske und Kluetezang, als einer der vielen unbedeutenden Machtkämpfe im unteren SS-Bereich von den Fachleuten ursprünglich nicht beachtet, zeigte in den kommenden Monaten einen ernsten, zur allgemeinen

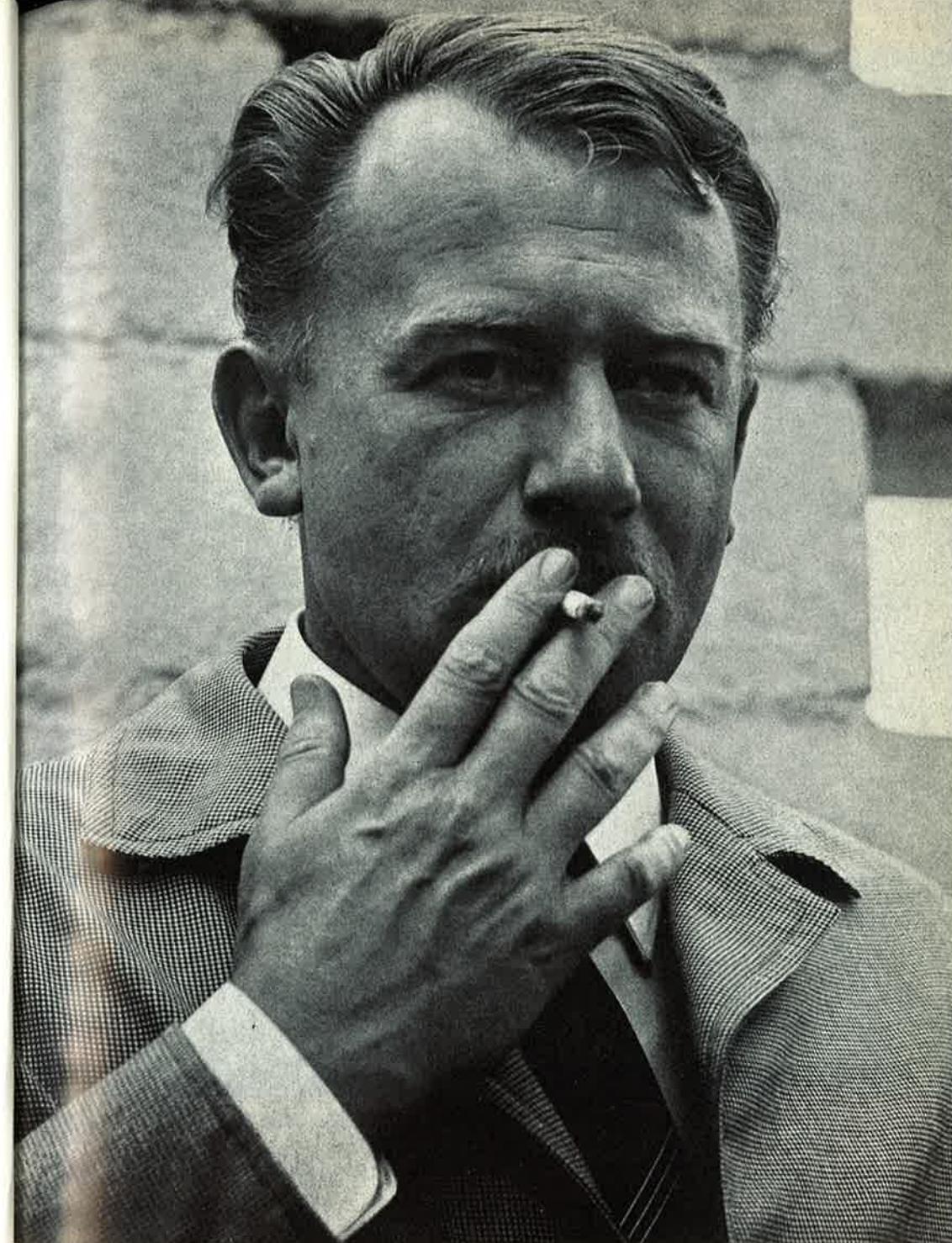
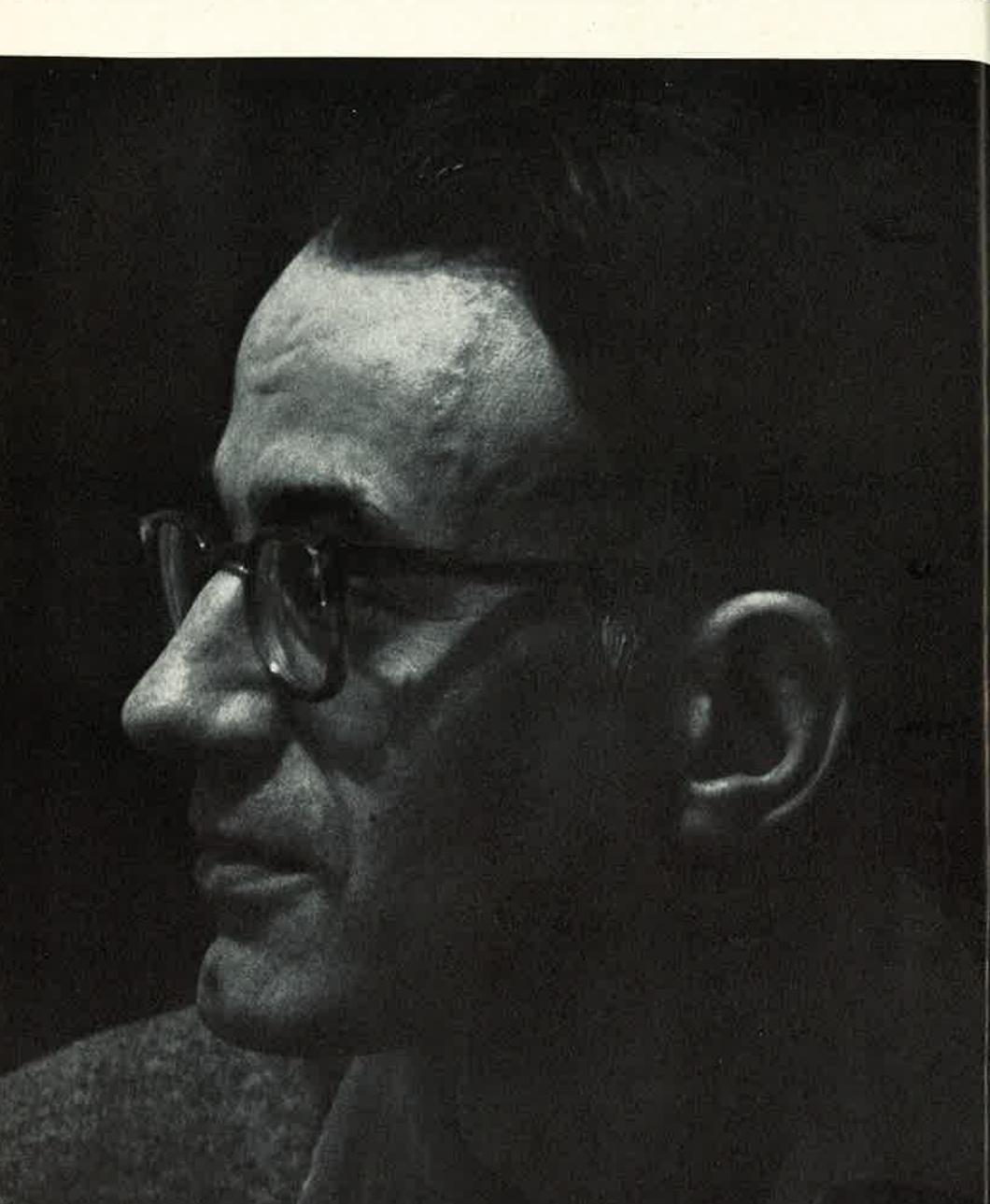


Foto: Linde Kipphardt

Heinar Kipphardt



Heinar Kipphardt: Die Tugend der Kannibalen

Vorsicht mahnenden Hintergrund. Zwei entgegengesetzte wirtschaftspolitische Konzeptionen im Sicherheitsamt, im Begriff aneinanderzugeraten. Die Fronten waren undurchsichtig, und die für jede tiefer gehende Loyalität ausschlaggebende Frage: Wer erledigt wen? war nicht entschieden.

Hohe Beamte in KZ-Verwaltungen, wohlorganisierten Betrieben vorstehend, gewohnt exakt gegebene Anordnungen durchzuführen, sahen sich tagelang divergierenden Weisungen und deutbaren Befehlen ausgesetzt, fernmündlich erteilt, oft einander aufhebend. Weisungsberechtigte Vorgesetzte, bekannte I-Punkt-Menschen, um Aufklärung ersucht, erwiesen sich als unzuständig, überlastet, unauffindbar oder abgesetzt. Andere nannten andere Vorgesetzte oder befanden sich auf Dienstreisen. Es lag etwas in der Luft, etwas, das die Verantwortungsfreude lähmte. Und das empfanden auch die unteren Chargen. Aus dem Tagebuch des Scharführers Willi Schramm, Konzentrationslager N., Transportabteilung:

Sonnabend, 15. Mai

Seit zwei Tagen, der Kommandant ist auf Dienstreise, herrscht im Lager ein uns allen unerklärliches, unproduktives Durcheinander, das letztlich wieder wir Kleinen auszulöfeln haben durch Überstunden und Urlaubssperre, wo ich jetzt ziemlich dran bin. Der Einbau der Filteranlagen in Krematorium I und II (dem neuen) kostet uns 4 Tage Arbeitsausfall, und an den Laderampen stehen bereits jetzt 3 Transportzüge, die nicht abgefertigt werden können und jeder Transport 8 Tage und mehr unterwegs. Niemand hat, scheints, daran gedacht, die Reichsbahndirektion zu benachrichtigen, und niemand will jetzt, in Abwesenheit des Kommandanten, die Verantwortung übernehmen, die Transporte auf seinen Kopf umzudirigieren. Was nützt der beste Transportplan, wenn man ihn nicht mit lebendigem Leben erfüllt! Die Jauche läuft unter den plombierten Schiebetüren heraus, und der Gestank und das Geschrei aus den Waggons ist wie von Viechern. Hauptsächlich von Durst in der Sonne. Wir stehen da, und es denkt sich niemand, daß das auf unsere Nerven geht. Ich habe dem Hauptscharführer Mageritz gesagt, daß man durch die Deckenluken Wasser hineinspritzen soll als eine Notmaßnahme, daß sie das Schreien aufhören, und das hat er auch machen lassen. Aber eigene Initiative, keine! Der sitzt in seinem durchlüfteten Büro und stellt sich Radiomusik an und liest drei Tage lang Kriminalromane, wenn er keinen Befehl von oben kriegt. Wie soll denn eine reibungslose Abfertigung der Transporte durch uns noch möglich sein, wenn die Leute verrückt sind vor Angst und nur die Hälfte noch lebendig? Wo doch alles hier auf dem Vertrauen aufgebaut ist, von dem Ausladen an bis in die Duschräume hinein. Wozu die ganze vorbildliche Organisation, die wir hier eingeführt haben mit Zigeunerimusikkapelle und Blumenkästen auf dem Perron und Kaffeeausgabe und Begrüßungsansprache durch den Kommandanten, wenn solche Pannen passieren? Der

Gerd Semmer

Foto: Toni Tripp

Mensch ist vertrauensvoll bis in den Tod, wenn man ihn nicht gewaltsam daran hindert, das erlebe ich hier jeden Tag, und das lese ich jeden Tag aus den Briefen, die wir sie an ihre Angehörigen schreiben lassen, damit keine Gerüchte entstehen und nachfolgende Transporte erschweren. Als ehemaliger Postbediensteter leite ich die Briefstelle, und wie ich behaupten kann zur allgemeinen Zufriedenheit. Im Durchlauf eines Transportes scheint meine Abteilung eine Station unter anderen, aber unsere Tätigkeit ist eine menschlich besonders verantwortungsvolle. Ausgesprochene Vertrauenssache, viel Einfühlungsvermögen erfordernd. Das Schreiben eines Briefes, wenn auch nur von zehn Zeilen, macht nachdenklich und fördert melancholische Anwandlungen, zu denen der Jude neigt, wenn er sich erkannt sieht. Man muß bedenken: Der Transport ist ärztlich schon sortiert, die Koffer und die Wertsachen sind an den entsprechenden Schaltern schon aufgegeben, und sie warten an langen Tischen auf den schubweisen Abmarsch in die Desinfektionsabteilung, wenn meine Leute ihnen das Schreibpapier ausgeben nach einer entsprechenden Lautsprecherbelehrung durch mich persönlich. Da kann ein Fehler eine solche Panik auslösen, daß man sie nur noch in die Gaskeller prügeln kann, wenn überhaupt. Da kann einer mit den Nerven fertig werden, bloß vom Anschauen. Wenn ich an unsere Anfangszeit hier denke, wo die Transporte über die Kieskippe gejagt werden mußten, oder auch noch an die Vergasungsumbusse später, da habe ich die Jungs oft bedauert, die das machen mußten, und von denen manche dem seelisch einfach nicht gewachsen waren, nicht einmal mit Alkohol. Jetzt diese Schlamperei wieder. Warum wird auf uns Kleine so wenig Rücksicht genommen? Da sollen doch die Herren einmal einen einzigen Transportzug ausräumen mit Hunden und Ledерpeitschen, wenn sie zu gedankenlos sind, eine erstklassige Organisation in Gang zu halten! Wie soll ich anständige Grüße an die Angehörigen herstellen, die man in den Ghettoverwaltungen von mir verlangt, wenn ich nicht einmal eine Schriftprobe habe! Wozu die ganze mustergültige Poststelle, wozu die 20 Spezialisten, die ich mir in Schriftsachen herangebildet habe? Hält man denn die Juden für blöde? Wenn ich vorgedruckte Karten versende, dann kann ich ihnen doch gleich eine Ansichtskarte der Krematorien hinschicken! Ich bin sehr verärgert. Und es ist nicht das einzige, was nicht klappt.

Montag, 17. Mai

Die Filteranlagen sind eingebaut, aber die Arbeit wird nicht aufgenommen. Und fünf Transportzüge auf den Gleisen, ein sechster wird erwartet. Rund 200 Güterwagen, die brachliegen, wo unsere Sommeroffensive in Rußland täglich erwartet wird. Wer will das verantworten! Ist das Judenprogramm höheren Orts gestoppt oder befinden wir uns schon wieder in einer Umorganisation? Wie soll ein Betrieb auf seine Leistung kommen, wenn jeden Tag was Neues los ist? Gestern hieß es, die halbe Lagerführung sei plötzlich abgelöst worden, angeblich

um ein neues Lager aufzubauen. Der Kommandant, der gerade von seiner Dienstreise zurückgekehrt war, ist sofort nach Berlin. Er soll nichts davon gewußt haben.

Die Häftlinge, die in der Mona AG arbeiten, 5000 Mann, sind auf Anweisung des Kommandanten heute nicht ausgerückt. Ein Stab von Technikern vermisst das Gelände zwischen dem Lager und der Mona AG. Es ist von Munitionsfabriken die Rede, die dem Lager angegliedert werden sollen, wegen der Luftangriffe im Reich. Andere flüstern von Geheimwaffen, die hier im großen Stil produziert werden sollen. Wilde Gerüchte.

Mittwoch, 19. Mai

Kluetezang hat angeordnet, daß die drei Transporte von Sonnabend wie sie stehen nach A. umgeleitet werden. Es ist sonnenklar, daß sie dort als faules Fleisch ankommen.

Die anderen Transporte werden seit heute früh ohne alle Formalitäten entladen. Wir waren nicht dabei, aber es sollen sich sehr unerfreuliche Scenen abgespielt haben. Hysterische Panikmacherei, die insofern grundlos war, als diesmal wirklich nur die absolut Arbeitsunfähigen und die Kinder bis zu zehn Jahren selektiert wurden. Die lettischen SS-Kommandos, die auf die Transporte angesetzt waren, sind das Letzte, Grausamkeit ohne Sinn und Verstand. Kluetezang, den ich nur von ganz oben herab kenne, soll gezwungen gewesen sein, eine Jüdin eigenhändig umzulegen, die ihr Kind den Hunden hingeworfen hatte. Er mußte sich nach Hause fahren lassen, grün im Gesicht. Es ist meine alte Rede, daß eine humane Erledigung nur auf Vertrauensbasis erfolgen kann oder garnicht. Ich ärgere mich nicht mehr, ich mache meinen Achtstundendienst und fertig. Gegenwärtig beaufsichtige ich Erdarbeiten, was jeder hergelaufene Idiot machen kann. Alles was Beine hat, das ganze Lager, schachtet bis zum Umfallen Fundamente aus. Habe ich mir dazu die unersetzbaren Spezialisten herangebildet, daß sie mir jetzt hier in vierzehn Tagen zuschanden gemacht werden? Die sind doch körperliche Arbeit nicht gewohnt! Jedes Interesse an einem fachlichen Fortschreiten wird ja direkt paralysiert, wenn man unsere Anstrengungen so mit Füßen tritt! Ich kann mir auf diese ganzen Verwirrungen keinen Vers machen. Die Unvollkommenheit die muß direkt in der menschlichen Natur stecken. Ob unsere Arbeit in der alten Form überhaupt wieder aufgenommen wird, das steht noch in den Sternen. Ich spiele direkt mit dem Gedanken, mich bei dem Kommandanten melden zu lassen oder um eine Versetzung nachzusuchen. Ein Mensch braucht eine Perspektive, sonst verliert er alle Lust.

Einer meiner Häftlinge, ehemaliger Landtagsabgeordneter der christlichen Volkspartei, hat mir ein wissenschaftliches Horoskop gestellt. Es spricht — wie übrigens auch ein früher gestelltes — von einer unvermutet steilen Karriere. Ich frage: Wann? Ich bin 38 Jahre alt.

Mittwoch, 2. Juni

Ein Lichtblick. Der Hauptsturmführer Halske, einer der wenigen Offiziere, die sich für meine Arbeit interessieren, ist in das Lager zurückgekehrt und leitet eine Kommission, die mit besonderen Vollmachten ausgestattet ist. Acht Zivilisten, scheint Wissenschaftler, haben ihre Büros in dem neuen Krematorium aufgeschlagen und prüfen dort Häftlinge bestimmter Berufsgruppen. Sie scheinen eine Spezialeinheit zusammenzustellen. „Zuerst und vor allen anderen die Grüße-an-die-Lieben-Mannschaft von Rauchpost-Willi“, soll er in der Hauptverwaltung geäußert haben. Er kam auf die Baustelle und begrüßte mich mit Handschlag. Wir mußten die Arbeit stehen und liegen lassen. Er ist ein echter Kumpel geblieben, der nicht nach Äußerlichkeiten geht sondern nach dem fachlichen Können. Vor allen Dingen hat er Humor.

Von 500 Häftlingen, die er hat prüfen lassen, sind nur 22 durchgekommen, 14 von meiner Abteilung. Das war mir eine kleine Genugtuung. Die meisten sind nicht über die erste Siebung hinausgekommen. Die Prüfung der ernsten Kandidaten hat Stunden gedauert, und mancher Universitätsprofessor hätte sich da als Versager gezeigt. Die Deutung eines Klexbildes aus verschiedenfarbigen Tinten, ich war baff, was daraus allein für Schlüsse gezogen werden können, psychologisch. Oder aus den Wörtern, die jemand zwei Minuten lang auf das Reizwort „Jude“ hin von sich gibt. Da kommen die geheimsten Dinge ans Licht, die einer verborgen möchte. Ich habe mich auf Halskes Anregung hin ebenfalls prüfen lassen, natürlich getrennt von den Häftlingen, denn Halske will, daß ich bei meinen Leuten bleibe. „Was ich für mein Unternehmen brauche ist wirkliche Intelligenz und die findest du nur bei Verbrechern oder Künstlern oder geprügelten Vorhautbeschneidern“, sagte Halske zu mir als meine Leute fertig waren. „Denn Intelligenz ist Anpassungsfähigkeit, nichts weiter. Ich nehme nichts, was im Intelligenzquotienten unter 1,6 ist, das ist mehr als der Schnitt der Heidelberg-Dozentenschaft.“

Entscheidend für die Auswahl gerade meiner Leute ist aber deren Überlegenheit in der Praxis gewesen. Die Herren waren mehr als einmal hingerissen. Doch Fälschung ist zu 95 Prozent Übungssache. Die in der menschlichen Natur liegende Begabung muß durch Training herausgeschafft werden.

Besonderen Erfolg bei Halske hatte ein Häftling namens Alfred Härtel, Hersteller eines bekannten Schmutzwerkes der Systemzeit, das Halske in einem Berliner Theater gesehen hatte. Halske, von seiten der SA mit weißen Mäusen hineingeschickt, erinnerte sich an ein Lied, das Härtel vorsingen mußte und das ging:

„Der Mensch bekennt im Dalles, / fließt aus der Nase Blut, / die Wahrheit jedenfalls: / Der Mensch, der Mensch ist gut.“

Ein Dreck jedenfalls. „Ist das so?“ fragte Halske.

„Jawohl, Herr Hauptsturmführer! Der Mensch, besonders im Unglück, entwickelt sich beständig aufwärts.“

Halske gab ihm eine Zigarette und befahl ihm, ein weiteres Lied zu singen, das sogenannte Zuhälterfinale. Abortverse — „Fut ist gut“ — sind Gold dagegen. Ich begreife von meinem Volksempfinden aus nicht, wie so etwas einmal als Kunst bezeichnet werden konnte. Industrieführer, Politiker, Generale, Kardinäle und Hochschullehrer, die als Zuhälter hingestellt werden und herumzotzen. Verjudete Kloakenschau, alles Höhere und Echte zu sich in die Tiefe reißend. Ich komme aus kleinen, ländlichen Verhältnissen, aber daß sich das nur ein krankes Gehirn zum Zwecke der Zersetzung ausgedacht haben kann, das sehe ich ohne Brille. Wenn Härtel noch selber Jude wäre! Mir will nicht in den Kopf, daß das derselbe Mensch ist, der in meiner Abteilung die Herz und Seele ergreifenden Briefe an unbekannte Angehörige verfaßt hat, die ich als Muster gesammelt habe. Da ist kein falscher Ton und Gemütstiefe in jeder Zeile. Man sieht die Leute vor sich. Besonders die Briefe von Kindern und alten Leuten haben ihm wie keinem gelegen. Er ist mir auch sonst immer als ein umgänglicher und fleißiger Mann erschienen. Jetzt das.

Halske sagt, daß er alles SS-Personal, das er übernimmt, um einen Dienstgrad befördern lassen will. Oberscharführer, das wären im Monat 110 Mark mehr mit Trennungszulage. Auch sollen wir alle vor dem Eintritt in einen längeren Urlaub gehen. Vielleicht schon befördert! Es ist an der Astrologie, der wissenschaftlich betriebenen etwas dran.

Leo Kofler

Das Apollinische und das Dionysische in der utopischen und antagonistischen Gesellschaft

Demgemäß müssen wir uns dazu verstehen, als grausam klingende Wahrheit hinzustellen, daß zum Wesen einer Kultur Sklaventum gehöre. Nietzsche Und siehe! Apollo konnte nicht ohne Dionysus leben!

Nietzsche

Im Jahre 1961 fand in der deutschen Industriestadt Recklinghausen eine ausgewählte Ausstellung unter dem Titel „Polarität — das Apollinische und das Dionysische“ statt. Sie gab die Anregung zu den folgenden Ausführungen, die einen Versuch darstellen, ein altes Problem modern zu diskutieren — wie ja auch hinter den Ambitionen der, im Auftrage der Gewerkschaften stehenden, Veranstalter der Ausstellung mehr steckte als ein bloß ästhetisches Interesse. Tiefe Resignation, das Problem der polaren Ausschließlichkeit von Apollinischem und Dionysischem einer verständigen, das Grundgefüge des menschlichen Lebens erhellenden, Lösung zuzuführen, spricht aus der Einleitung des Katalogs. Auch in Nietzsches berühmter „Geburt der Tragödie“, deren erster Abschnitt in diesem Katalog abgedruckt ist, wird eine Lösung, trotz gewisser wegweisender Ahnungen, z. B. der Bedeutung der dionysischen Welterlösungsfeste, kaum angeboten; sie wird eher geistvoll umgangen als ernstlich in Angriff genommen. Und wie konnte es auch anders sein! Fehlte doch Nietzsche, ebenso wie dem um die gleiche Frage bemühten Schelling, der moderne gesellschaftswissenschaftliche Aspekt, mit dessen Hilfe erst jener widersprüchliche Zweiklang allen menschlichen Lebens, der uns durch seine apollinisch-dionysische Gegensätzlichkeit dauernd erregt und beunruhigt, auf die notwendige Höhe des rationalen Begriffs gehoben werden kann — von der weltanschaulichen Schranke abgesessen. Der Blick ist von der gesellschaftlich und wissenschaftlich erreichten Warte der heutigen Entwicklung rückwärts auf das Ganze der historischen Entwicklung zu wenden. Angesichts einer solchen Frage nach dem Ganzen ergibt sich die Verpflichtung, nicht bei der Antike und ihrer Mythologie stehenzubleiben. Dazu kommt, daß es gerade die verdinglicht-fetischistische Wesenheit der gegenwärtigen

Leo Kofler: Apollinisches und Dionysisches

tigen spätbürglerlichen Ordnung selbst ist, durch die, provoziert von der immer dringlicher werdenden Frage nach den Möglichkeiten ihrer Überwindung, der Blick geschärft wird für ein Problem, das sich seiner Natur nach um die Widersprüchlichkeit menschlicher Existenz überhaupt bewegt, und dies nicht ohne daß der spekulative Geist schließlich dahin gedrängt wird, einen Versuch der Überwindung dieser Widersprüchlichkeit zu unternehmen, womit er unversehens in den Bereich des utopischen Denkens gerät. Im Grunde wird das Problem der Utopie zum Kulminationspunkt der gesamten Problematik.

Die Utopie ist, wie wir noch ausführlich sehen werden, als nichts anderes zu verstehen, denn als die spekulative Verwirklichung der niemals erlöschenden Sehnsucht des Menschengeschlechts nach Wiederherstellung der, entweder einst wirklichen oder als solche geglaubten, verlorengegangenen Einheit von Apollinischem und Dionysischem. Sie ist das aus der Vergangenheit schöpfende und der Zukunft zugewandte spekulative Wissen von der Möglichkeit dieser Einheit. Es ist hierbei zunächst völlig gleichgültig, ob diese Vergangenheit in einem bloß verklärten Lichte gesehen und mythologisiert wird, oder ob sie als eine von Generation zu Generation fortgepflanzte Urerinnerung an ein einst wirklich existierendes „Goldenes Zeitalter“, wie es neuerdings von einer nicht geringen Zahl namhafter Archäologen und Ethnologen der jüngeren Eiszeit zugerechnet wird, verstanden werden kann. Wie dem auch sei, es muß einstmals eine große Katastrophe, die objektiv gleichzeitig einen historischen Fortschritt bedeutete, die gesellschaftlichen Grundlagen des menschlichen Zusammenlebens erschüttert und das apollinische vom dionysischen Lebensprinzip getrennt haben. Ihre Trennung blieb nicht ohne eine tiefgreifende Konsequenz für beide Prinzipien. Einander nunmehr feindlich entgegengesetzt, wurden sie zu besonderen „Funktionen“ degradiert und verwandelten sich aus ursprünglich wohltuenden Kräften der menschlichen Existenz in gefährliche Abgründe, in Kräfte der Entfremdung. Aus dem, den Genuss zum Gleichmaß zwingenden und der Heiterkeit ergebenen, Apollinischen wird ein Prinzip des düster-repressiven Arbeitszwanges; aus dem Schöpferisch-Genießerischen des Dionysischen, das die zur kühlen Ordnung tendierenden apollinischen Neigungen in den Strom des Ungebundenen riß und befruchtete, wurde das Genießerisch-Eigensüchtige, Anarchische und Trunken-Kriegerische. Im geschichtlichen Prozeß wird diese Unterscheidung zu einer, wie noch zu zeigen, zwischen Beherrschten und Herrschenden. So klar tritt allerdings der Gegensatz zwischen Apollon und Dionysos in der griechischen Mythologie nirgends zutage. Es genügt ihr, wenn sie sich mißtrauen und einander niemals begegnen. Aber die Idee ihrer Wiedervereinigung findet, wenn auch auf Umwegen, ihre mythologische Gestalt, so wenn in der kretisch-griechischen Überlieferung Ariadne, das Symbol des „überaus Reinen“ und „überaus Klaren“, und das ist deutlich genug des Apollinischen, von Dionysos wieder in Besitz genommen wird. Karl Kerényi, dem wir diesen aufschlußreichen Hinweis, ohne daß er selbst die Bedeutung der Beziehung zwischen Ariadne und dem

Apollinischen bemerken würde, verdanken, unterstreicht, daß „die Wirklichkeit sicher viel reicher und vielfältiger, als wir sie uns heute zu denken vermögen“, war, was nicht nur auf die historische, sondern auch auf die geistige Wirklichkeit zutrifft, in der sich ja jene spiegelt. (. . .)

In der griechischen Mythologie wird Dionysos von dem menschenfeindlichen und weisen Silen, dem Ideologen also, dessen die repressive Herrschaft nicht entraten kann, begleitet. In der römischen wird aus dem ihn gleichfalls ständig umgebenden Satyr der Flurgott Saturn und den Römern zum Anlaß für die Saturnalien, jene dreitägigen Feste zur Erinnerung an das verlorene „Goldene Zeitalter“. Diese Feste, an denen die Herren mit den Sklaven gemeinsam speisten, öffneten dem Volke ein Ventil in der Form einer kurzfristigen Gleichheit aller. Sie setzen sich bis in unsere Tage als Karneval fort. Das begrenzte dionysische Entgegenkommen soll dem Repressiv-Apollinischen Dauer verleihen.

Die eigentliche Garantie seiner Dauer bildet sich aber in der *Moral* aus. Diese läßt sich ihrerseits zureichend nur verstehen als ein Produkt der, in einem langen historischen Prozeß durchgesetzten Trennung von Apollinischem und Dionysischem. Als deren Einheit noch bestand, das Ich sich noch mit dem Du identifizierte, Spiel sich nicht von der Arbeit und Arbeit nicht vom Spiel unterschied, war das Leben apollinisch und dionysisch zugleich und deshalb in der selbstverständlichssten Weise keins von beidem. Es war, anders ausgedrückt, mit sich selbst identisch und deshalb unter keine nur Teilbereiche umschreibenden Begriffe zu bringen. Entsteht ein Begriff, wie z. B. der der Arbeit, so lebt er vom Gegensatz zum anderen und davon ausgeschlossenen. Vor dem Entstehen der Klassengesellschaft waren die Begriffe des Apollinischen und Dionysischen sinnlos, weil in ihrer realen Identität selbstverständlich. Erst ihre Trennung machte sie zu Begriffen, gespiegelt in der Mythologie. Innerhalb der urwüchsigen Identität, innerhalb welcher auch die Pflichten Rechte und die Rechte Pflichten sind, sind sie verständlicherweise nichts von beiden, d. h. „ethisch“ nicht bestimmbar. Sie sind einfaches so sciendes Lebenselement einer in sich widerspruchlosen Existenz des Menschen, die sich ausdrückt in einer für sich nicht begreifbaren Identität der apollinischen und dionysischen Bedürfnisse und Lebensäußerungen. Das identische Apollinisch-Dionysische machte eine besondere Moral überflüssig. Auch Georg Lukács, der sich sonst skeptisch zur Frage der geschichtlichen Wirklichkeit eines „Goldenen Zeitalters“ äußert, betont,

„daß die Notwendigkeit einer wenn auch noch so primitiven Ethik erst mit der Entwicklung der Klassengesellschaft auftaucht. Erst aus diesem Boden erwachsen nämlich gesellschaftliche Verpflichtungen, die nicht mehr mit den unmittelbaren Bedürfnissen und Interessen der einzelnen unmittelbar zusammenfallen, ja geradezu entgegengesetzt sind. Die Pflichten, sowohl im rechtlichen wie ethischen Sinn, entstehen erst mit der Auflösung des Urkommunismus, mit der Entstehung der Klassen.“

Was hier unter Ethik und Moral zu verstehen ist, das ist die bewußt gemachte,

in einem systematisierten Kodex dargestellte *Moralvorschrift*, deren Wesen die Doppelzüngigkeit ist, das Janusgesicht, der unter dem Schein gemeingültiger Verpflichtung aller im Interesse aller gleichzeitig aufgehobene Schein allgemeiner Gültigkeit. Du sollst nicht stehlen! bleibt einerseits ein das Zusammenleben aller sinnvoll ordnendes Gebot, bietet aber andererseits den Besitzenden einen zuverlässigen Schutz gegen die „Begehrlichkeit“ der Besitzlosen, der Ausbeuter gegen die Ausgebeuteten. Du sollst nicht töten! schützt als moralisches Gebot das Leben aller, stellt aber gerade im angeblichen Dienste seiner Durchführung die Herrschenden unter das Ausnahmegerbot des Tötendürfens. Obgleich dazu angetan, sich an alle zu wenden, kehrt das moralische Gesetz seine disziplinär-apollinische Tendenz vornehmlich gegen jene, die ohnehin infolge ihrer sozialen Stellung dieser nicht aus moralischer, sondern aus gesellschaftlicher Notwendigkeit unterworfen sind. Das moralische Gesetz ist machtlos gegen jene, die a priori einem entgegengesetzten Lebensprinzip zu folgen vermögen und über die Macht verfügen, an ihm unter Ausschluß der Mehrheit der Nation festzuhalten, nämlich am genießerisch-dionysischen.

Hierbei ist gerade hinsichtlich der modernen bürgerlichen Gesellschaft eine Komplikation zu beobachten, die sich aus dem, individualistisch-gesellschaftlich bedingten, totalen Versetzen der moralischen Vorschriften ins Innere des Individuums ergibt. War Moral stets schon und ihrer Natur nach mehr oder weniger eine Angelegenheit der „inneren Überzeugung“, so wird dieser Sachverhalt auf der Höhe der bürgerlich-individualistischen Entwicklung ein totaler. Empfand im Altertum und im Mittelalter der einzelne unter dem Druck der unverschleierten Repression die moralische Verpflichtung weitgehend auch noch als gefordertes Gesetz, so zieht sie sich im Verlaufe der „Demokratisierung“ der Gesellschaft immer stärker ins Innere des Individuums zurück, um von daher kraft völliger Übereinstimmung von Pflichtgefühl und Integration in den festgelegten verdinglichten Prozeß als *Freiheit* statt als moralische Bindung an die Erfordernisse einer repressiven Entfremdung erlebt zu werden. Die Selbsttäuschung ist lückenloser in der bürgerlich-freiheitlichen als in der Ordnung mit Sklaven und Leib-eigenen. Das auf der anarchisch-individualistischen und fetischistischen Undurchschaubarkeit des Geschehens beruhende Nichtwissen wird zur Bedingung des Erlebnisses der bürgerlichen „Freiheit“, wie dieses Erlebnis der Freiheit zur Bedingung des Nichtwissens, der Verschleierung des wirklichen Verhältnisses zwischen Individuum und repressiver Gesellschaft wird. Das entfremdet-apollinische Prinzip der Unterdrückung stimmt mit der verinnerlichten moralischen Anforderung überein und erscheint deshalb als ein Prinzip der Freiheit. Die Freiwilligkeit als Mittel der Integration des einzelnen in die repressive Ordnung tritt an die Stelle des offenen Zwanges im Dienste desselben Zwecks. Die Freiwilligkeit ersetzt die Unfreiwilligkeit, die zum eigenen Entschluß umgeformte Unterordnung die durch fremden Entschluß geforderte. Das passive Objektsein im Prozeß der Integration kleidet sich in das Gewand des freien Subjektseins. Die

Aktivität wird zur Form der Passivität, in dieser Umkehrung aktiviert durch eine Moral, die infolge ihrer das Individuum *in eine bestimmte Richtung* aktivierenden Kraft es gleichzeitig total unterwirft, d. h. in die Passivität drängt. In keiner Gesellschaft ist die dialektische Identität von Aktivität und Passivität so widerspruchslös durchgeführt wie in der „bürgerlich-freiheitlichen“.

Der Sachverhalt der Integration mit Hilfe der Moral und des Sichheraushaltens der Herrschenden aus dieser Integration — wenn auch im letzteren Falle und für die Gegenwart nur als Täuschung, wie später zu zeigen — trat in früheren Epochen der Klassengesellschaft weitaus klarer hervor als in der heutigen, der „demokratischen“. Die herrschenden Klassen fanden weder einen Anlaß, ihr Monopol auf den dionysischen Genuss zu verschleiern, noch einen Grund, um dessen anarchisch-orgiastischen Charakter zu verleugnen. Das heißt, sie sahen sich noch nicht gezwungen, das Außerhalbbleiben außerhalb des strengen Gelungsbereiches der apollinisch-disziplinären Moral als ein Problem anzusehen und vor dem Volke zu verbergen. Nur für außerordentliche Fälle traf letzteres zu. Homer demonstriert beides in seiner Odyssee sehr klar. Odysseus wird böse und zornig, wenn er betrogen oder bestohlen wird, obgleich er sich das selbstverständliche Recht nimmt, zu stehlen und zu betrügen. Seine eigenen Taten erscheinen ihm stets als Taten der Klugheit, der Schlaueit und des Mutes. Moraleische Skrupel kennt er nicht. Jedoch lässt er sich angelegen sein, nach der Tötung der Freier und der Ermordung der Sklavinnen, die mit ihnen gebuhlt hatten, das Haus reinigen und schmücken zu lassen, damit das Volk unten in der Stadt von dem Vorgefallenen nichts merke. Bei solchen recht seltenen Gelegenheiten rächt sich der moralisierte Apoll an dem verräterischen Dionysos und schlägt ihm ein „demokratisches“ Schnippchen.

Die Götter der griechischen Mythologie, die dionysisch-genießerisch dahinlebenden Symbole der Macht und der Herrschaft, denken und handeln wie Odysseus. Sie verbergen weder ihre Machtfülle, noch ihren Orgasmus, noch ihre Schurkereien, doch haben sie gewisse Geheimnisse, die sie aus purer Eigensucht vor den Menschen verbergen. Tantalus wird zu ewigem Hunger und Durst verurteilt, weil er Nektar und Ambrosia, das göttliche Geheimnis des ewigen (Wohl-) Lebens an die Irdischen verrät. Sisyphos erleidet ewige Qual, weil er gegen das Vorrecht des Zeus auf ungehemmten sexuellen Genuss verstößt. Prometheus wird hart bestraft, weil er die Seele des himmlischen Lebens, das Feuer, den Menschen preisgibt. Vermutlich, sagt Pausanias in Platons Gastmahl, gereicht es den Herrschenden (bei den Barbaren) nicht zum Vorteil, wenn sich bei den Untertanen Freundschaft und Wissen verbreiten. Unter Wissen ist hier zu verstehen ein Sich-zuflüstern, Kritik üben, moralische Grundsätze nach Recht und Unrecht befragen. Mit der Existenz der Moral müssen auch die Herrschenden rechnen, aber sie unterwerfen sich ihr nicht. Für ihren Lebensbereich gilt eine andere „Moral“, eine aus dem Dionysischen abgeleitete, über die wir später ausführlich sprechen werden. Nietzsche mißversteht den Sachverhalt total, wenn er hinsichtlich der

dorischen Klassengesellschaft und offenbar unter dem Eindruck ihrer noch urwüchsigen geschichtlichen Stufe eine ausschließliche Herrschaft des Apollinischen gegen das Dionysische zu erkennen vermeint. Immerhin ist ihm zugute zu halten, daß er die *unterdrückende* Rolle des Apollinischen durchschaut und sie in Beziehung setzt zu dem, wie er sagt, „rücksichtslosen Staatswesen“:

„Ich vermag nämlich den dorischen Staat ... mir nur als fortgesetztes Kriegslager des Apollinischen zu erklären: nur in einem unausgesetzten Widerstreben gegen das titanisch-barbarische Wesen des Dionysischen konnte eine so ... herbe und kriegsmäßige Erziehung, ein so grausames Staatswesen von langer Dauer sein.“

Aber auch das Wesen des Dionysischen ahnt er:

„Hier gewahren wir nun zuerst die herrlichen olympischen Göttergestalten ... Wenn unter ihnen auch Apoll steht, ... so dürfen wir uns dadurch nicht beirren lassen Wer mit einer anderen Religion im Herzen an diese Olympier herantritt und nur nach sittlicher Höhe, ja Heiligkeit, nach unleiblicher Vergeistigung, nach erbarmungsvollen Liebesblicken bei ihnen sucht, der wird unmotig und enttäuscht ihnen den Rücken kehren müssen. Hier erinnert nichts an Askese, Geistigkeit und Pflicht: hier redet nur ein üppiges, ja triumphierendes Dasein zu uns, in dem alles Dasein vergöttlicht ist, gleichviel ob es gut oder böse ist.“ (von uns unterstrichen.)

„Gleichviel ob es gut oder böse ist!“ Die „Olympier“ überlassen die Moral den einer „herben Erziehung“ unterworfenen, d. h. die Herrschenden den Beherrschten. Die Herrschenden haben keine Moral, denn sie unterwerfen sich keiner Repression. Nietzsche versteht nicht, daß die dem frühen Entwicklungsstadium entsprechende allgemeine Rauheit der Dorier nicht ausschließt eine einseitige Verfügungsgewalt über das Dionysische seitens der herrschenden Schicht, die, weil in diesem Stadium vollkommen dem Soldatischen ergeben, an dem Schein des Apollinischen teilhaben kann, jedoch selbst in diesem Schein sich tief vom übrigen Volke unterscheidet.

Die antagonistischen Zustände, in denen sich das Dionysische dem Apollinischen feindlich entgegensemmt, provozieren die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung beider in einer harmonischen Ordnung, *das Utopische*. Das Tasten und Streben nach dieser Richtung, gleich ob innerhalb oder außerhalb des religiösen Erlösungsgedankens, ist so alt wie die repressive Gesellschaft selbst. Nietzsche deutet die Gestalt des Prometheus als Symbol der Einheit von Apollinischem und Dionysischem. Der scharfblickende Homer unterläßt es nicht, in die grausame Welt der Odyssee die Utopie der Phäaken hineinzuträumen. Im sechsten Gesang heißt es:

„Wahrlich, der lebte noch nicht, und niemals wird er geboren, welcher käm' in das Land der phäakischen Männer, mit Feindschaft unsere Ruhe zu stören; denn sehr geliebt von den Göttern wohnen wir abgesondert im wogenrauschenden Meere.“

Die utopische Sehnsucht nach ungestörter Harmonie und ewigem Frieden leuchtet hier auf. Und sie verläßt den Menschen nicht bis in unsere Tage, oft verborgen hinter scheinbar nichtigen und sogar selbst der Repression dienenden ideologischen Strömungen. (...)

Der den großen Utopisten aller Zeiten zumeist selbst verborgene Antrieb zur Beschäftigung mit ihrer Ideenwelt ist stets derselbe: die tiefe Sehnsucht nach Wiederherstellung der zerbrochenen apollinisch-dionysischen Einheit. Indem wir allem Utopischen wie etwas halb Wunderbarem, halb Nährischem zu begegnen pflegen, empfinden wir seine Tragik dunkel sehr wohl, aber wir verstehen sie nicht. Was wir ahnen, das ist der Widerspruch zwischen dem Versprechen und der Unfähigkeit zur Erlösung. Die Wurzel dieses Widerspruchs ist aufzudecken. Was im folgenden im einzelnen nachzuweisen sein wird, sei zunächst in eine vorläufige Übersicht gebracht. Die erwähnte Widersprüchlichkeit in allem utopischen Denken stellt sich als eine dreifache dar. Erstens: Aus dem Gegensatz zum Repressiv-Apollinischen und der Sehnsucht nach dionysischer Verschönerung des Lebens folgen alle, im einzelnen noch aufzuweisenden, Bauelemente der Utopie einseitig dem Dionysischen und verfehlten damit insgesamt die ursprüngliche Absicht des Utopischen, einen Zustand der Harmonie beider Elemente zu erreichen. Zweitens: Sofern jedoch jede Utopie theoretisch an ihrem Ziel der Wiederherstellung der Harmonie zwischen dem Apollinischen und dem Dionysischen unvermindert festhält, überspringt sie unter der oben erwähnten Voraussetzung der Vereinseitigung zum Dionysischen hin den konkreten Weg zu diesem Ziel und nimmt die Gestalt eines abstrakten Endziel-Ideals an, dem nur ein so seines Allerletztes zugerechnet wird. Drittens: Schließlich setzt sich die Tragik fort in dem totalen Mißlingen sowohl des einen wie des anderen, d. h. sowohl der erstrebten apollinisch-dionysischen Identität als auch des zum Durchbruch gelangenden Dionysischen: alle Utopien spiegeln in ihrer inhaltlichen Ausführung trotz allen Bemühens, darüber hinaus zu gelangen, die ihnen von ihrer Zeit gesetzten Schranken wieder, bleiben entgegen ihren in Punkt eins und zwei aufgewiesenen Tendenzen *inhaltlich* weitgehend im Repressiv-Apollinischen der entfremdeten Zuständlichkeit stecken — nicht selten nur dürtig verdeckt durch äußerliche dionysische Formen (z. B. Kleidervorschriften für festliche Gelegenheiten).

So geraten in der Utopie drei grundsätzlich verschiedene Tendenzen unvermittelt neben- und gegeneinander, gleichzeitig jedoch vermittelt durch Kräfte, die aus dem gesellschaftlichen Außenbereich in ihren phantastisch und abstrakt verfahrenden Aussagenbereich hineinwirken und seine Abstraktheit durch Unterliegen unter die praktischen Tendenzen des Apollinischen weitgehend einschränken. Die aufgezeigte tragische Widersprüchlichkeit des utopischen Bewußtseins entspringt demnach seiner Kollision mit der antagonistischen Wirklichkeit. Deshalb ist diese, gleichzeitig durch die gesellschaftliche Vermittlung aufgehobene, Abstraktheit keine solche der fehlenden Konkretheit, wie oft irrtümlich

unterstellt, vielmehr das Ergebnis eben dieser gesellschaftlichen Vermittlung, wenn auch unter der Voraussetzung vollzogen, daß die utopische Zielsetzung bestehenbleibt, ansonsten ja das Utopische sich selbst aufheben würde.

Würde die Utopie sich die sie zuinnerst bestimmende Vermittlung zum Gesellschaftlichen rational bewußt machen können und die sie durchziehende Widersprüchlichkeit überwinden, dann würde sie sich als Utopie tatsächlich aufheben. Wir werden noch sehen, daß gerade dies bei Marx der Fall ist. Einerseits haben jene, die im Marxismus utopische Gehalte entdecken, nicht ganz so unrecht, auch wenn sie nur in verleumderischer Absicht und bar jeglichen Verständnisses zu dieser Entdeckung gelangen und auf sie gestoßen sind wie die blinde Henne auf das berühmte Korn. Andererseits begreifen sie eben wegen dieses mangelnden Verständnisses nicht, daß wir es hierbei mit einem völlig andersgearteten Utopismus zu tun haben, nämlich mit keinem geringeren als jenem, dem es auf der Höhe der modernen gesellschaftlichen Entwicklung und theoretischen Erkenntnis gelungen ist, die beschriebene Widersprüchlichkeit zu überwinden und die *Aufhebung der Utopie in der Utopie* zu vollziehen. Indem nämlich das Ziel aller Utopie, die Herstellung der konkreten Einheit von Apollinischem und Dionysischem, konsequent beibehalten, gleichzeitig aber seine Realisierbarkeit auf dem Wege der sich bereits am Horizonte abzeichnenden Überwindung der Klassenbspaltung bewiesen wird, leitet der Marxismus einen Prozeß ein, an dessen — relativem und nicht „endgeschichtlichen“ — Ende die Überwindung der Utopie durch ihre Verwirklichung zu stehen kommt. Es ist bekannt, daß Marx und Engels die utopischen Systeme ebenso schätzten wie verwarfene. Sie verwarfene sie wegen ihres unwissenschaftlichen und phantastischen Charakters, sie schätzten sie aber wegen ihrer konsequent humanistischen Zielsetzung, die wir in radikalem Rückgang auf deren verborgenen Gehalt als Einheit von Apollinischem und Dionysischem definiert haben — und es ist dasselbe nur negativ-kritisch ausgedrückt, wenn Marx und Engels ihr hartes Nein zu allen Formen der Entfremdung formulieren. Diese vermittelte Beziehung zwischen Marxismus und Utopismus einzugehen, braucht man nicht zu scheuen, im Gegenteil ist man u. a. gerade dazu verpflichtet, will man dem reaktionären Gerede vom utopisch-phantastischen Charakter des Marxismus nicht mit bloßem „revolutionären“, d. h. dogmatischen Gerede erfolglos begegnen.

Zudem steckt im Problem der Utopie ein gutes Stück jener *anthropologischen* Problematik, die den Marxismus etwas angeht. Unter Anthropologie verstehen wir nichts weiter als jene von soziologischen, ethnologischen, archäologischen und historischen Forschungen nicht zu trennende Wissenschaft, die sich ein deutliches Bild machen will von den allgemeinen und stets geltenden *Voraussetzungen* menschlicher Existenz, oder genauer, von den unveränderlichen Voraussetzungen der menschlichen Veränderlichkeit. (...) Aus der anthropologischen Perspektive betrachtet, lassen sich die in jeder echten Utopie grundsätzlich zur Wirkung gelangenden und sie wesentlich mitformenden Faktoren wie das *Triebhafte*, das

nach glückhafter Befriedigung drängt, und die *Phantasie*, die einen unerschöpflichen Born für die Fata Morgana der angenehmen Erinnerungen, Wünsche und Erfindungen darstellt, nicht übersehen. Vielleicht ist deshalb in einem wohlverstandenen Sinne ein guter Teil des Problems der Utopie ein Problem der Anthropologie, bevor es zu einem solchen der Geistesgeschichte wird. Immerhin belehrt uns die anthropologische Methode unmißverständlich darüber, daß unser Bewußtsein nicht bloß von der Gegenwart lebt, sondern auch von der Vergangenheit und der Zukunft, indem jene uns mit Aufgaben anthropologischer Wesenheit belastet, die für diese sich als zu lösende stellen.

Im großen und ganzen, d. h. stark verallgemeinert, bedeuten der Rückgriff auf die Vergangenheit und der Vorriff auf die Zukunft zwei prinzipiell unterschiedliche Sphären, die ihrerseits jeweils aus zwei verschiedenen Quellen gespeist werden.

Betrachten wir zunächst die erstere dieser Sphären. Auf die eine ihrer Quellen, das menschliche *Triebleben*, haben wir bereits hingewiesen. Die andere Quelle ist zu suchen in den zweifellos psychisch tief verankerten, aber nicht zuverlässig faßbaren, weil unbestimmten und fließenden, in vielerlei Formen von Generation zu Generation mitgeschleppten *Urerinnerungen an urtümliche glückhafte Zustände* — wobei es zunächst völlig gleichgültig ist, ob diese Zustände wirklich, wie ernsthaft behauptet und belegt durch die moderne Wissenschaft, existiert haben oder bloßes Produkt einer verzweigten Arbeit unserer Phantasie sind. Immerhin hat diese, zu den konstanten Ideologien der Geschichte zählende, quasi überhistorische Erinnerung ihren Niederschlag gefunden in Mythologie, Religion, Kunst und Philosophie. Es spielt keine Rolle, ob die Utopien direkt und greifbar auf die beiden Quellen des Triebhaften und der Urerinnerung Bezug nehmen oder nicht; sie sind ohne diese Impulse, d. h. ohne das allem Menschlichen eigene „Wissen“ um die beglückende Rolle des Triebhaften und ohne den von der Phantasie ununterbrochen gespeisten Traum einer glückhaft harmonischen Ordnung in ihrer ständigen Wiederkehr nicht zu verstehen. Selbst die allem Utopischen abgeneigte strenge Wissenschaft ist davon nicht frei; man denke nur beispielshalber an den Untertitel des weltbekannten und mit strengster wissenschaftlicher Exaktheit geschriebenen Buches von Fritz Baade „Der Wettkampf um das Jahr 2000 — Ein Paradies oder die Selbstvernichtung der Menschheit“. Die Sehnsucht nach Freiheit fühlt sich am stärksten da bestätigt, wo sie die Ahnung begleitet, daß diese Freiheit möglich ist, weil sie einstmals Wirklichkeit war.

Die andere der beiden erwähnten Sphären verweist, wie wir bereits sagten, nach vorne, in die Zukunft. Aber hier sind wiederum zwei Quellen zu unterscheiden. Die erstere ergibt sich aus den realen geschichtlichen und gesellschaftlichen Bedingungen. Es handelt sich hierbei um die effektiv feststellbaren *realen Tendenzen* der Entwicklung zur nächsten Zukunft, um die möglichen und erkennbaren nächsten Schritte der Gesellschaft auf dem Wege der historischen Weiterentwick-

lung. Der bedeutende Utopist pflegt diese Tendenzen nicht einfach beiseite zu schieben, sondern mehr oder weniger gewissenhaft zu beobachten und ihnen Einfluß auf sein utopisches System zu gewähren. Wir werden später sehen, daß sich nicht zuletzt daraus jenes tragische Hängenbleiben am empirisch Gegebenen und Gewohnten erklärt, das wir bereits andeuteten, jenes Unterliegen unter das apollinisch-entfremdete Prinzip, das zu überwinden der utopische Denker auszog. Die andere Quelle, die der in die Zukunft weisenden Sphäre in allem utopischen Denken angehört, ist wiederum völlig andersgeartet. Sie besteht aus den Elementen der frei tätigen und ungehemmten *Phantasie*, sofern sie ohne jegliche Bindung an irgendwelche bereits vorhandene Vorstellungen nach vorwärts drängt und ihre Forderung nach Erfüllung von Glück aus nichts anderem als aus sich selbst entwickelt. Daß sie sich praktisch nur selten in dieser Weise verhält, vielmehr sich zumeist mit Elementen der übrigen aufgewiesenen drei Quellen mischt oder sich ihrer bedient, daß wir es also hier mit einer zum Zwecke der theoretischen Klarheit durchgeführten Abstraktion zu tun haben, besagt wenig. Gilt dies doch ebenso für alle der von uns behandelten Wurzeln und Elemente des utopischen Bewußtseins. Das für sich betrachtete Anliegen der tätigen Phantasie ist also die rein gedankliche Vorwegnahme der fernen Zukunft, getragen und getrieben von Sehnsucht und Hoffnung auf glückhafte Zustände. Hier findet das utopische Denken seine endgültige Abrundung.

Aber wir würden dieses Denken in seinem eigentlichen Wesen nicht verstehen, wenn wir unbeachtet ließen, von welcher grundlegenden Bedeutung die bewußte oder unbewußte Ausrichtung auf die Harmonisierung von Apollinischem und Dionysischem bleibt. Definieren wir diese Tendenz als das gemeinsame Ziel aller Utopie oder als Oberbegriff, so läßt sich deren innerer Aufbau schematisch in der folgenden Weise darstellen:

Utopie = Harmonie von Apollinischem und Dionysischem = absolute Freiheit = absolutes Ideal A. Rückwärtsgewandte Sphäre 1. Das Triebhafte 2. Urerinnerung an das Goldene Zeitalter	B. Vorwärtsgewandte Sphäre 1. Historische Tendenz 2. Zukunftsger. Phantasie
--	---

Wir sehen, daß der Oberbegriff der Utopie ein *abstraktes Ideal der absoluten Freiheit* ausdrückt, sich darstellend in der Wiedervereinigung des apollinischen mit dem dionysischen Prinzip. Dieses Ideal erscheint (etwa vergleichbar dem marxistischen Begriff der absoluten Wahrheit) als letztes, aber niemals wirklich erreichbares Ziel der Geschichte, demgegenüber alle konkreten Schritte sich als relative bestimmen.

Leo Kofler: Apollinisches und Dionysisches

Für unsere Analyse die Wesenheit des Oberbegriffs der Utopie hervorzuheben als in der Identität von Apollinischem und Dionysischem liegend, ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sich hieraus der erste Widerspruch erklärt. Wir haben bisher bei der Aufzählung der vier Wurzeln des utopischen Bewußtseins eine besondere und ihnen allen gemeinsame Eigenschaft noch nicht gebührend gewürdigt, nämlich den ihnen durchgehend eigenen *dionysischen* Charakter. Was das utopische Bewußtsein aus seiner kritischen Aversion gegen den herrschenden repressiven Apollinismus der Klassengesellschaft stets mit der Triebfrage, der Urerinnerung, der Zukunftstendenz und mit der ausschweifenden Phantasie an Hoffnungen und Forderungen verbindet, das ist durch und durch dionysisch geprägt. Dies ist verständlich, denn Sehnsucht und Hoffnung richten ihr Interesse zunächst leidenschaftlich auf das Nichtvorhandene und Ausgeschlossene. Der Widerspruch ist somit darin zu finden, daß dem als Oberbegriff vorgesetzten Ideal der harmonischen Wiedervereinigung von Apollinischem und Dionysischem die Ausführung im einzelnen zugunsten der extremen Vereinseitigung zum Dionysischen hin entgegensteht.

Zwar ist die repressive Ordnung, der die Utopie den Kampf ansagt, nicht bar aller dionysischen Elemente. Nicht nur daß die herrschenden Klassen — heute die führende bürgerliche Elite — das dionysische Lebensprinzip, wenngleich in einer entfremdeten Form, für sich monopolisieren, sondern auch den unteren Klassen bleiben randmäßig gewisse Zugänge zu ihm als Ventile offen. Aber sie bleiben bloße Ventile in einer die Masse des Volkes beherrschenden Welt des Repressiv-Apollinischen. Verhielte es sich nicht so, dann hätte die Utopie nicht den geringsten Sinn, wäre ihr ständiges Neuentstehen völlig unerklärlich. Die Utopie ist ihrer innersten Natur nach sozialkritisch, das — gesellschaftsphilosophisch beurteilt — unverlierbare Eigentum des Volkes. (Wir haben hierbei nur die echten Utopien im Auge, nicht die reaktionären, die nach unserer Bestimmung keine sind!) Die Herrschenden haben daher keine Utopie, ja sie sind von einem tiefen Mißtrauen gegen sie erfüllt. Der zutiefst demokratische Charakter der Utopie stößt sie ab, ihr vehementer Radikalismus erschreckt sie. Sie fühlen, daß die utopischen Symbole der Freiheit dazu angetan sind, sie gerade dessen zu beraubten, in dessen faktischem Alleinbesitz sie sich befinden, des Dionysischen. Ist dies auch eine aus der Furcht geborene Täuschung, denn die Utopie will nicht nur das Dionysische allen zugänglich machen, sondern es auch reinigen und auf seine ursprüngliche Bedeutung zurückführen, so doch eine verständliche, und im praktischen Verhalten äußerst wirksame, „kategorische“ Täuschung. Die Herrschenden sind daher ständig darauf bedacht, die Utopie zu verleumden, dieser Bezeichnung einen häßlichen Klang zu verleihen, sie zu einem abschreckenden Gespenst zu degradieren und sie zu einem ideologischen Schlagwort im Kampfe gegen den geschichtlichen Fortschritt umzumünzen. „Utopisch“ ist dann alles, demgegenüber allein das Bestehende als „real“ sich bewährt.

Die Utopie antwortet, indem sie ihren Anspruch auf das Dionysische erst recht

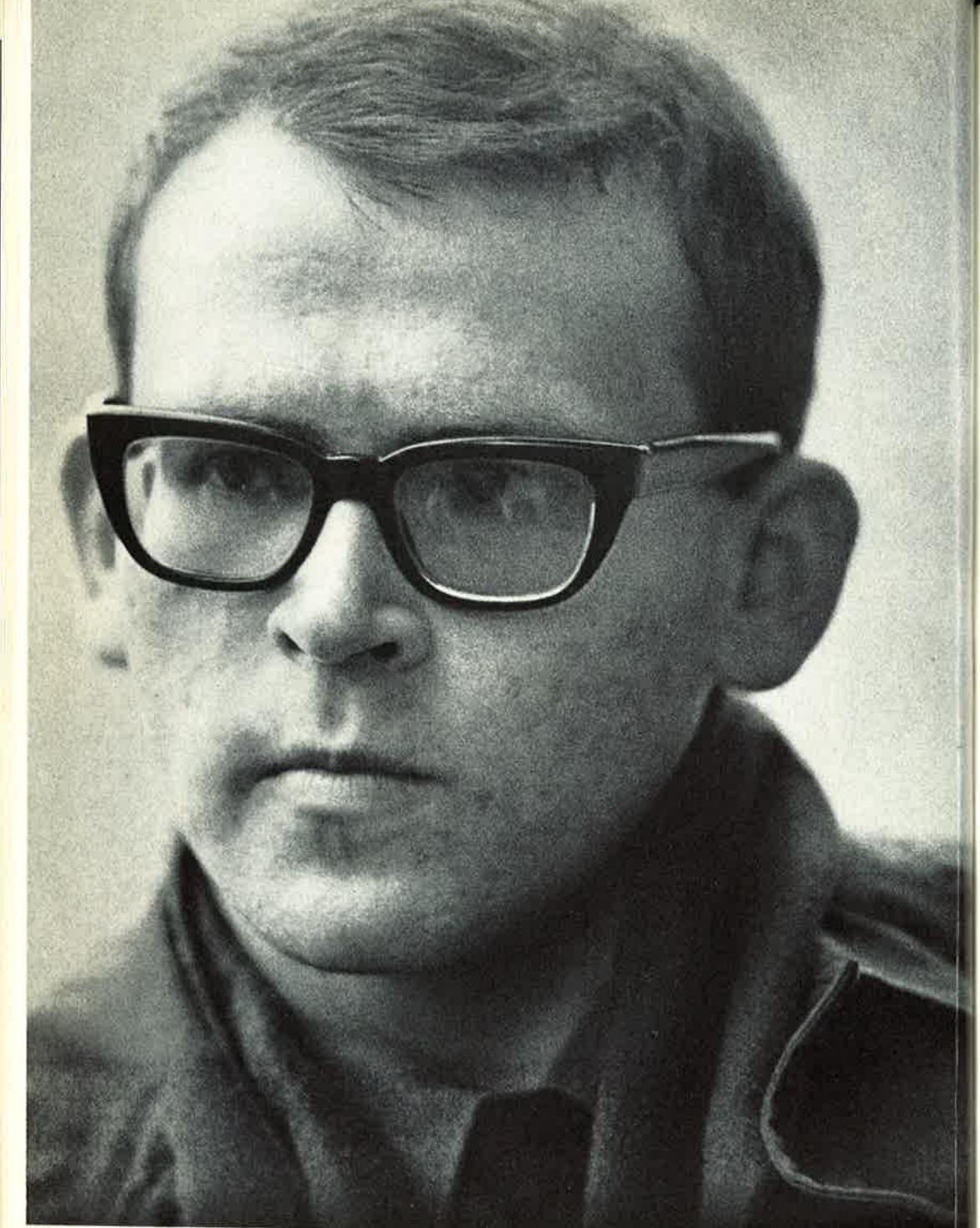


Foto: Thomas Billhardt

Dieter Süverkrüp

und fanatisch unterstreicht. Damit gerät sie aber selbst in dessen Fänge und wird einseitig — mit welchem neuerlichen tragischen Widerspruch infolge des weitgehenden Verlustes selbst dieses Dionysischen werden wir bald sehen. Immerhin entspricht sie hierin den wahren und allgemeinen Sehnsüchten des Volkes, das zum Genuss des, allerdings zumeist wiederum repressiv mißverstandenen, Dionysischen drängt. Die Herrschenden antworten ihrerseits mit Mißtrauen und Regulierungen, die die berechtigten Ansprüche zu widerwärtigen Ventilen erniedrigen, erst recht geeignet, das repressive Ordnungsgefüge eher zu festigen als zu stören. Bis in den orgiastischen Kult hinein wird das Volk als Zuschauer oder als Teilnehmer zugelassen, soweit dies mit dem Bestand der Ordnung verträglich erscheint. Eine strenge Etikette sorgt dafür, daß die Grenzen nicht überschritten werden. (...)

Übersteigt die Utopie in scharfem Gegensatz gegen die Monopole der Herrschenden einseitig den Anspruch auf das Dionysische, so gerät sie in einen offenen Widerspruch gegen ihr eigenes Prinzip der Wiederherstellung einer apollinisch-dionysischen Harmonie. Aber damit nicht genug, geht die innere Widersprüchlichkeit noch weiter. Einmal von der ihr vorgezeichneten Linie abgekommen, verliert die Utopie ihre eigene Perspektive allzuleicht aus den Augen und gerät in den Einflussbereich des Entgegengesetzten, nämlich des von ihr heftig bekämpften Repressiv-Apollinischen. Statt dieses in Vermittlung zum Dionysischen zur dialektischen Aufhebung zu bringen, werden beide Pole voneinander getrennt. Und zwar in der Weise, daß je nach den augenblicklichen Bedürfnissen einmal das Dionysische, das anderermal das Apollinische den Vorrang erhält. Jedesmal übt der utopische Autor an seinem eigenen Prinzip Verrat, jedesmal erkennt sich das utopische Bewußtsein als ein mißlungenes und muß von neuem anfangen. Daß die Utopien nicht aneinander anknüpfen, untereinander keine Fortsetzung bilden, erklärt sich daraus. Denn jedesmal sehen sie sich auf Grund der ihnen innenwohnenden Widersprüche und Schwächen vom geltenden Zeitgeist überrumpelt und in die Niederungen des Repressiven gezogen. Die dionysischen Elemente geraten in einen Gegensatz zu den repressiv-apollinischen, statt ihrer durch dialektische Aufhebung Herr zu werden. Sie übernehmen die Rolle der äußeren Verkleidung des pseudofreien Inhalts. Tatsächlich überrascht uns jedes eingehendere Studium der Utopien immer wieder in steigender Eindringlichkeit mit der Erkenntnis, daß alles das, was sie uns an sachlicher Ausführung des Inhaltlichen anbieten, vielfach derart asketisch, bescheiden und armselig ist, daß der Verdacht unvermeidlich wird, die Verfasser hätten sich dem Geist ihrer eigenen Zeit nicht entziehen können. Die in den utopischen Gemeinschaften oft gezeichnete penetrante Ordnung und fromme Gesittung unterscheidet sich im Grunde nur unwesentlich von der geltenden repressiven, allenfalls gemildert durch kürzere Arbeitszeit, gesundheitliche und erotische Aufsicht, größere Gerechtigkeit in der Verteilung der materiellen Güter, jedoch oft nicht unwesentlich verschärft durch eine allgemeine Arbeitszucht und einen bis ins letzte geregelten



H. G. Wallraff

Foto: Thomas Billhardt

Tagesablauf. Das durch die Aufdeckung der inneren Widersprüchlichkeit ent-hüllte Verhältnis der Utopie zur konkreten Geschichte, ihre tatsächliche Unfä-higkeit, diese zu transzendieren, macht es verständlich, weshalb alle Utopien in ihren Aussagen effektiv hinter der Geschichte zurückbleiben, warum sich die wirkliche Geschichte stets als weitaus klüger erweist als die klügste Utopie. Hier löst sich das Rätsel, warum die Utopie sich selbst ins ironische Dämmerlicht zieht, sobald sie einige Generationen nach ihrer Entstehungszeit sich nochmals den Spiegel vorhält, weshalb sie so unbefriedigend wirkt, wenn sie der Nachfahre mit seiner eigenen und inzwischen fortgeschrittenen Epoche vergleicht. Ihre eigentliche Tragik enthüllt sich nicht so sehr als in ihrem Utopismus liegend, als vielmehr in ihrem Verrat daran, der ihr ungewollt widerfährt. Je nach der Zeit, der die betreffende Utopie angehört, wiederspiegelt sie antike, feudale oder bür-gerliche Züge, oft sogar rückfällig werdend — Sklaven in der Utopia des Tho-mas Morus —, nicht selten und bestenfalls repressive Einrichtungen der sich ge-schichtlich anbahnenden Ordnung vorausahnend. Es trifft auch hier zu, was Friedrich Engels über die Taboriten sagt:

„Die Antizipation des Kommunismus durch die Phantasie wurde in der Wirklichkeit eine Antizipation der modernen bürgerlichen Verhältnisse. Der Angriff auf das Privateigentum, die Forderung der Gütergemeinschaft mußten sich auf-lösen in eine rohe Organisation der Wohltätigkeit; die vage christliche Gleichheit konnte höchstens auf die bürgerliche ‚Gleichheit vor dem Gesetze‘ hinauslaufen.“
(...)

Das Problem, das aber die Utopien gehaht und aufgeworfen haben, bleibt als ein dringliches bestehen und kann durch keine Verleumdung der ihm innenwohnenden Bedeutung für die Menschheitsgeschichte sistiert werden. Denn es fällt zusammen mit dem wesentlichsten Problem des Menschen überhaupt, nämlich mit jenem seiner Selbstverwirklichung. In der Ordnung ohne Selbstverwirkli-chung, der antagonistischen, verliert die Utopie nur für jene allen Sinn, die sich nach einem Wort von Marx in ihr „wohlfühlen“, nur für die Herrschenden. Wie Marx dieses Wort verstanden wissen will, darüber gibt er an anderer Stelle Aus-kunft, nämlich daß auch die herrschende Klasse durch den Sozialismus befreit werden müsse. Das Sich-wohl-fühlen der Herrschenden bezieht sich also nicht auf ihre menschliche Situation, sondern auf ihre materielle und interessenmäßige. Diese Situation prägt aber das ideologische Bewußtsein der herrschenden Klassen entscheidend mit und bewirkt, daß die Tatsache der menschlichen Entfremdung verschleiert, als Problem aus diesem Bewußtsein weitgehend eliminiert wird.

Die Herrschenden geben sich einer doppelten Täuschung hin. Einerseits der Täu-schung, daß sich die tief verwurzelte, weil aus vielen historischen und psychischen Quellen genährte Sehnsucht der Völker nach Herstellung eines unentfremdeten Zustandes unterdrücken lasse; andererseits der Täuschung, im Lebensbereich der Herrschenden selbst einen Zustand apollinisch-dionysischer Harmonie bereits vorzufinden und ihn rechtfertigen zu können als einen kraft Natur und Bega-

bung ausschließlich ihnen angemessenen. Zu beiden Formen dieser Täuschung ist einiges zu sagen.

Die Sehnsucht der Völker nach Herstellung harmonischer Verhältnisse läßt sich schon deshalb nicht unterdrücken, weil der teils aus anthropologischen, teils aus historischen Wurzeln schöpfenden Tätigkeit unseres utopischen Bewußtseins *Notwendigkeit* anhaftet. Darum ist die ständige Wiederkehr der Utopien in immer neuen Formen nichts Zufälliges, sondern eine unvermeidliche Folgeer-scheinung unseres genetisch und geschichtlich geprägten Bewußtseins. Erst wenn die historischen Anlässe, die gegeben sind mit der antagonistischen Gesellschaft, durch Überwindung dieser Gesellschaft gegenstandslos werden, gewinnt die erwähnte Tätigkeit unseres Bewußtseins, ohne den Charakter der Notwendigkeit zu verlieren, eine andere Richtung, reinigt sie sich von allen im engeren Sinne utopischen Tendenzen und wird gegenwartsbezogen. In seiner apollinisch-dionysischen Zielsetzung nicht mehr durch eine tiefe Kluft getrennt von der Gegen-wart, richtet es sich nicht mehr auf eine ferne, sondern auf die nahe Zukunft aus; es verliert seinen originär utopischen Charakter. Gleichzeitig muß aus Gründen der theoretischen Klarheit folgendes hinzugefügt werden. Sofern wir das Pro-blem der Utopie von der rein anthropologischen Seite betrachtet haben, bleibt es eine rein anthropologische Angelegenheit und besitzt daher in diesem Rahmen der Untersuchung rein formalen Charakter. Das heißt, daß die aufgewiesene Struktur des Bewußtseins eben wegen dieser bloß formalen Wesenheit von sich aus nichts Konkretes veranlassen kann. Zudem stellt sie nur eine besondere und bei weitem nicht das Ganze umfassende Sparte des Bewußtseins dar, nämlich die der Phantasie zugehörige. Deshalb erfordert jegliche utopische Aussage eine nach-trägliche Verifikation seitens der Ratio, des anderen wesentlichen Elements unse-ress anthropologisch begriffenen Bewußtseins. Was aus der, im analysierten Sinne, vielschichtigen Phantasie wirklich wird, was sie wirklich hervorbringt, zu wel-chem Zeitpunkt und unter welchen Bedingungen die formale anthropologische in eine konkrete geistesgeschichtliche Aussage umschlägt, darüber kann sie selbst in keiner Weise entscheiden. Ebensowenig wie z. B. die anthropologische Tat-sache, daß sich der Mensch als ein in der sozialen Subjekt-Objekt-Beziehung ste-hendes Wesen verstehen läßt, bereits etwas darüber aussagt, ob sich diese Bezie-hung in eine historisch harmonische oder antagonistische Form kleidet und mit welchen Inhalten sich das ideologische Bewußtsein füllt, ebensowenig vermag die der Phantasie eigene Tendenz zur utopischen Ausformung von sich aus wirk-liche Utopien zu produzieren. Gleichzeitig bleibt sie jedoch als formale Tendenz unaufhebbar und zwingend, unterstützt sie, wo die Anlässe sich ergeben, die Kritik am Bestehenden durch ihr phantastisches Insistieren auf Glück. Der Traum der Herrschenden aller Zeiten, die durch die sozialen Verhältnisse affi-zierte Tätigkeit der Phantasie zu unterdrücken und zu verbieten, bleibt ein leererer und hältloserer Traum, als je die hältloseste und leerste Utopie ihn dar-zubieten vermochte.

Darüber hinaus steht die Ausrichtung der Utopie auf die Zukunft nicht für sich. Schon das, was wir im gewöhnlichsten Alltagsleben unter Bewußtsein zu verstehen pflegen, schon die allgemeinste Vorstellung, die wir uns von ihm machen, belehrt uns eindringlich darüber, daß der teleologische Faktor von grundlegender Bedeutung ist. Georg Lukács hat diese Erscheinung mit allen ihren Konsequenzen scharfsinnig analysiert. Schon im einfachsten Arbeitsvollzug richtet sich unser Denken auf ein Ziel, d. h. auf die Zukunft. Daß auch hier die Phantasie wesentlich mitwirkt, bedarf keiner besonderen Begründung. Wir können diesen Sachverhalt in dem vorliegenden Rahmen nicht mehr weiter verfolgen.

Wenden wir uns nunmehr der anderen der beiden von uns angeführten Formen der Selbsttäuschung in der Ideologie der Herrschenden zu: dem Glauben, über einen apollinisch-dionysisch harmonisierten Lebensbereich bereits zu verfügen, einen besonderen Anspruch darauf zu besitzen und ihn gegen die „Begehrlichkeit“ der Massen verteidigen zu müssen. Gleichmaß und Genuss, Selbstbeherrschung und Orgasmus, Gesittung und Freiheit erscheinen ihnen in ihrer sich gegenseitig ausgleichenden Verbindung als ihnen allein zurecht eigen. Es hieße eine Kulturgeschichte der Herrschenden schreiben, wollte man die Variationen verfolgen, in denen sich dieser Tatbestand niedergeschlagen hat. Es können jedoch gewisse wesentliche Züge festgehalten werden, die für alle herrschenden Klassen der Geschichte gleichermaßen zutreffen.

Wir haben bereits davon gesprochen, daß die Moral als disziplinäre und systematisierte „Sittlichkeit“ erst mit der Klassengesellschaft entsteht. Diese allgemeine Bestimmung läßt noch nicht den Umstand sichtbar werden, wie sehr die, der Proklamation nach, „für alle geltende“ Moral die Beherrschten benachteiligt und die Herrschenden bevorzugt. Hinter der formalen Gemeingültigkeit des moralischen Anspruchs verschwindet die Besonderheit des Verhältnisses der herrschenden Klassen zu ihm. Hinter dem als von Gott oder der Natur stammend ausgegebenen Sittenkodex verschwindet die „Kunst“, sich seiner Wirkungssphäre weitgehend zu entziehen und einen eigenen Kodex zu entwickeln: die *Sitte* und die *Etikette*. Diese Kunst besteht darin, die Normen der im Volke und für das Volk geltenden Moral durch ein System von Normen zu ersetzen, die den represiven Charakter jener aufheben. An die Stelle der Sittlichkeit tritt die völlig andersgeartete Sitte, an jene der die Handlungen und Ziele repressiv normenden Vorschriften die das Verhalten zwecks Steigerung der freien Verfügbarkeit über Muße, Kultur und Genuss normende Etikette. Die Herrschenden haben keine Sittlichkeit, sondern nur Sitte. Je freier die betreffende herrschende Klasse oder Schicht über sich und andere verfügt, desto mehr ist sie infolge eben dieser ungehemmten Freiheit vom anarchischen Zerfall bedroht, desto mehr ist sie daher genötigt, gewissenhaft jene Normen der äußeren Sitte und Etikette zu befolgen, die neben dem Hauptzweck des Schutzes vor diesem Zerfall noch jenen der Demonstration des Besonders- und Besserseins der Welt gegenüber erfüllen. Sittlichkeit und Sitte scheiden sich an der gleichen Linie, an der sich Repression und

Freiheit, das Asketische und das Orgiastische, das Apathische und das Ekstatische gesellschaftlich scheiden. Wo es nicht zu verbergen ist, wird das dem Volke vor-enthaltene orgiastische Moment in die Etikette hineingenommen, wie z. B. die „Sitte“ sich Maitressen zu halten. Man erinnere sich an jenen deutschen Fürsten, der sich trotz persönlicher Aversion der „Sitte der Zeit“ nicht entziehen konnte und sich deshalb täglich vor seinem Schlosse für eine Stunde mit seiner eigens dafür gehaltenen Maitresse dem Publikum zeigte, jedoch in diesem Falle ohne jegliche weitere Konsequenzen für sein privates Leben. Man stelle sich nur vor, ein Bäckermeister derselben Zeit wäre auf die gleiche Idee gekommen.

Außerlich und verbal erweisen die herrschenden Klassen für gewöhnlich der geltenden Moral die erforderliche Reverenz, z. B. in der Weise, daß sie die religiösen Übungen mitmachen; man erinnere sich z. B. an die handelspatrizische Bourgeoisie in der italienischen Renaissance oder die liberale des vorigen Jahrhunderts. Die Ersetzung der Ethik durch die Etikette erfordert deren strengste Befolgung nicht bloß wegen der elitehaften Abgrenzung gegen die übrigen Schichten, sondern nicht minder, um die subjektivistische Anarchie der herrschenden Klasse umso straffer zur „Ordnung“ zusammenzufassen, je besser und subtiler die Fähigkeit des orgiastischen Genusses ausgebildet ist, je differenzierter und individueller die Methoden sind, die fast grenzenlose Verfügbarkeit über Reichtum und Freiheit auszukosten. Stellen Sitte und Etikette in diesem Sinne zweifellos Regeln dar, um den anarchisch-orgiastischen Genuss in zuträgliche Bahnen zu leiten, können sie also in einem wohlverstandenen Sinne als ein apollinisches Element gedeutet werden, so ist diesem Faktor weder die Bedeutung des Repressiven noch des Schöpferisch-Harmonisierenden zuzusprechen. Immerhin drängen sie das Bewußtsein der herrschenden Klassen in die Richtung der ideologischen Vortäuschung der Existenz eines apollinisch-dionysischen Gleichgewichts und einer damit verbundenen Überlegenheit über die übrigen Klassen. Das Ideologische dieser Täuschung liegt vor allem in der darin begründeten Möglichkeit zur Rechtfertigung des Vorrechts und der Herrschaft. Nicht eine „moralische“ Überlegenheit also wird zur Voraussetzung dieser Rechtfertigung genommen — denn die orgiastische „Kultur“ der Herrschenden tritt zu unmaskiert zutage, um dies vortäuschen zu können —, sondern eine formal-kulturelle, eine ästhetische. Ohne „moralisch“ sein zu müssen, wird die „kultivierte“ Lebensart als die der überlegenen Besonderheit der Herrschenden angemessene ausgegeben. Kultiviert und ästhetisch werden hier zu gleichbedeutenden Begriffen, die sich vom Moralischen deutlich unterscheiden, wenn sie sich ihm nicht gerade entgegensem. In der höfisch-adeligen Kultur z. B., schreibt Arnold Hauser, gelten „die ästhetischen und intellektuellen Werte zugleich als moralische und soziale Werte“, nur daß eben die Bezeichnungen „moralisch“ und „sozial“ ganz dem in dieser Aussage liegenden Sinn entsprechend in einer rein ästhetischen Bedeutung begriffen werden müssen und keinesfalls etwa in der Bedeutung von verantwortlich und aufopferungsbereit. Die Identifizierung der moralischen mit den ästhetischen

Werten ist ja zugunsten der ersten gar nicht möglich, denn kann eine ästhetisierte Moral überhaupt etwas anderes bedeuten, als eine pseudomoralische Ästhetik. In diesem ausschließlich auf die oberen Klassen zutreffenden Sinne formiert sich „Moral“ nicht als eine, die das Individuum an die Kette der represiven Pflicht fesselt, sondern als durch den ästhetisierten und damit in der Etikette seine äußere Form findenden Genuss bestimmte. Genauer trifft, um noch ein aufschlußreiches Beispiel anzuführen, Theodor Fontane den Sachverhalt, wenn er in seinem Roman „Vor dem Sturm“ einer hochgestellten adeligen Dame entgegenhalten läßt: „Du weißt nichts von Volk und Vaterland, du kennst nur Hof und Gesellschaft“, und es sei nötig, nach dem „Herzen, nicht nach der Forderung gesellschaftlicher Konvention“ zu urteilen. Herz und Konvention, d. h. Moral und Etikette, Sittlichkeit und Sitte, soziale und ästhetische Lebensauffassung werden hier einander deutlich gegenübergestellt.

Der Sprung von der adeligen zur bürgerlichen Klasse, der Unterschied zwischen beiden, ist nicht zu übersiehen. Trotzdem befindet sich auch die moderne bürgerliche Elite in einer ähnlichen Lage. Einer der Unterschiede wird erkennbar in deren angestrengtem Bemühen, ihre Herrschaftsposition nicht zu sehr ins Bewußtsein des Volkes dringen zu lassen, während in allen vorausgehenden Epochen die Herrschaft weitgehend ihre Kraft daraus schöpfte, daß sie sich dem öffentlichen Bewußtsein mit allen Mitteln gegenwärtig zu halten bestrebte: etwa durch repräsentative Wohn- und Regierungsgebäude, Denkmäler und öffentliches Gepränge. Mit der Änderung der verfügbaren und historisch sinngerechten Machtmittel — etwa Waffengewalt einstmals und institutionalisierte Gewalt von heute — und mit der formalen Demokratisierung des öffentlichen Lebens, der die offene Gewalt als primäres Mittel der Machtausübung sich nur schwer assimilieren kann, entsteht der elitäre Hang, sich dem öffentlichen Auge und der öffentlichen Kritik möglichst zu entziehen. Zumeist genügt ein indirekter Einfluß, um den Prozeß in die gewünschten Bahnen zu lenken. Obgleich die Verschleierung bestens gelingt, ahnt das Volk von ferne den wahren Zusammenhang und gibt seinem Mißbehagen über „die da oben“ in treffenden Bonmots Ausdruck, z. B. in dem folgenden in den USA geläufigen: „Die Cabots sprechen nur mit den Lodges, die Lodges aber nur mit Gott!“

(...)

Lukács selbst zitiert zustimmend eine historische Bemerkung Max Webers, in der klar, wenn auch demonstriert an den soldatischen Klassen, von einem der Ethik widerstrebenden „Würdegefühl aller politisch herrschenden Schichten“ die Rede ist. Weber schreibt:

„Der Lebensführung des Kriegers ist weder der Gedanke einer gütigen Vorsehung noch derjenige systematischer ethischer Anforderungen eines überweltlichen Gottes wahlverwandt. Begriffe wie ‚Sünde‘, ‚Erlösung‘, religiöse Demut‘ pflegen dem Würdegefühl aller politisch herrschenden Schichten ... fernzuliegen ...“

„Absolutes Fehlen ... aller über das Diesseits hinausgreifenden Verankerungen der *Ethik*, die durch eine inhaltlich rein opportunistisch-utilitaristische, aber ästhetisch-vornehme Kunstlehre eines Standeskonservatismus ersetzt wird.“ (von uns unterstrichen)

Max Weber bezieht sich im zweiten Teil dieses Zitats auf die konfuzianischen Mandarine. Es bleibt aber im Zusammenhang mit dem ersten Teil einsichtig, daß die hier hervorgehobene Ersetzung der Ethik durch eine — in unserer Ausdrucksweise — ästhetische Etikette dem dionysischen Lebensgefühl „aller“ herrschenden Klassen wesensgemäß ist. Ein aller Ethik feindlicher ästhetischer Utilitarismus und Atheismus ist ihnen auf den Leib zugeschnitten. Ein mit ihm sich mischendes pseudoreligiöses Lebensgefühl, wie es Lukács als „religiösen Atheismus“ bezeichnet, mag sich besonders in Zeiten der Dekadenz und des Pessimismus bei den empfindsameren und intelligenteren Mitgliedern dieser Klassen, speziell bei deren Ideologen, ausbreiten, hebt aber die grundsätzlich antiethischen und antireligiösen Tendenzen nicht auf. Schon Marx hat im *Achtzehnten Brumaire* unterstrichen, daß die Vorstellungen einer Klasse nicht zu verwechseln seien mit jenen ihrer ideologischen Exponenten.

Die in jeder Klassengesellschaft unvermeidliche dreifache Differenzierung des ideologischen Bewußtseins in eine apollinische, dionysische und utopische Richtung findet ihre vielfältige Widerspiegelung in der Kunst. Wir können in diesem Rahmen nur die allgemeinste Zusammenfassung geben und beschränken uns überdies auf die moderne Malerei, die uns besonders aufschlußreich erscheint; zudem wollen wir auch hier unsere Aufmerksamkeit in erster Linie der Gegenwart schenken.

Das folgende vorwegnehmend, ist das Problem wie folgt zu umschreiben. Die moderne Kunst preßt, selbst da oder erst recht da, wo sie sich noch gegenständlich gibt, ihr Objekt der Darstellung, in erster Linie den Menschen, in die Form der *Groteske*. Die so geartete Groteske zerfällt aufgrund der antagonistischen Differenzierung des Lebens in die entfremdeten Formen des Apollinischen und des Dionysischen in die zwei Richtungen: in die dem ersten entsprechende Darstellung asketisch-apathischer Motive — Beispiel Munchs berühmte abendliche Stadtstraße mit den gespenstisch abgehärmten Gesichtern — und in die Darstellung bacchantisch-orgiastischer Motive — Beispiel Noldes „Tanz um das goldene Kalb“. Der Unterschied reicht bis tief in die figurale Ordnung der Bilder und in das Farbliche. Der groteskenhaften Formung entzieht sich naturgemäß die utopisierende Richtung, wofür wir als Beispiel nicht zufällig zahlreiche Bilder des „weltflüchtigen“ Gauguin anführen können; aber auch den mehr weltzugewandten Macke mit seinen stets in der Sonne wandelnden, gutgekleideten und harmonisch sich bewegenden Menschen. Doch insgesamt lassen sich alle drei Richtungen unter den Begriff der *modernen Allegorie* subsumieren. Der modernen, weil es sich hinsichtlich der älteren, bei der, wie Lukács zeigt, die religiös-transzendenten Bindung entscheidend bleibt, um eine historisch bedingte andersgeartete Variante

handelt. Diese Thesen sind nun, soweit dies der Raum erlaubt, im einzelnen zu begründen.

Je weiter sich der Künstler von der traditionellen (klassischen) Kunst entfernt, je weniger er darauf bedacht ist, das Milieu seines Motivs (die Totalität) möglichst genau zu beachten, desto mehr verschwimmen die Grenzen und desto stärker tritt anstelle der Sache selbst die Bedeutung der Symbole in den Vordergrund. Worin der eigentliche Grund für die Symbolisierung der modernen Kunst liegt, werden wir bald sehen. Zunächst ist festzuhalten, daß sie mit dem zusammenfällt, was man die Abstraktion in der modernen Malerei zu bezeichnen pflegt. Auf der Höhe dieser Abstraktion verwischen sich die Grenzen der Motive, indem sich die Grenzen ihrer sozialen Verwurzelung verwischen, so daß der für die spontane und intuitive Arbeit des „modernen“ Künstlers im Gesellschaftlichen entscheidende Gegensatz als ein zufälliger und rein ästhetischer erscheint, der sich an zufälligen symbolischen Motiven entzündet: düsteres Alltagsmotiv Munchs und orgiastisches biblisches Motiv Noldes. Zwar verliert nicht dieser Gegensatz selbst an Schärfe, denn er bleibt oft in den künstlerischen Darstellungen durchaus greifbar, aber die symbolisierende Abstraktion (die gerade bei Munch sich noch in einem mäßigen Rahmen hält, dagegen etwa bei Picasso vielfach ins denkbar schärfste Extrem gerät) erschwert und verhindert die Zuordnung zum gesellschaftlichen Hintergrund, zur Totalität des in Frage stehenden Motivs. Der Weg zum Abstrakten beginnt nicht erst mit dem Ungegenständlichen in der Moderne, sondern bereits mit der Tendenz zur Symbolisierung, die nicht zu verstehen ist ohne ihre Beziehung zum *Fetischismus* der hochbürglerlichen Epoche. Erst mit der Verfestigung der fetischistischen Tendenzen im 20. Jahrhundert gelangt auch die symbolisierend-abstrakte Malerei zum Siege. Der unbefangene und aus der realistischen Tradition kommende Betrachter empfindet die Bilder der Moderne als häßlich. Er hat zumindest insofern recht, als er nicht das bloß Formale meint, sondern die Aussage und die ihr entsprechende Darstellungsweise. Die moderne Groteske ist nun tatsächlich in dem Sinne häßlich, als sie einseitig und ungeniert das *Häßliche des fetischisierten Lebens* betont und mit Hilfe abstrahierend symbolischer Ausdrucksformen zum *Eigentlichen des Seins erhebt*. In der alten realistischen Kunst ist das Häßliche, z. B. in den Gesichtern sozial höhergestellter (also einem dionysischen Milieu entnommener) Personen auf den Gemälden von Carpaccio (um 1500) bis Goya, ein bloßes Moment des Ganzen, ein Ergebnis der intuitiv-kritischen Begegnung des Künstlers mit einer Welt, die nicht von vornherein, nicht von Natur her häßlich war, eher im Gegenteil sich durch Manier, Form und Ausstattung zu „verschönern“ verstand. Daß das Häßliche als Moment deutlich sichtbar wird, ist bloßer Ausdruck der vom Apollinischen getrennten und daher überall durchscheinenden Entfremdung des monopolisierten Dionysischen. Aber es bleibt ein Moment im Ganzen, manchmal mehr, manchmal weniger hervortretend, je nach der historischen Situation, dem Thema und der Anschauung des Künstlers. Ge-

wiß brauchte auch in einer extrem fetischisierten und dem Künstler daher vielfach als eine „gespenstische“ erscheinende Welt die Dialektik der Totalität nicht zugunsten einer extremen Vereinseitigung zum Häßlichen hin zerstört werden, gewiß ist grundsätzlich auch im 20. Jahrhundert eine realistische Malerei möglich. Jedoch begreift man, daß ebenso wie in der theoretischen Interpretation der modernen Kunst sich noch mehr in ihr selbst das fetischisierte Sosein in einem Maße aufdrängt, daß Inhalt und Form unter den totalen Einfluß des Häßlichen geraten. Das unkritische Unterliegen ist ungeachtet eines Moments des Wahren, das darin erscheint, die eigentliche Tragödie der modernen Kunst und Kunstdtheorie. (Wie es mit der Dialektik von Wahrem und Unwahrem hierbei bestellt ist, habe ich ausführlich in meiner soziologischen Untersuchung der modernen Literaturprobleme: „Zur Theorie der modernen Literatur“ [Neuwied 1962] zu zeigen versucht.) Die hohle und gleichzeitig gängige bürgerliche Ideologie vom, in der modernen Kunst sich nur unmittelbar ausdrückenden, negativen und verworfenen Wesen des Menschen und die zusätzlich sie verfestigende Phrase von der „schockierenden Wirkung“ dieser Kunst (konstant gebraucht von Adorno) beweist, bis in welche pseudokritische Bereiche der Theorie der Fetischismus reicht. Versagt also vor dem fetischistischen Götzen bereits die ihrer Natur nach mit rational-kritischem Willen ausgestattete Theorie, dann ist es nicht verwunderlich, daß die überwiegend der Welt intuitiv begegnende Kunst hierin erst recht versagen muß.

Der Alltag früherer Jahrhunderte und selbst noch jener des bereits stark spezialisierten 19. Jahrhunderts war wenigstens in weiten Bereichen des Außerökonomischen durchsichtig, seine Strukturen, schicksalhaften Verwicklungen und Tendenzen blieben wesentlich verständlich. In erster Linie schloß er sich dem bohrenden intuitiven Verständnis der Kunst willig auf. Das heißt, daß das „Schicksal“ letztlich als ein von den Menschen selbst gemachtes und verschuldetes ästhetisch durchschaubar blieb. Umgekehrt wird im 20. Jahrhundert mit der zunehmenden Trennung des Subjektiven vom Objektiven als Folge der fast totalen spezialistischen Mechanisierung und Entindividualisierung auch dort der Schein einer solchen Trennung aufrecht erhalten, wo er nur als Schein existieren kann, nämlich in der *Reflexion* der Totalität der menschlichen Existenz, wo in Wahrheit eine unaufhebbare Vermittlung zwischen dem Einzelnen und dem Allgemeinen herrscht und herrschen muß, weil sich darin gesellschaftliches Leben überhaupt produziert und reproduziert. Das Schicksal erscheint zunehmend als eine mystische Gewalt, die sich dem ästhetischen Bewußtsein in der Form nur intuitiv faßbarer Zeichen zu erkennen gibt, in der Form *abstrakter Symbole*. Das rein Individuelle, Partikulare würde Lukács sagen, verbirgt sich hinter dieser neuen unheimlichen Gewalt, scheint von ihr verschluckt, welcher Schein gleichzeitig seine reale Dialektik hat, zwar nicht im wirklichen Verschwinden des Individuellen, aber in dessen Entmachtung und Uniformierung zum wenig differenzierten Einerlei der „Massengesellschaft“. Das, schon seiner spezifischen Eigenart nach,

auf das bloße Allgemeine tendierende Symbol wird daher ästhetisch ins Vordergründige geschoben, und da es zudem, wie bereits bemerkt, auf die Gegenständlichkeit des mit der „Massengesellschaft“ identischen fetischisierten Häßlichen stößt, vernichtet es nicht nur das in der alten Kunst noch selbstverständliche psychologisch und soziologisch verständliche Porträt, sondern jegliche Darstellung, das noch individuelle Menschen in einem konkreten Milieu sich zueigen macht. Der Mensch wird zur Schablone, zur „nature morte“ degradiert, zudem zu einer des verdinglichten Häßlichen. Letzteres ist deshalb naheliegend, weil Verdinglichtes niemals schön sein kann; das Häßliche ist sein Wesen. (Nur daß die moderne Kunst und erst recht die Literatur unter dem Drucke des Fetischismus übersieht, daß auch in der extrem verdinglichten Welt sie mit strukturierenden Gegentendenzen wirksam bleiben, was allein erst weitere geschichtliche Entwicklung möglich macht.) Die verwendeten Symbole bieten sich intuitiv von selbst an: der zur Allgemeinheit degradierte häßliche Mensch verhüllt nicht mehr sein Haupt — wie etwa in Gemälden der Renaissance — hinter einer sich angetanen Würde, durch deren Maske seine wahre Psyche glotzend und verräterisch durchblickt, sondern er grinst uns als Häßlicher ungeniert an, abgerissen, fetzenhaft, zerteilt, hohl, tierisch, mit einer Seele nach außen und daher seelenlos, nackt. So begreift ihn zumindest die unter der Gewalt des Fetischismus stehende moderne Malerei. Und daß sie ihn deshalb gleichzeitig nicht begreift, weil er trotz allem Mensch bleibt und die Geschichte daraus ihre unvermeidlichen Konsequenzen zieht, sei es auch nur, indem sie die Utopie fragt, ist vielleicht, in Gegensatz zu ihren bürgerlich-dekadenten Interpreten, nicht einmal ihre eigene Schuld. Aus dem Bisherigen wird verständlich, weshalb der überwiegende Teil der modernen Malerei sich in die Form der Groteske kleidet. Vielfach ist es in der Literatur ähnlich, wofür wir zahlreiche Beispiele von Kafka bis Beckett haben. Man kann auch sagen: die Symbolisierung des Häßlichen des 20. Jahrhunderts ergibt die moderne Groteske. Da aber dieses Häßliche nicht einheitlich ist, sondern sich, wie wir gesehen haben, in das Repressiv-Apollinische und in das Orgiastisch-Dionysische spaltet — wobei gerade für die Kunst die Grenzen sich nicht immer so scharf ziehen lassen —, zeigt auch diese Groteske zwei oft durchaus klar unterscheidbare Tendenzen.

Was aber wiederum beide Tendenzen verbindet, ist das Folgende. Wir haben gezeigt, daß die moderne Groteske sich infolge einer extremen Abstraktion von der Wirklichkeit symbolischer Zeichen bedient. Aber gerade die Reduktion nicht irgendeines, sondern des zum Fetischisiert-Häßlichen verzerrten Gehalts auf das Niveau des Abstrakt-Allgemeinen macht seinen Sinn unverständlich, irrationalisiert und mythologisiert ihn bis zu jener Höhe, auf der nur noch äußere Formen sich dem rationalen Verständnis als erschließbar anbieten. Das aus dem Prozeß der Fetischisierung geborene Häßliche gibt sich mit der Distanz des Unnahbaren, es ideologisiert sich auf dem Wege seiner irrationalen Mystifizierung zum ästhetisch Erhabenen und provoziert so unkritische Versöhnung nicht nur mit dem

Häßlichen selbst, sondern auch mit der dahinterstehenden fetischistischen Welt. Wobei solche Versöhnung auch den Weg der pseudokritischen Verzweiflung über das Häßliche beschreiten kann, was ihre Rolle nur verdeckt, aber nicht aufhebt. Ist es dem Besucher verwehrt, die Aussage zu verstehen, fühlt er sich jedoch gleichzeitig, sei es aus eigener Überzeugung oder durch Einflüsse seitens der ästhetischen Propaganda, gedrängt, die ästhetische Form zu akzeptieren, so akzeptiert er das Kunstwerk insgesamt. Dieser im ästhetischen Bewußtsein sich bildende und gleichzeitig zur dialektischen Einheit zusammenfassende Widerspruch von mystifizierter Darstellung des Häßlichen und als künstlerisch hochwertig empfundener ästhetischer Form ergibt aber die *moderne Allegorie*. Entsprechend der gesellschaftlichen Situation des 20. Jahrhunderts braucht die Mystifikation des Inhalts nicht wie in früheren Jahrhunderten eine religiöse zu sein. Im Ergebnis stellt sich die Erkenntnis ein, daß Groteske, Symbol und Allegorie hier zusammenfallen.

Die Darstellung muß nicht erst ungegenständlich werden, um im Sinne der modernen Kunst allegorisch zu werden. Viele von Pablo Picasso gemalte Gesichter sind unverkennbar Gesichter und trotzdem extrem abstrakt bis zur Undurchschaubarkeit ihres Sinns, in symbolischen Zeichen dargeboten, statt realistisch und deshalb allegorisch. (...) Trotz formaler Ähnlichkeit der Darstellung — abstrakte Symbolisierung usw. — bieten sich die apollinische und die dionysische Allegorie in einer sehr verschiedenen Weise dar. Zwar lassen beide gleicherweise den Abgrund ahnen, der uns aus der allegorisierten Darstellung des Motivs drohend entgegengähnt. Jedoch erleben wir ihn einmal als düster, das anderemal als aufreizend. Und das ist nicht an sich, vom rein Ästhetischen her, ein wesentlicher Unterschied, sondern ein Unterschied, der uns zwingt, den verborgenen Sinn durch Rekurs auf den gesellschaftlichen Hintergrund aufzuklären. Allein aus der Vermittlung zur entfremdeten Wirklichkeit läßt sich deutlich machen, weshalb der modernen repressiv-apollinisch motivierten Allegorie etwa das Erhebend-Tragische oder das Sehnsuchtvoll-Elegische fehlt, weshalb sie zum bloß Düsteren entleert ist; es läßt sich andererseits ebenso deutlich machen, weshalb der entfremdet-dionysischen Allegorie die heitere Sinnlichkeit fehlt, weshalb sie zum bloß orgiastisch Gemeinen abrutscht. Beide affizieren damit zwar eine Kritik, aber eine solche der Verzweiflung, denn sie lassen nichts davon durchscheinen, daß es auch, wo es um den Menschen geht und aus seinem Wesen heraus, anders sein könnte. Sie lassen nichts von den utopischen Möglichkeiten durchscheinen. Die Zerreißung der dreifach gegliederten Dialektik von Apollinischem, Dionysischem und ihrer utopischen Einheit ist zwar nicht von den Künstlern willkürlich gesetzt, sondern von der Wirklichkeit veranlaßt; aber sie impliziert in dieser Zerreißung die Aufhebung der Dialektik und der Wirklichkeit, die von jener lebt. Sie provoziert gerade deshalb neben der apollinischen und der dionysischen Allegorie die utopische. Sie allein überspringt den allgegenwärtigen nihilistischen Abgrund, kehrt dem Häßlichen den Rücken, jedoch nicht ohne die Zeit überhaupt

zu überspringen, in ihrer Weise sich dem Allgemeinen zu ergeben und damit gleichfalls in den Bereich des gleichzeitig symbolisierenden und sinnverbergenden Allegorischen zu geraten, d. h. sich als eine besondere Form der modernen Allegorie neben den anderen durchzusetzen. Doch darf hierbei ihre Besonderheit nicht übersehen werden. Indem sie sich dem Menschen in seiner utopischen Relevanz zuwendet, läßt sie ihn im Lichte eines harmonischen Gleichmaßes erscheinen, in dem das Apollinische und das Dionysische sich verschmelzend befruchten. Damit gerät sie aber ihrerseits wiederum in die Abstraktion: anstelle der Beziehung zur entfremdeten Wirklichkeit wie das Groteske, in eine einseitige Beziehung zum abstrakten Ideal. Daß sie der Groteske entrinnt, macht ihre Besonderheit aus, hebt aber ihren allegorischen Charakter nicht auf. Indem sie jedoch die Einheit von Apollinischem und Dionysischem durch ihr Wesen bejaht, bejaht sie das Wesen des Menschen überhaupt, wenn wiederum auch nur abstrakt. Aus diesem Grunde aber kann sie zu einem neuen Ansatz für die Herausbildung einer modernen *realistischen* Kunst werden.

Zu unserem Problem insgesamt wußte schon Marx zu sagen, „daß die Welt längst den Traum von einer Sache besitzt, von der sie nur das Bewußtsein besitzen muß, um sie wirklich zu besitzen.“ Dieses Bewußtmachen des *Traumes* auf der heute erreichten Höhe der gesellschaftlichen Möglichkeiten ist genau das, was wir als die Aufhebung der Utopie in der Utopie bei Marx bezeichnet haben.

Erstes Kapitel
Worin, was wir nicht zu wissen vorgeben, vorausgesetzt wird

Im Anfang war die Welt poetisch. Die Welt, das sind für den Menschen die von ihm hergestellten Gegenstände und gesellschaftlichen Einrichtungen. In den frühen Tagen der Geschichte ist den Gütern und den gesellschaftlichen Einrichtungen anzusehen, daß sie von Menschen produziert sind und zum Gebrauch durch Menschen; ihre menschliche Herkunft und ihr menschlicher Zweck liegen unvermittelt am Tage. Deshalb ist die Poesie älter als die Prosa. Natürlich ist das eine Poesie der geistigen und materiellen Armut, eine Elends-Poesie. Das einfache anthropozentrische Denken war schlechtes Denken, Ergebnis einfachen Produzierens. Der Mensch, um zu sich zu gelangen, mußte eine Welt der Produkte und Produktionsverhältnisse erzeugen, die ihm als fremde und feindliche gegenübertrat. So kühne und vortreffliche Erfindungen mußten gemacht werden wie Klassen, Ausbeutung, Warenproduktion, Anonymität des Konsumenten und so weiter. Höhepunkt dieses umwegigen Fortschritts oder fortschrittlichen Umwegs war der Kapitalismus. Jetzt ist alles Prosa. Die Künstler, die, mit welchem Recht immer, eine Zeit an ihrer poetischen Ergiebigkeit messen, betrachteten diese Entwicklung mit Mißbehagen. Das Mißbehagen ist in Deutschland endgültig formuliert in Schillers „naiver und sentimentalischer Dichtung“.

Offenbar ist unsere sozialistische Welt nicht mehr identisch mit der Bourgeoisie. Sie ähnelt ihr in vielen Erscheinungen einer Industriewelt; sie unterscheidet sich von ihr in der Tendenz. In ihr ist etwas, das uns drängt, Kunst zu machen. Wenn Balzac aus seiner Zeit die Folgen zog und die Prosa unbeschränkt inthronisierte, sind wir entschlossen, die Poesie als Gegenprätendenten aufzustellen. Wir leben nicht in einer poetischen Welt, aber wir empfinden die Welt als poetisierbar. Unsere Äußerungen sind nicht naturwüchsig poetisch, aber unser

Streben nach Poesie, glauben wir, ist naturwüchsig. In einer solchen Lage bedarf es bewußter Mittel, Poesie herzustellen. Über die Mittel — ihre Form und ihr Wesen — zerbrechen wir uns den Kopf.

Wir haben zur Artifizierung der Wirklichkeit zwei hauptsächliche Verfahren. Wir wenden sie an, nicht weil uns eine vorgefaßte Meinung hierzu veranlaßte, sondern spontan, gedrängt von der Sachlage, bei der Arbeit. Die Welt, wenn wir uns überrumpeln lassen, drängt sich uns auf als tote, äußerliche, schlechte Objektivität. Um sie künstlich zu machen, machen wir sie dialektisch. Wir stellen die Vorgänge, die wir ästhetisch begreifen wollen, in einen genauen gesellschaftlichen Zusammenhang; so haben wir nie mit Mächten zu tun, stets mit Leuten. Wir zeigen nicht Liebe, sondern Cleopatra, Julia, Gretchen liebend. Wir zeigen nicht Geist, sondern Fausts, Hamlets, Galileis Geist. Die Ideen und Gefühle geraten in Bewegung. Sie erweisen sich als Teil der Bewegungen der Geschichte; die als Kämpfe von Klassen; die als interessierte Handlungen einzelner Personen. Die Welt, durchschaut, wird anschaulich, mithin künstlich. Das ist das Verfahren des Historisierens. Wir wissen einigermaßen, worin es besteht und warum wir es anwenden.

Tatsächlich aber enthält unsere Praxis ein ganz entgegengesetztes Verfahren: das Poetisieren. Wir nehmen einen sozialen Zustand, einen Vorgang, einen Gegenstand und machen ihn poetisch. Wir tun es und sollten sagen können, was das ist, was wir da tun.

„Das Poetische als solches zu definieren“, sagt Hegel, „abhorreszieren fast alle, welche über Poesie geschrieben haben“. Nun, auch ich werde mich hüten. Nichts richtet solchen Schaden an wie voreilige Definitionen. Ich will versuchen, mich dem Thema zu nähern, als sei es nicht in höchstem Maße widerspenstig, sondern im Gegenteil recht harmlos. Ich will ein paar sehr rohe, vulgäre und offensichtliche Beispiele hernehmen: ein paar Fälle, wo niemand leugnet, daß da Poesie statthat. Ich will sie herumdrehen und anschauen und zu erraten trachten, was an ihnen poetisch ist. Alle Phänomene der Kunst sind zusammengesetzt, keins einfach; so auch das Poetische. Es wird bei meinem Unterfangen keine Definition herauskommen aber, wie ich allerdings hoffe, eine Anzahl von Einsichten, die bei der Aufstellung einer solchen Definition verwertbar wären.

Zweites Kapitel Die Räuberbraut

Eins der erfolgreichsten deutschen Gedichte ist die Ballade von der Räuberbraut. Das Gedicht existiert in vielen Fassungen; es besteht keine Notwendigkeit, über ihre Echtheit oder ihren philologischen Rang zu streiten. Diese ist meine.

*An einem Fluß, in einem tiefen Tale,
Da saß ein Mädchen an einem Wasserfalle.
Sie war so schön, so schön wie Milch und Blut.
Von Herzen war sie einem Räuber gut.*

*Du armes Mägdelein, mich dauert deine Seele,
Denn ich muß fort in meine Räuberhöhle,
Wo wir dereinst so glücklich wollten sein.
Jedoch es muß, es muß geschieden sein.*

*Nimm diesen Ring, und sollte jemand fragen,
So sollst du sagen, ein Räuber hat ihn getragen,
Der dich geliebt bei Tag und bei der Nacht
Und der schon viele Menschen umgebracht.*

*Geh du nur hin auf eine grüne Wiese,
Wo viele andre junge Männer sind.
Vielleicht kannst du mit einem glücklich sein.
Ich aber muß in finstern Wald hinein.*

Die Wirkung der „Räuberbraut“ ist ungeheuer. Wir fragen nach der Ursache solch ungeheurer Wirkung. Die Popularität eines Kunstwerks, so weiß man oder glaubt man zu wissen, hängt ab von seinem I-Wert.

I-Wert heißt Identifikationswert; der Begriff stammt aus dem Illustrertengeschäft. Der Identifikationswert eines literarischen Erzeugnisses ist die Chance, die es dem Leser gibt, es direkt auf seine eigene Lage anzuwenden, also sich mit seiner Hauptperson und ihren Umständen zu identifizieren. Der Identifikationswert ist hoch, wenn das Erzeugnis möglichst grundlegende Erlebnisse einer möglichst umfassenden Zahl von Menschen betrifft.

Geschichten von hohem I-Wert enthalten Gefühle, die stark aber unspezifiziert sind, da jede genauere Bestimmung die Leserzahl einschränken würde, und sie müssen geistig primitiv sein, weil die Größe des erreichten Kreises proportional ist zur Niedrigkeit der Nivellierungsebene. Gleichzeitig aber müssen sie im Konsumenten den Eindruck des persönlichen Gemeintseins hervorrufen; ihre Allgemeinheit und Plattheit dürfen nicht umschlagen in ohnmächtige Leere. Wer meint, das Schnulzenmachen sei leicht, irrt. Wenn die Kunst mit dem Widerspruch zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen zu schaffen hat, plagt sich die Massenkunst mit dem noch unversöhnlicheren Widerspruch zwischen dem Trivialen und dem Besonderen. Mit abstrakten und unwirklichen Mitteln vermittelt sie den Effekt der Einmaligkeit und der Wirklichkeit. Um den enormen I-Wert der „Räuberbraut“ deutlich zu machen, übersetze ich das Gedicht, Zeile für Zeile, in die unverkleidete Sprache der Tatsachen.

*Am Wäschebottich im Souterrain
 Saß, während das Wasser aus dem Hahn lief, das Dienstmädchen.
 Es war, da es nicht viel über 16 war, noch leidlich hübsch,
 Und es liebte, etwa zum dreißigsten Mal, mit der ganzen Kraft
 seines liebebedürftigen Herzens, einen Herrn, über den nur
 eins feststand: daß auch er sie nicht heiraten würde.*

*Mein Kind, ich sage es wirklich ungern,
 Aber in meinem meublierten Zimmer geht es nicht mehr.
 Ich habe gehofft, es ist für länger.
 Aber wer kann schon im Leben, wie er will.*

*Hier schenke ich dir einen Ring (echt Bernstein und echt Silber).
 Wenn dich einer fragt,
 Kannst du ruhig sagen, daß du ihn von mir hast,
 Und daß wir uns umarmt haben jeden Mittwoch nach sieben,
 Und daß ich weniger fad war als die, die ernstlich für dich in Frage
 kommen.*

*Wenn du nächsten Mittwoch ins Kino gehst,
 Gibt es schließlich noch andere Herren.
 Vielleicht ist einer dabei für länger.
 So, und wir haben jetzt schon einen verschiedenen Weg.*

Wir sehen, hier liegt der Grund des Erfolgs. Wir sehen aber auch: Indem wir das Gedicht auf seinen Erfolggrund reduzieren, erhalten wir ein Gedicht, das den Erfolg nicht hätte. Kunst besteht niemals aus einem ihrer Bestandteile allein, und wenn wir einen Bestandteil, selbst den hauptsächlichen, zum ausschließlichen erklären, vernichten wir die Kunst. Wir haben die „Räuberbraut“ ganz auf den Boden der Anwendbarkeit geholt, nun taugt sie nichts mehr. Etwas fehlt. Was ist das, was da fehlt? Es ist offenbar das, was wir als bloße Zutat, Verzierung oder allenfalls Tarnung des Köders glaubten vernachlässigen zu können, das genaue Gegenteil von dem, was wir für das Eigentliche hielten: das Unerreichbare, das Unwirkliche.

Ich will dieses Prinzip isolieren und eine zweite Übersetzung versuchen.

*In einer bedeutenden Landschaft, umtürmt von ragenden Gipfeln,
 Saß ein Fräulein zwischen wilden Gewässern, bewegt wie ihre Seele.
 Sie war schön, schöner als jede sonst,
 Und sie liebte mit aller Glut ihres starken Herzens einen, den die
 Gesellschaft ausgestoßen hatte, weil er ein Kerl war.*

*Unglückliche, ich weiß, daß ich dir vielleicht das Herz zerreiße,
 Aber ich muß meinen einsamen Weg allein gehn.
 Wir hofften, das Schicksal zu überlisten.
 Es ist stärker als wir.*

*Nimm dieses einmalige Kleinod; es wird Aufsehen erregen.
 Sprich dann: ich schäme mich meines Herrn nicht.
 Sprich: seine Liebe war groß wie die Welt,
 Menschen, mich ausgenommen, waren wie Ungeziefer vor ihm.*

*Geh, kehre zurück zu deinesgleichen.
 Es soll ja, außer mir, auch noch eine Art von Männern geben.
 Finde dich mit einem davon ab; was ein Mensch im Leben fühlen
 kann, habe ich dich fühlen machen.
 Ich verschwinde aus dieser Wirklichkeit, für die ich, denn das ist
 meine Tragödie, zu gut bin.*

Auch diese Version, zeigt sich, befriedigt nicht. Auch ihre Qualität ist einseitig. Der Geschmack lehnt sie, als übertrieben, romantisch, nicht mehr ernstlich nachvollziehbar, ab. Wie vortrefflich erscheint, gemessen an den beiden Übersetzungen, das Original. Es ist kürzer als jede von ihnen und enthält dennoch die vollständige Aussage beider. Zwei so außerordentliche Zeilen wie

*Der dich geliebt bei Tag und bei der Nacht
 Und der schon viele Menschen umgebracht*

sind, als Schilderung eines musterhaften Geliebten, fast unerreichbar. Mit einfachsten Worten und auf knappstem Raum formulieren sie den Umfang seiner Liebe und die Exzeptionalität seiner Person. Sie halten, wie das ganze Gedicht, die Balance zwischen dem Banalen und dem Überschwenglichen, dem Glaublichen und dem Unglaublichen, dem Faßbaren und dem Ideal.

Unsere Experimente haben zu einem Resultat geführt. Was einem Kunstwerk zum Erfolg verhilft, ist nicht allein der I-Wert, sondern auch dessen Negation, die ich den U-Wert, den Unwirklichkeitswert, nennen will, und diese beiden gegensätzlichen Eigenschaften müssen als Einheit auftreten.

Es fragt sich, ob das Gesetz nur für die niederen Künste gilt. In den höheren Künsten wird ein Zweck zur Wirkung gebracht; der Zweck der niederen erschöpft sich in ihrer Wirkung. Alle Künste, immerhin, müssen wirken. Und das Gesetz der widersprüchlichen Einheit von Identifikationswert und Unwirklichkeitswert scheint mir das Gesetz der künstlerischen Wirkung zu sein.

In der „Räuberbraut“ erscheint der Widerspruch als der simple Widerspruch

von Identifikation und Vulgärromantik. In der Kunst ist die bloße Identifikation ersetzt durch die heikle Subjekt-Objekt-Beziehung, die wir Realismus nennen, und die Romantik durch jene bedeutungsvolleren Formen der Unwirklichkeit, über die wir ja eben mehr zu erfahren suchen. Aber in dem Moment, wo wir es sehen wollen, sehen wir jedenfalls, daß Nichtidentität mit der Wirklichkeit ein Merkmal jeglicher Kunst ist, auch der gegenständlichsten. Wenn gesagt wird, Kunst ahme die Natur nach, so ist das mit Einschränkungen zu verstehen, und auf die Einschränkungen kommt es an. Kunst projiziert die Natur auf ein Medium (Wort, Stein, Farbe, Klang); statt den von vornherein vergeblichen Versuch der illusionistischen Vortäuschung von Natur zu machen, trifft sie mit dem Konsumenten eine Verabredung, was der für Natur zu nehmen habe. Kunst hat, anders als die Natur, Form; in der Form wohnen die wichtigsten ihrer Inhalte. Kunst ist kein Dialog des Menschen mit der Natur, sondern ein Dialog zwischen Menschen über die Natur. Kunst enthält die Natur nie, indem sie sie kopiert, sondern immer, indem sie sie bedeutet. Diese Nichtidentität mit der Natur ist für die Kunst natürlich kein Nachteil, sondern die Voraussetzung ihres Daseins. Alle Kunst ist, wie die „Räuberbraut“, ganz von dieser Welt und ganz von einer anderen.

Die Kategorie der Unwirklichkeit ist bis zu einem gewissen Grade in der Ästhetik bekannt. Der Begriff des Wunderbaren, ein Zentralbegriff der Kunsththeorie des achtzehnten Jahrhunderts, hat mit ihr zu tun, aber er engt sie ein auf einen bestimmten Motivkreis. Der Begriff der Ver fremdung hat mit ihr zu tun, aber er engt sie ein auf einen bestimmten Erkenntniszweck. Ich denke, auch diese beängstigend allgemeine Kategorie „Das Unwirkliche“ hat, obgleich sie sich nicht auf bestimmte Künste, sondern auf die Kunst als solche bezieht, ihre erkennbare und erkennenswerte Funktion.

Sie hat eine psychologische Funktion. Kunst kann ihre verschiedenen Zwecke nur erreichen, wenn der Konsument das Gefühl der Freiheit behält. Er setzt — da ja alles nur Schein ist — bereitwillig seine seelischen Kräfte in Aktion; er probiert sich, anhand des Kunstwerks, auf seine inneren Möglichkeiten hin aus; er bereichert sich, indem er beim lockeren Durchspielen der von der Kunst gemachten Vorschläge diesen durch Zustimmung oder Handeln, diesen durch Beiseitelegen und Aufheben sich aneignet. Die Wissenschaft, die immer mit Vollmacht der Realität auftritt, fordert, wie die Realität, Entscheidungen und kann aber, im Gegensatz zur Realität, durch Nichtkenntnisnahme für ihre Strenge bestraft werden. Die Kunst, welche die Realität durch das Gegengewicht der Poesie im Schweben hält, übt eine sanftere aber oft nachhaltigere Gewalt.

Da ist, wenn ich nicht irre, auch eine inhaltliche Funktion. Das Verlangen nach dem Unwirklichen kann nur verstanden werden als das Mißbehagen am Wirklichen, als das Verlangen nach dem Anderen. Was dieses Andere aber auch im historischen Einzelfall sein möge, es ist — sonst würde es nicht verlangt — das Bessere.

Drittes Kapitel Grüne Petersilie

Grüne Petersilie, das wunderschöne Kraut.

Mit dieser Zeile beginnt ein deutsches Volkslied, worin ein Mädchen bereut, den Schatz seiner Unschuld ohne Gegenpfand fortgegeben zu haben. Ein anderes Volkslied erzählt, wie ein lange auf Reisen gewesener junger Mann die Treue der Geliebten prüft, indem er, unerkannt, sich selbst verleumdet und ihr einen Antrag macht. Es beginnt so:

*Es stand eine Linde in jenem Grund,
War oben spitz und unten rund.*

Die beiden Liedanfänge haben zwei Eigenarten gemeinsam. Beide unterrichten uns von der Existenz irgendeiner Pflanze. Beide stehen mit dem Inhalt des Liedes in keinem auffindbaren Zusammenhang, auch keinem symbolischen. Bei aller Mühe wäre der Hörer außerstande zu erraten, worauf das Ding hinauswill. Die Unabhängigkeit der Einleitung vom Eingeleiteten geht so weit, daß der gleiche Anfang verschiedenen Liedern zum Auftakt dienen kann und tatsächlich dient.

Der Sachverhalt scheint mir bemerkenswert. Wieso wachsen besagte Pflanzen auf dem doch ziemlich fremden Boden besagter Fabeln, oder ist es vielleicht ein ganz anderer Boden, auf dem sie wachsen?

Um uns mehr Material zu verschaffen, sehen wir uns nach weiteren Motiven um, die für Liedanfänge taugen. Wir finden Landschaften (*Zwischen Berg und tiefem Tal*) und Jahreszeiten (*Nichts Schöneres kann mich erfreuen, als wenn der Sommer angeht*). Wir finden meteorologische Erscheinungen (*Es hat einmal geregnet, allweile drippit es noch*), Himmelsdinge (*Spaniens Himmel breitet seine Sterne*), und wir finden geographische Lokalisierungen, vornehmlich Ortsnamen (*Frankreich war eine schöne Stadt*). Alle diese Motive lassen sich leicht unter einen einzigen Begriff subsummieren. Er lautet: Das Unveränderliche.

Flora, Jahresablauf, Landschaft, Wetter, Gestirne, — sie gehören nicht in die vom Menschen erzeugte Umwelt, die sich mit dem Fortschreiten der menschlichen Gesellschaft verändert. Sie sind außerhalb des Zugriffs der Geschichte, unerfaßt von der Kategorie des Werdens. Sie sind ewig, nicht zeitlich; dauernd wie der Himmel des Aristoteles oder doch immer wiederkehrend. Auch die Städte haben hier keineswegs die Aufgabe, eine allgemeine Aussage im Besonderen anzusiedeln; auch sie verkörpern das Bleibende im Verhältnis zu dem Transitorischen, das sich in ihnen abspielt. Die Stadt erhält den Rang eines Naturgebildes. Sie wird vielleicht nicht für alle Zeiten dasein, aber sicher noch lange; es gibt sie vermutlich nicht von jeher, jedenfalls ist sie sehr alt.

Das Alte überhaupt steht, als bescheidenere Form, für das Unveränderliche. Alle Autoren von Lessing bis Weiskopf, die uns über die Gesetze der poetischen Wortwahl beraten und uns mit Recht empfehlen, triviale oder scientifiche Ausdrücke zu vermeiden, schicken uns auf die Suche nach alten Worten. Natürlich gibt es in der Kunst kaum etwas Alberneres als kunstgewerbliche Altertümeli. Aber ebenso wie das gewollt wirkende Alte sperrt sich das offenkundig Neue gegen eine poetische Behandlung. Das Neue muß reflektiert werden, bleibt eine Sache des Kopfes. Das Alte, wenn es die Schwelle des Ungewohnten und Bedenkenswerten überschritten hat, läßt sich schon erleben, und es hat, durch langen Umgang, eine Art von Einfachheit gewonnen, die es anschaulich macht. Worte wie Sachen müssen, um poetisch zu werden, lagern. Lokomotiven sind poetisch, Raketen sind es nicht. Öfen sind es, Fernheizungen nicht. Das Wort LPG im Gedicht geht nicht; das Wort Genossenschaft — weil es ein bewährtes Wort ist, das uns zwingt, das Alte wie das Neue in der Sache zu sehen — geht allenfalls. Das Wort Dorf geht.

Selbst gesellschaftliche Abläufe werden durch Alter poetisch. Je mehr Stadien der gesellschaftlichen Entwicklung sie überdauert haben, desto unabhängiger sind sie, folglich, von denselben, und sie erweisen sich als Grundmuster allen menschlichen Zusammenlebens. Diese Grundmuster unterliegen historischen Modifikationen; ein Tor, wer das übersieht; aber der besondere Blickwinkel der Poesie richtet sich einmal mit Hartnäckigkeit auf die Konstante. Anspielungen auf frühgeschichtliche oder mythologische Vorbilder poetisieren eine Situation. Ein Lied wie *Ein Hund schlich in die Küche*, das in acht kurzen Zeilen so ursprüngliche Themen wie Hunger, Sünde, Tod, kultische Trauer, Unsterblichkeit im Erinnertwerden abhandelt und in seiner Rondoform den nicht aufhörenden Reproduktionszyklus dieser Themen betont, — ein solches Lied ist pure Poesie.

Wir, die wir dem Neuen alles zu danken haben und das Geschäft des Änderns mit Eifer und Glück betreiben, stoßen hier auf ein mächtiges Bedürfnis nach dem Alten und Beharrenden. Dieser Widerstand kann unser Denken weiser machen. Das Neue ist nutzlos, wenn es nicht angestrebt wird, um sich zu bewähren, das Ändern ein Unfug ohne vorgestellten Erfolg des Änderns. So wie das Alte seine Tauglichkeit beweist durch die Fähigkeit, in Neues umzuschlagen, muß das Neue, taugt es was, umschlagen können in Altes. Bewegung ist nichts ohne Ruhe; ein Haufen Negationen allein macht noch keine Dialektik.

Unsere gewonnene Einsicht können wir auf die totale Bewegung der menschlichen Geschichte anwenden und sie so beschreiben. Am Anfang ist ein Festes: die biologische Struktur des Menschen als eines erzeugenden und zeugenden und hierbei Lust oder Unlust empfindenden Wesens. Dieses Wesen nimmt den Gang durch die Geschichte, am Ende welcher zwiespältigen und verlustreichen Bewegung die Wiederherstellung desselben natürlichen Wesens, unendlich bereichert um die Gaben der gesamten Menschheit, stehen wird. Das ist kaum eine vollständige oder exakte Darstellung im wissenschaftlichen Sinn. Aber das ist, in der

rührenden Einfalt seiner Abkürzung, das stets geltende und auf die vielfältigste Weise zur Erscheinung gelangende Geschichtsbild des ästhetischen Bewußtseins. Die Kategorie des Unveränderlichen, meine ich also, dient, um an die Tatsache der biologischen Konstanz des Menschen und an die Erwartung einer menschlichen Zukunft zu erinnern. Beide, der natürliche Mensch wie die humane Utopie, werden in der historischen Wirklichkeit nicht angetroffen. Sie existieren in der Vergangenheit und in der Zukunft, vielleicht auch nur in der Erinnerung und in der Hoffnung. Sie sind zwei gedachte Gegenentwürfe zur Welt. Hieraus erklärt sich die abrupte Art, der Montagecharakter, der Gestuswechsel, womit das Unveränderliche in der Kunst, hart abgesondert vom Übrigen, aufzutreten pflegt: ob nun als Liedanfang, Balladenrefrain, klassischer Jambus oder Gott aus der Maschine.

So wenig wie jede andere läßt sich die Kategorie des Unveränderlichen in unmischter Reinheit gebrauchen. Kunst, die nur mit Mond, Wind, Röhricht und mit den allgemeinsten menschlichen Gefühlen arbeitet, ist bestenfalls weltflüchtige Idylle, gemeinhin ist sie einfach reaktionär. Kunst aber, die die Bewegung vergötzt, sich ans Neueste klammert und weder vor noch hinter sich einen ihrer Aufmerksamkeit würdigen Zustand erblickt, wird emotional arm, schnell vergänglich und ästhetisch unbefriedigend ausfallen; ich weiß kaum Beispiele für Fortdauer unpoetischer Poesie. Die unbezweifelbare Würde des Unstabilen sollte sich in der Kunst bestätigen durch Konfrontation mit der — zugleich ärmeren und erhabeneren — Würde des Stabilen.

Viertes Kapitel

Einzug des Demetrius, oder: das Theater als Pomp

In jedem Stoff, wenn man ihn auf seine dramatischen Möglichkeiten hin untersucht, gibt es ein paar Punkte, die, als ergiebige, gleichsam aus ihm herausspringen. Ob es sich um einen denkwürdigen Charakter handelt, um eine Verwicklung, die unmittelbar erkennen läßt, daß ihre dramaturgische Aufarbeitung reichen Ertrag bringen müsse, um eine Konstellation, die als Gefäß taugt für eine totale Idee von der Welt, oder einfach eine wirkungsträchtige Szene: diese Punkte sind es, die den Autor bewegen, sich für den Stoff zu entscheiden und das mühselige Handwerk des Zergliederns, Kämmens und Zusammensetzens zu beginnen. In Schillers Überlegungen zum „Demetrius“ spielt ein solcher Punkt eine entscheidende Rolle: der Einzug des falschen Zaren in Moskau. Gleich zu Beginn notiert Schiller:

Zuschauer auf den Dächern und Toren beim Einzug des falschen Demetrius. — Die Schiffbrücke zu Moskau, über welcher eine Ehrenpforte. Eine lange Straße hinab sieht man gemalte Zuschauer, Kopf an Kopf, ebenso auf Fenstern und Dächern. — Dieser reiche Anblick des Menschengedränges muß auf einmal das Auge treffen, wenn eine Gardine gezogen wird.

Unter der Überschrift „Pro“, also bei den Argumenten, die der Dichter zugunsten des Demetrius-Stoffs sammelt, schreibt er:

Günstig ist der Stoff wegen seiner mancherlei sinnlichen und zum Teil prächtigen Darstellungen. Darunter ragt hervor: der Einzug in Moskau und die zarische Hochzeit, besonders aber der Übergang von einem Freudenfest zu einem Mordfeste. Außer diesen gibt es noch Züge brutaler Zargewalt, Mordtaten, Schlachten, Siege, Zeremonien usf.

Man muß wissen, daß der späte Schiller nicht vollständig begriffen werden kann, denn als Vorläufer der Dramatik des neunzehnten Jahrhunderts. Seine Intrigendramaturgie leitet die Linie Scribe-Birch-Pfeiffer ein; mit der „Braut von Messina“, vor allem aber den „Kindern des Hauses“ erfindet er das restorative Schicksalsdrama vor Müllner und vor Houwald. Die „Jungfrau von Orleans“ wiederum initiiert das romantische Prunkspektakel Auffenbergs oder Holbeins.

Als Hauptschönheit verstanden und unzählige Male nachgeahmt wurde aus der „Jungfrau“ der Krönungszug. Der Bericht über eine erfolgreiche „Jungfrau“-Aufführung in Breslau (in Winklers Repertoire) erschöpft sich in folgendem einzigen Satz: „Der gegen dreihundert Personen enthaltende Krönungszug erschien hier früher nie mit solcher Pracht ausgestattet“. Es erhellt, warum Schiller den Zug des Demetrius unter den feststehenden Szenen immer wieder freudig vermerkt, und auch, warum die ganze Denkarbeit, die er an der Szene noch zu leisten hat, in der Lösung des Problems liegt, diesen Aufzug von dem in der „Jungfrau“ zu unterscheiden. Er schreibt:

Einzug in Moskau.
Die Hauptszene des Stücks in Rücksicht auf stoffartiges Interesse. Prospekt der Stadt Moskau; man blickt, sowie verwandelt wird, in ein unermessliches Gewühl von Häusern und Türmen in der Ferne hinaus; der halbe Prospektvorhang besteht aus dergleichen, und einige Kuppeln schimmern von Goldblech. Närer und in den Kulissenstücken unterscheidet man Zuschauer aus Fenstern und Dächern

und Gerüsten. Eine Schiffbrücke über die Moskwa kann vorkommen, wodurch der Zug dupliert wird ...

Damit diese Szene nicht dem Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans“ begegne, muß sie ... ganz anders geführt und disponiert werden ...

Anders disponiert wird sie durch das Anbringen einer Brücke, eines Triumphbogens, durch die größere Gegenwart der Zuschauer und die Bevölkerung der Dächer und Türme, durch den Aufzug selbst, wobei auch reichgeschmückte Pferde, der Zar selbst ist zu Pferd.

Man muß lachen. Das Beispiel ist niedrig. Um zu zeigen, daß dieses, wie alle die anderen niedrigen Beispiele, nur in naiver, grober und durchschaubarer Form allgemeine Gesetzmäßigkeiten der Kunst demonstriert, erinnere ich an eine andere Art von Aufzügen: an die Metaphern-Aufzüge der großen Shakespeare-Monologe.

Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks;
Die Wolken all, die unser Haus bedräut,
Sind in des Weltmeers tiefem Schoß begraben.

Da marschieren, wie im romantischen Festzug die geputzten Statisten, die geputzten Gedanken in langer, dichter Folge, und es wäre doch müßig zu behaupten, der sprachliche Prunk sei lediglich ein Mittel zu erlauchterem Vorhaben und nicht auch als solcher schon ein Zweck. Übrigens ist die Metapher, das sage ich in Klammern, eine von Natur poetische Sache. Anders als Allegorie und Parabel, die auf einen bestimmten einzelnen Vorgang anspielen, meint die Metapher eine unbestimmte Vielzahl gleichgearteter Vorgänge. Sie erklärt die Analogie, die sie herstellt, für mehrfach anwendbar. Das bedeutet aber, daß sie die Welt auf die dauernden, konstanten und sich wiederholenden Erscheinungen hin absucht.

Wir kommen aus dem tausendsten ins hundertste und danach, kann sein, noch zum Thema zurück. Gewiß liegt der Verdacht nahe, als wohne dem Poetischen ein besonderer Hang zum Nichtswürdigen inne und als sei es durch den gespannten Fuß, auf dem es zum Hier und Heute lebt, besonders geeignet, in den Kitsch umzuschlagen. Der Verdacht, denke ich, trägt. Das Hier und Heute liegt einer großen, umfassenden Betrachtungsweise nicht weniger fern als das Dort und Nie, und mehr Unheil als der poetische Kitsch bewirken der Tatsachenkitsch, der Faktensalat und der Dokumentarismus, dieser Realismus des kleinen Mannes. So nichtig wie falsche Prosa kann falsche Poesie kaum sein. Die Entfremdung stellt uns vor die Wahl zwischen der Entstofflichung des Humanen und der Enthumanisierung des Stofflichen. Wir nehmen die Wahl nicht an, aber wir halten den letzteren Irrtum, vielleicht weil er der aktuellere ist, für den bedenk-

licheren; er übrigens ist es, der die Poesie in den besagten Verdacht gebracht hat. Keine Kategorie aber ist verdächtiger als die des Pompösen.

Pomp, um das Wort dem Begriff nach zu bestimmen, ist der Zusammenfall des Sinnlichen mit dem Feierlichen. Pomp tönt oder ist Schau; die Augen- und Ohrenweide wird Pomp, sobald sie einen festlichen, getragenen Gestus hat. Das Pompöse ist kein dem Poetischen übergeordneter Begriff in dem Sinn, daß, was poetisch ist, pompös sein müsse, sondern ein Teilbegriff: was pomphaft ist, ist poetisch. Die Anwendung von Pomp bekommt dem Poetischen; sie macht es kräftig. Wenn ich von Poesie rede, rede ich ja nicht von Gebeten und schon gar nicht von Jungfrauen; das Feinsinnige überlasse ich den Sonntagsblättern. Es geht mir darum, Rettenswertes zu retten und eine Realismus-Theorie zu vervollständigen, in welcher, endlich wieder, Klassik Platz hat. Klassik ist poetisch, und Klassik ist pomphaft.

Klassische Zeiten sind immer solche des Theaters. Klassische Zeiten des Romans sind unklassische Zeiten. Ich stelle das Pompöse anhand des Theaters dar, weil es dort nicht nur — wie in allen poesiefähigen Genres — möglich ist, sondern vielmehr unentbehrlich.

Die strukturellen Gesetze der Genres hängen von der soziologischen Struktur des Publikums ab, auf das sie wirken sollen. Das Theater ist unter den Künsten die öffentlichste, geselligste; alle Welt weiß es, aber nicht alle Welt richtet sich danach. Immer wieder kommen welche, die ihre Maschinen im Schuppen und ihre Mäntel und Degen im Schrank lassen, und brüsten sich, sie hätten das Theater, indem sie es abgeschafft haben, verbessert. Ist so schwer einzusehen, daß die Erfordernis, eine Menge Fernstehender und — ganz räumlich genommen — Fernsitzender zu erreichen, eine gewisse Gehobenheit der Spielbene, der Gebärde und mithin auch der emotionalen und intellektuellen Haltung bedingt?

Theater ist nicht leise. Deutlich beginnt die Vorstellung; not with a whimper but a bang. Shakespeares Trompete und Fahne (oder später, im geschlossenen Haus, das Entzünden der Bühnenlampen), die Eingangs-Romanze im altspanischen Theater, die Drei Schläge der französischen Klassik: all diese Startsignale dienen, die Zuschauerschaft zum Verstummen zu bringen, und aber auch kundzutun, daß da etwas folgen werde, was das Stummsein so vieler Leute lohnt. Unser „bang“ ist das feierliche Hochgehen des roten Plüschtvorhangs. Es gibt Reformer, die anraten, den roten Vorhang fortzulassen oder gegen Ersatzgebilde aus der realen Umwelt entnommenen Materialien einzutauschen. Ihre Gründe, sagen sie, sind der Kampf gegen das Altmodische und das Bekenntnis zur Wirklichkeit. Aber ich fürchte, das wahre Motiv ist kein besseres als mangelndes Gefühl eigenen Werts.

Als Sinnbild des Theaters figuriert, noch immer, der König mit seinem Purpurnmantel und seiner goldenen Pappkrone. Er ist so wenig ersetzbar wie der Plüschtvorhang; das heißt, er ist unersetzbar, außer man hat seine Funktion erkannt. Der König ist nicht einfach der Präsident von einst. Der König gehört,

anders als der Präsident, ins Reich der Poesie. Auch er, das ist wahr, ist ein gesellschaftlich Mächtiger, ein begünstigter Handlungsurheber. Zugleich aber bedeutet er den Menschen in seiner äußersten Ausprägung, den hochstehenden, wichtigen, weltumspannenden Menschen. Was für einer er auch sein mag, Schuft, Politikus, Schwächling, Vater, Liebender oder Weiser: er ist es in höchstem Grade. Er leidet und bestimmt nicht nur sein Schicksal, sondern das seines Volkes; so macht ihn das Theater, gleich dem Märchen, zur Chiffre für menschliche Größe. Er ist der menschlichste Mensch, nicht der Unmensch. Man rollt vor ihm den roten Läufer aus, und er verdient es.

Pomp ist verächtlich geworden, weil er in der verdinglichten, entseelten Welt des Bürgertums nur mehr als leeres Gepränge vorkam. Aber es spricht doch, soweit ich sehe, nichts dagegen, Großes groß auszudrücken. Theater als Pomp, das ist, historisch betrachtet, Selbstbewußtsein einer Klasse. Ästhetisch verstanden, ist es Feier der menschlichen Möglichkeiten, Vorzeigen erlangter und erlangbarer Reichtümer, der Stolz des Menschen auf sich selbst.

Wolfgang R. Langenbacher Im Banne eines Begriffes

Kritik der literaturwissenschaftlichen Beschäftigung mit „Trivialliteratur“

„Wer sich vom Geniebegriff der deutschen Tradition freigemacht und davon überzeugt hat, daß auch große Dichter nur im Zusammenhang und im Vergleich mit der sie umgebenden Welt verstanden und gewertet werden können, findet zu seinem Erstaunen, daß die deutsche Literaturgeschichte noch kaum begonnen hat.“ Diese resolute Behauptung Friedrich Sengle's bringt hundertfünfzig Jahre deutscher Literaturgeschichtsbeschreibung auf einen knappen Nenner.

Über die Gründe dieses Versagens gibt es viele einleuchtende Vermutungen. Eine wissenssoziologisch darauf konzentrierte Geschichte des Faches muß erst noch geschrieben werden. Ein Kapitel, wahrscheinlich das längste einer solchen Studie, hätte der Frage nachzugehen, wie sich diese Wissenschaft an einen Literaturbegriff fixieren konnte, der so ziemlich das meiste an „Literatur“ unter den Tisch fallen ließ und so zur „Gratwanderung zu den hohen Gipfeln der Dichtung“ (Martin Greiner) wurde. Bis heute lassen sich viele Literaturwissenschaftler in dieser gewiß ästhetisch genußreichen und geistig anregenden Apologetik ihres hehren Gegenstandes nicht irritieren. Ihr oft weihevoller Dienst an einer — vorgeblich — rational nicht auflösbaren „höheren Wirklichkeit“ der Literatur ließ ein Bewußtsein für den tatsächlichen Umfang ihrer höchst irdischen Wirklichkeit gar nicht erst aufkommen. Mehrfach wurde dem Fach diese Naivität von Außenseitern angekreidet. Aber für logische Argumentation und methodische Überlegungen hatten seine Vertreter nur selten die rechte Antenne.

Das provozierte schon 1870 Karl Krumbacher in seiner „Geschichte der byzantinischen Literatur“ zu satirischen Anmerkungen: „Wenn ein Naturforscher erklärte, er wolle nur mit dem Löwen und Adler, der Eiche und Rose, mit Perlen und Edelsteinen, nicht aber mit widerwärtigen oder häßlichen Gegenständen wie der Spinne, der Klette, der Schwefelsäure sich beschäftigen, er würde einen Sturm von Heiterkeit entfesseln. In der Philologie sind solche Feinschmecker die Regel, die es unter ihrer Würde finden, ihre kostbare Kraft anderem als dem majestätischen Königsadler und der duftigen Rose zu weihen — und wir haben noch nicht gelernt, über diese Würdevollen zu lächeln.“

Manches spricht dafür, daß heute eine jüngere Generation von Wissenschaftlern dabei ist, dieses Lächeln zu lernen.

Allerdings: Wer die Hochschulschriftenverzeichnisse der letzten Jahre genauer durchforscht, wird erstaunt registrieren, wie wenige „Löwen“ und „majestätische Königsadler“, „Eichen“ und „Rosen“ die Germanistikprofessoren und ihre Studenten als untersuchungswürdig kanonisiert haben. Ein paar bekannte Dichter wurden bis in die letzten Winkel durchforscht. Hier sei unterstellt, daß diese Arbeiten alle ihren guten Sinn haben, aber die Kehrseite dieser Akribie ist eklatant. Daß sich spätestens seit dem 18. Jahrhundert neben dem Höhenweg der Dichtung ein immer unübersichtlicheres System von Talwegen entwickelte, „die auf halber Höhe oder im tiefen Grund entlangführen“ (Martin Greiner), erregte nur selten die wissenschaftliche Neugier. Man resignierte vor den Stoffmassen oder rettete sich in eine Haltung hochmütig-herablassender Distanz.

In den letzten Jahren sind nun immerhin eine ganze Reihe literaturwissenschaftlicher Forschungen erschienen, die diese Behauptung zu widerlegen scheinen. Sie konkurrieren dabei mit psychologischen, soziologischen und kommunikationswissenschaftlichen Studien. Der Vergleich zeigt, wie groß die methodischen Unsicherheiten noch sind. Moralische oder pädagogische Vorurteile steuern das Interesse oft viel mehr als schlichte Erkenntnisabsichten. Unreflektierte ästhetische Bewertungen verhindern schon im Ansatz die unvoreingenommene Beschäftigung mit dem Gegenstand.

Nirgends wird diese ganze Problematik so deutlich, wie beim Begriff „Trivialliteratur“. Völlig undifferenziert und ganz fraglos wird mit dieser Bezeichnung hantiert. Dabei impliziert sie zwei höchst fragwürdige Annahmen. Das Wort Trivial-Literatur als Name für kaum noch übersiehbare weite Felder der Populärkultur suggeriert, daß es immer um Triviales und immer um Literatur ginge. Mit gutem Grund warf Robert Neumann in seinem geistreichen Essay „Kitsch as Kitsch can“ die Frage ein: „Nur weil auch hier das Buchdruckeregewerbe bemüht wird?“ Zu so lapidarer Argumentation sieht man sich veranlaßt, wenn man bedenkt, wie viel zum Phänomen „Trivialliteratur“ analysiert und nachgedacht wurde, um am Ende versichern zu können, daß diese Trivialliteratur dichterischen Ansprüchen nicht genüge. Das klingt lächerlicher als es ist. An mehreren Beispielen ließe sich demonstrieren, daß es den Erkenntnisgewinn so mancher Studie zwar vereinfacht, aber doch ohne Bosheit resümiert.

Vielbesprochen war vor einiger Zeit ein unter dem Patronat von Walter Höllerer erschienener Sammelband mit diversen einschlägigen Aufsätzen. Die eigentlich aufgemachte Broschur trägt ihren Titel „Trivialliteratur“ gleich sechsmal auf dem Umschlag. Die Autoren spüren ihrem Thema in vielen seiner Verästelungen nach. Von Karl May und Courths-Mahler ist ebenso die Rede wie von Comic strips, Schlagern, Science Fiction und dem Unterhaltungsroman vieler Sparten.

Und das alles wird über die Leiste „Trivialliteratur“ geschlagen. Wo es die Autoren selbst nicht tun, sorgen die Herausgeber (Gerhard Schmidt-Henkel, Horst Enders, Friedrich Knilli und Wolfgang Maier) mit ihren prätentiösen

Zwischentexten dafür. Die Soziologin Gertrud Willenborg muß sich belehren lassen, ihren Schlußfolgerungen aus dem Nachweis, daß das Weltbild der Courths-Mahlerschen Romane autoritäre Züge trägt, fehlten die „Anker in der Empirie“. Denn „... wie wir meinen: In den Romanen der Courths-Mahler manifestiert sich weder der Zeitgeist noch die unreflektierte Gesinnung der zwanziger Jahre, der ‚rechte Adelsmensch‘, der ‚Herrenmensch‘ sind vielmehr der Abklatsch eines autoritären Menschenbildes, einer Gesinnung, die man auch in den Werken der hohen Literatur vergangener Jahrhunderte antrifft. Und das macht die Trivialität von Courths-Mahlers Romanen aus.“

Solche Dekrete machen die fragwürdige Verwendung des Begriffes Trivialliteratur augenscheinlich. Am Ende, im Nachwort, dämmert den Herausgebern, wie fahrlässig es war, ihn von Anfang an zu strapazieren: „Es geriet so eine pejorierende Zwangsvorstellung in die Argumentation.“

Es lohnt, dieser Zwangsvorstellung und dem daraus resultierenden förmlichen Begriffsfetischismus nachzugehen. Vielleicht wird so deutlich, was das Wort bedeutet, was alles mit Trivialität gemeint ist, was alles trivial sein soll. Diese Analyse stützt sich — um Mißverständnisse zu vermeiden, sei es deutlich gesagt — neben den Zwischentexten nur auf *die sieben* von den insgesamt fünfzehn Aufsätzen des Bandes, die zweifelsfrei als „schriftlich fixierte Einsichten“ aus Höllerers „Literarischem Colloquium Berlin“ identifizierbar sind. Der Band enthält daneben noch eine Reihe von Beiträgen, die ganz offensichtlich aus anderen Anlässen entstanden sind!

Einigkeit herrscht — von ein paar fragenden Nebenbemerkungen abgesehen — im Pauschalurteil von der Trivialität der analysierten Phänomene. Unentschieden bleibt nur, was mit diesem Verdikt nun ganz konkret gemeint ist: die Wortwahl, der Stil, die Psychologie, die formale Struktur, die Fabel, die Intentionen der Verfasser oder was es sonst noch geben mag?

Eindeutig ist Ulf Diederichs: „Die Diagnose ‚trivial‘ ist eine ästhetische Entscheidung.“ Ihn interessiert das Problem des Trivialen, um es am Ende einem „schlüssigen ästhetischen Urteil überantworten“ zu können. So geht üblicherweise der Literaturwissenschaftler vor. Trivialliteratur wird, genau wie sonst die Dichtung, zum „Objekt eines werkimannten Zugriffs“. Wir erfahren etwas über die Anfänge und Schlüsse, den Gebrauch des Dialogs, verschiedene Sprachformen oder die Modelle der Erzählung. Solche Beschreibungen und Analysen sind, wenn sie systematischer als in diesem Band erfolgen, durchaus aufschlußreich. Aber damit begnügen sich die Autoren nicht, da sie die ‚niedere‘ Literatur ja nicht nur „erkennbar“ machen, sondern „auch denunzieren“ wollen.

Im gleichgesinnten Ästhetenkreis reicht fürs Denunzieren das bloße Vorlesen: „Trivialität als ästhetischer Befund“ ist ein im Grunde banaler Nachweis. Hier mit einem imponierenden Apparat struktureller, werkimanenter und literaturkritischer Methoden aufzuwarten, die sich am ‚sprachlichen Kunstwerk‘ bewährt haben, wirkt grotesk. Der Erkenntnisgewinn hält sich in bescheidenen Grenzen.

Um darüber hinaus zu gelangen, um andere Befunde zu entdecken, muß man das Instrumentarium der Literaturwissenschaft ergänzen. Die Autoren tun dies ständig, aber ohne System und fachliche Kompetenz.

So werden immer wieder psychologische Begriffe zuhilfe genommen: Trivialität erscheint als psychologischer Befund, denn die so beschaffene Literatur sei auf Gefühlsregtheit gerichtet und wende sich an das Gemüt. Sie „appelliert an vorhandene Spannungen und Verletzungen in den Lebenserfahrungen der Leser“, aber sie tut es auf verlogene und triviale Weise, etwa durch ihren Konformismus, durch ihre widerspruchslose Anpassung an die jeweiligen gesellschaftlichen Verhältnisse. Auch guter Stil bewahrt in einem solchen Falle nicht vor Trivialität.

Die Reihe dieser ‚Befunde‘ und ihre Katalogisierung ließe sich ziemlich beliebig fortsetzen, wenn man der Verwendungsweise des Wortes ‚Trivialliteratur‘ einmal genau nachginge und dabei auf säuberliche Trennung der verschiedenen Bedeutungen achtete. Der erwähnte Band des Berliner Literarischen Colloquiums bietet für das hier herrschende verwirrende Durcheinander erstaunliche Belege. Das Nachwort verspricht dem Leser „ernst genommene Spielereien“ auf dem weiten Feld der Trivialliteratur. Das hält der Band manchmal allzu wörtlich, nur ist es eine Illusion der Herausgeber, daß diese Spielerei irgendeine „Notwendigkeit barg“. Der von den Autoren und Zwischentexten (diesen vor allem) gepflegte Umgang mit dem Begriff ‚trivial‘ läßt nichts mehr vermissen, als eben dies. Einmal bezieht sich der Vorwurf der Trivialität auf die psychologische Fundierung der Gestalten, dann auf die Konzeption eines „organischen Menschenbildes“, bei der Heimatliteratur auf deren reaktionären Charakter (den Abstand zur technischen und zivilisatorischen Entwicklung), dann ist es eine Frage der Optik; viele Formulierungen suggerieren, daß es a priori triviale Themen gibt (Science Fiction etwa!) und andere, trivial bedeute, daß es nur um die menschlichen Instinkte geht. Kurz, die Autoren verheddern sich völlig in dem Netz, das ihr Begriff darstellen soll, um damit die vielfältige Wirklichkeit der Gebrauchsliteratur zu analysieren.

Wir müssen fragen, warum die vielen Ornamente und Bedeutungen, die sie dem Wort ‚Trivialliteratur‘ gaben, so wenig zur Klärung und so viel zur Desorientierung beitragen; diese Frage zielt auf die „pejorierende Zwangsvorstellung“, die die Herausgeber am Ende selbst in der Argumentation ihrer Autoren entdeckten. Daß diese unnötig sein könnte, bestreiten sie schlicht mit der schicksalsträchtigen Frage: „Aber wie ginge es anders?“

Das wird schnell erkennbar, wenn man die Voraussetzungen dieser Zwangsvorstellung untersucht. Direkt oder indirekt rekurrieren alle Bewertungen, alle Verdikte gegen die Trivialliteratur auf eine Definition der anderen, der hohen Literatur, auf eine bestimmte Idee von ‚Dichtung‘. Vor allem in dem Beitrag von Ulf Diederichs wird diese normative Ästhetik mehrfach genauer artikuliert: „Literatur mißt sich an Wirklichkeit, sei diese nun erfahren oder neu erfunden;

sie ist etwas geschlossen Vermitteltes, ein Totum, das sich ästhetisch nicht aufspalten läßt in Realitätsbezogenes und weniger Realistisches.“ Oder: „Heute scheint nur diejenige Literatur die Probleme der Gesellschaft wahrhaft zu gestalten, die gleichzeitig in der äußersten kritischen Distanz zu den Kategorien der Gesellschaft steht.“ Und am Ende: „Utopie als Kunst ist nicht gut vorstellbar ohne die thematische Geschlossenheit und die innere Unabgeschlossenheit eines frei gewählten Modells — aber auch nicht ohne den Gegenhalt einer wirklich gemachten Erfahrung. Ist dann, in Umkehrung, alle große Kunst Utopia?“

Auch aus anderen Beiträgen ließe sich eine ähnliche Blütenlese erstellen; es wäre durchaus reizvoll, nach den Implikationen solcher Festsetzungen zu fragen. Immerhin führt die dahinter stehende ästhetische Theorie auch zu der vielsagenden Bemerkung, alle „primär politisch engagierte Literatur“ sei der „Trivialität zumindest verdächtig“: „Kunst ist charakterisiert durch ein inneres Selbstgenüge.“ Aber für unseren Zweck ist es unnötig, diese Deduktionen im einzelnen zu diskutieren oder zu überprüfen. Ihr Wahrheitsgehalt kann ganz außer acht bleiben. Denn — ob zutreffend oder nicht: Die Annahme solcher Prämissen macht die darauf bezogenen Urteile zu Resultaten eines bloßen Definitionstricks. Gerhard Schmidt-Henkel hat das bemerkt: „Wenn alle Literatur als ‚trivial‘ zu kennzeichnen ist, die nicht den strengen Anforderungen genügt, mit denen ‚Dichtung‘ definiert wird, dann ist der Kriminalroman eben in seiner Eigenschaft als Unterhaltungs-, Spannungs- und Entspannungsliteratur trivial.“

Es ist ziemlich unbegreiflich, wie bereitwillig und unkritisch die Autoren sich auf diesen Trick einlassen, zumal sich ihre Texte schon durch den Jargon vornehm geisteswissenschaftlich und hochreflektiert geben. Das Ergebnis ist eindeutig: die auf der Hand liegenden Werturteile verhindern das notwendige Verstehen der Tatsachen.

Nur zwei Einzelheiten seien herausgegriffen. Hermann Peter Piwitt unterzieht den „Western“ einer näheren Betrachtung als „dichterisches Gebilde“: „Vergessen wir nicht, daß jeder Roman, und auch der minderwertigste, insofern er ein komponiertes sprachliches Gebilde ist, teil hat an künstlerischen Darstellungsweisen, die irgendwann einmal an literarischen Hochformen sich bewährt haben.“

Das ist ästhetisch und historisch falsch. Seit Käte Hamburger nachgewiesen hat, daß sich aus dem „Gebiet der allgemeinen Dichtungästhetik eine Logik der Dichtung“ heraussondern läßt, wissen wir: „Die Sprache ist dichtend auch dort, wo nur ein Zeitungsroman, ein Opernlibretto ihr Resultat ist. Die logischen Gesetze des dichtenden Sprachvorganges sind unabhängig davon, ob bei den Formen, die er hervorbringt, der Begriff der Dichtung als Kunst im ästhetischen Sinne erfüllt ist oder nicht.“

Diese Einsicht ist grundlegend für die Beschäftigung mit der sogenannten Trivialliteratur. Diese hat eben nur scheinbar teil an „künstlerischen Darstellungsweisen“. Das Romanerzählen kann zu sehr verschiedenartigen „Wortkunstwerken“ führen. Als solches unterliegt es der dichtungästhetischen Bewertung. Dic-

tungslogisch aber ist es immer von derselben Struktur. Grammatisch und semantisch unterscheidet sich das Erzählen eines Franz Kafka nicht prinzipiell von dem einer Courths-Mahler, so weit beider Texte auch *künstlerisch* auseinanderliegen mögen. Logisch gesehen „dichtet“ bei beiden die Sprache aber unabhängig vom Ästhetischen. Und das psychologische Erlebnis des Lesens, also die Wirkung erzählerischer Literatur, hängt mit dieser *Logik der Sprache* und nicht mit der Ästhetik (als einem Wert- oder Unwertenlebnis) zusammen. (Käte Hamburger, *Die Logik der Dichtung*, Stuttgart 1957)

Wer dies übersieht, neigt auch zu falschen historischen Ableitungen. Durch einige neuere Arbeiten läßt sich literaturhistorisch nachweisen, daß die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans nicht aus einer Umformung und Teilhabe an der „literarischen Hochform“ Roman erklärbare sind. Von der klassischen Kunstretheorie ohnehin verachtet, fand der unterhaltende Roman seine Gestalt durch ganz andere Einflüsse. Sie reichen vom schllichten mündlichen Erzählen über die religiöse Erbauungsschrift, die Form des Briefes und der Autobiographie bis hin zum stilisierten Dialog, wie er in der Konversation der literarischen Salons gepflegt wurde. Der Unterhaltungsroman entwickelte sich aus der realen gesellschaftlichen Kommunikation, aus dem aktuell bedingten Gespräch der Menschen untereinander. Prosaromane, nicht selten nur aus Dialogen bestehend, versuchen dieses Gespräch künstlich herzustellen: Sie sind Manifestationen der Kommunikation, in der die Gesellschaft sich selbst darstellt.

Der so im 18. Jahrhundert entstandene bürgerliche Roman ist die „Zweckform“ einer damals erst sich bildenden Leserschaft. Worin immer seine Bedeutung für diese liegt, was immer seine Funktion sein mag: die durch ästhetische Wertmaßstäbe definierte Bedeutung und Funktion des sprachlichen Kunstwerks setzt sich klar dagegen ab. Die Unterhaltungsliteratur ist nicht weniger als die „normschaffende Dichtung“, sondern „überhaupt etwas ganz anderes“. Diese Bemerkung des früh verstorbenen Literaturhistorikers Martin Greiner hat für die Beschäftigung mit der populären Literatur eine befreide Wirkung. Zwar wußten das auch schon Montaigne und etwa Schiller, aber die jahrhundertelange Auseinandersetzung mit den Produkten der Massenkultur wurde immer durch bestimmte Ansichten von den Funktionen der Kunst verdunkelt. Diese meist auf *außerästhetische religiöse* oder *ethische Werte* bezogenen Ansichten wechselten zwar, verstellten aber allesamt den Blick für jene Phänomene, die äußerlich der Kunst zwar ähnlich scheinen, aber in Wirklichkeit schon immer etwas ganz anderes waren. Geht es im einen Fall primär um ästhetische Weltgestaltung, so im anderen um die Erfüllung sozialer Bedürfnisse.

Möglich bleibt bei diesen Zusammenhängen auch, daß die grundlegenden Annahmen in den Funktionsbestimmungen der „echten“ Literatur einfach falsch sind. Wahrscheinlich regieren auch das Erleben der künstlerischen Werke im allgemeinen ganz andere Prinzipien, als uns die üblichen „Wesens“bestimmungen der Kunst zu suggerieren suchen.

Mit diesen kritischen Anmerkungen zur Kritik der Trivialliteratur wird ein psychologischer, soziologischer und kommunikationswissenschaftlicher Blick auf dieses Phänomen vorgeschlagen. Er scheint von den Tatsachen zu eindeutig und einfach erzwungen, als daß nicht jede systematische Untersuchung ganz von selbst darauf käme. Dort, wo die Autoren des Berliner Colloquium-Bandes präzise beschreiben, stellt sich in der Tat ein paarmal die Einsicht ein, daß das, was ihnen als unverzeihlicher ästhetischer Mangel erscheint, doch seinen spezifischen Wert besitzt: aus der Sicht des Lesers nämlich: „Ist der eigene und individuelle Traum, der sich an einem Heimatroman entzündet, für den Leser vielleicht wichtig, wertvoll und so bereichernd, daß von ihm aus gesehen die Frage nach der Trivialität seiner Lektüre vollkommen absurd erscheint?“

Nur wenn wir diese Frage wissenschaftlich ernst nehmen, werden wir dahinter kommen, welche Bedeutung die Überfülle der Gebrauchsliteratur für den Menschen hat, welchen Einfluß sie in der Gesellschaft spielt, was wir aus ihr über das Gegenwartsbewußtsein ablesen können. Unser bislang erreichtes Wissen macht es schwer, der These zu widersprechen, daß eine gleichsam prästabilierte Harmonie zwischen den Konsumenten und Produzenten der massenhaft verbreiteten Unterhaltungsliteratur herrscht. Erfolgreiche Bücher sind das tönende Echo ihrer Leser, Ausdruck ihrer geheimsten Wünsche und Träume, Spiegel der tatsächlichen Kommunikationsstruktur der Gesellschaft. Ein Schriftsteller trifft den Geschmack einer Millionenleserschaft, wenn er diese nicht anspricht, sondern *ausspricht*, wenn es ihm gelingt, ein treffendes Bild der anderen zu entwerfen. Er leistet damit eine sprachliche Vermittlung von Gefühlen und Träumen, Emotionen und Wünschen, Erlebnissen und Sehnsüchten, deren Relevanz — wie Peter R. Hofstätter meint — wir gern unterschätzen, weil unser puritanisches Leitbild vom Menschen in der technischen Zivilisation die positive Bedeutung der Phantasie nur ungern eingesteht.

Nun lassen und ließen sich die Konsumenten durch das Urteil der „normativ-hochmütigen Literaturästheten“ (Gerhard Schmidt-Henkel) in ihrem Glück kaum stören. Auch konnten unfruchtbare wissenschaftliche Ansätze den Betrieb der Populär-Literatur selten durcheinanderbringen. Sein frisch-fröhliches Blühen erneuert täglich das Dementi aller Aburteilungen. Das sollten wir noch aus einem anderen Grund genau bedenken. Daß die Frage nach der Trivialität dem Leser wahrscheinlich vollkommen absurd erscheint, ist auch *moralisch* ernst zu nehmen: „An der heutigen ‚Massenkultur‘ ist nahezu jeder beteiligt.“

Wenn wir unterstellen, daß dieser Satz von Gerhard Schmidt-Henkel richtig ist, und gleichzeitig die im Prinzip von allen konsumierte Massenkultur generell als trivial ‚denunzieren‘, so denunzieren wir damit ihre Konsumenten: Die ‚Trivialliteratur‘ ist so trivial, wie der Mensch, der sich an ihr erfreut. Und wir sollten nicht vergessen, daß der so Abgekanzelte mit jenem ‚common man‘ identisch ist, auf den unsere demokratische Ideologie sich als ‚mündigen‘ Staatsbürger beruft.

Es wäre intellektuell unrechlich, diese Zusammenhänge mit einer billigen Trostformel von der Machart „Politik und Geist sind eben zwei Paar Dinge“ zu verbrämen. Die gängige ästhetisierende und moralisierende Kritik der geistigen Gewohnheiten und des literarischen Geschmacks der Durchschnittsbürger spielt mit verdeckten Karten. Den so sicher und überlegen argumentierenden Kritikern sollte die Konsequenz abverlangt werden, auch die ethischen und politischen Implikationen ihrer Meinungen zu vertreten. Wer von ‚niederen Bedürfnissen‘ spricht und den Traum vom Glück mißachtet, sollte sich nicht über den Verdacht wundern, daß er selbst es autoritär und aristokratisch mit den Privilegierten hält (einzig Peter Rühmkorf sieht diesen Aspekt). Der Glaube an das esoterisch sich selbst genügende Kunstwerk korreliert oft mit politischer Naivität und Blindheit.

Dieses Plädoyer würde gründlich mißverstanden, wenn es den Eindruck erweckt hätte, die Kritik an dieser Art von Literatur tabuieren zu wollen. Es gilt lediglich einer sachgerechten Beschäftigung mit der sogenannten Trivialliteratur und wendet sich gegen die Vorurteile ihrer unreflektiert von Verachtung inspirierten Erforscher. Es meldet Zweifel an der Überzeugung an, daß sich mit ästhetischen Begriffen und Erklärungsversuchen hier wirklich relevante Erkenntnisse gewinnen lassen und versucht den Blick auf die gesellschaftlichen Ursachen dieser Literatur zu lenken. Das hat allerdings auch Konsequenzen für die Kritik. Diese muß sich der richtigen Methoden bedienen, muß mit der Elle der adäquaten Kriterien messen. Sie muß das kritisieren, was die Sache wirklich konstituiert und ihre gesellschaftlichen Funktionen ausmacht. Wer heute im Namen einer Dichtungsästhetik die zahllosen Produkte einer populären Literatur („popular art“) verdammt, ist der Anerkennung aller ‚Gebildeten‘ und Wissenden sicher. Aber ihm fehlt für sein Urteil die elementarste Voraussetzung: er vergleicht Unvergleichbares, weil ihm das theoretische Rüstzeug fehlt, um jene Elemente zu erkennen, auf deren Wert oder Unwert es hier ankommt. Angesichts der sozialen Bedeutung populären Literaturkonsums darf man fragen, ob es hinreicht, literaturkritisch immer nur um Stil und Form zu kreisen oder ob es nicht ebenso aller Mühen wert wäre, Zustand und Beschaffenheit dieser Literaturproduktion kontinuierlich in die öffentliche Helle kritischen Bewußtseins zu heben.

Erich Fried
Princeton-Nachlese

(yk. — In Nummer 3 der von Walter Höllerer und Hans Bender herausgegebenen Zeitschrift „Akzente“ vom Juni 1966 findet sich die Rede veröffentlicht, die Günter Grass anlässlich der diesjährigen Tagung der Gruppe 47 in Princeton hielt, und die unter anderem einen Angriff auf Peter Weiss enthält. Die Redaktion „kürbiskern“ gibt im folgenden Erich Fried Gelegenheit, zu diesem Angriff Stellung zu nehmen und drückt außerdem Frieds — ebenfalls in Princeton gehaltene Rede über „Schriftsteller, Erfolg und Wohlstandsgesellschaft“ ab.)

GRASS-GRÄSSLICHKEITEN
oder
MAN KANN DEN GRASS WACHSEN HÖREN

(zum Angriff auf Peter Weiss in der Princeton-Rede von Günter Grass „Vom mangelnden Selbstvertrauen der schreibenden Hofnarren“ — „Akzente“, Heft 3, Juni 1966)

Ob ein schreibender Hofnarr
der Rede wert ist
läßt sich so schwer beantworten
wie manche andere Fragen
die vielleicht nur Kulisse
für ihren Frager sind

Doch glaube ich immer noch
Günter Grass ist der Rede wert
nur leider diesmal
keiner besseren Rede
als der übeln Nachrede
die er in Princeton gehalten hat

Das stimmt mich traurig
denn ich bin kein „Miefbeweger“
der weiße Raben anschwärzt
und uns dann weismachen will
er hätte sie eigentlich
nur höflich genarrt

SCHRIFTSTELLER, ERFOLG UND WOHLSTANDSGESELLSCHAFT

Der Erfolg oder sein materieller Lohn ist nicht nur die wirtschaftliche Grundlage eines Schriftstellers, eine Notwendigkeit, wenn er nicht von Haus aus vermögend ist oder über einen Nebenerwerb verfügt — wie in meinem Fall meine Shakespeareübersetzungen. Nein, der Erfolg ist dem Schriftsteller auch die Bestätigung, daß er nicht isoliert ist — nicht der schlecht angepaßte Sonderling, für den er selbst sich zuweilen hält, — sondern daß er sein Publikum gefunden hat. Deshalb sind die meisten Autoren, auch wohlhabende Schriftsteller, erfolgssüchtig und sind, ebenso wie andere Süchtige, durch das, wonach sie streben, korrumptierbar. In einer Gesellschaft, die dazu neigt, den Wert eines Menschen nach seinen Erfolgen zu messen, können wir diese Wertungsmethode hassen, finden es aber nahezu unmöglich, ihr gleichgültig gegenüberzustehen. Sogar Menschen, die den Erfolg verachten, müssen sich unter Umständen überreden, daß sie Erfolg haben könnten, wenn sie wirklich wollten.

So sind wir tatsächlich korrumptierbar — besonders wenn wir keinen anderen Wertmaßstab haben — und ich meine, keinen wirklichen, nicht nur einen erheuchelten. Und auch unsere Versucher und Zensoren — Redakteure und maßgebliche Rundfunk- und Fernsehleute — werden dadurch, daß auch ihnen oft ein anderer Maßstab fehlt, manchmal in ihren Forderungen bestärkt, daß wir uns dem anpassen sollen, was sie um des Erfolgs willen für nötig halten.

Das gilt auch nicht nur für Amerika, wo solche materialistische Wertmaßstäbe vielleicht nur weniger verstohlen angelegt werden als in einigen anderen Ländern. Die Bundesrepublik hat nach dem wohlverdienten Zusammenbruch einiger der hochtrabenden „traditionellen deutschen Werte“ mehr von dieser Haltung übernommen als sie sich vielleicht selbst eingestehen würde. Sogar etliche, wenn auch keineswegs alle, sozialistische Länder finden, daß einige ihrer offiziell verkündeten Werte sich nur sehr langsam von ihrer Diffamierung durch die Stalinära erholen. So macht sich dort ein geheimer Materialismus breit, der mit dialektischem und historischem Materialismus nicht das Geringste zu tun hat, obgleich es natürlich Unsinn ist, zu behaupten, diese Tatsache widerlege den Marxismus. Eine der Regeln für den Erfolgsschriftsteller ist, Gedanken und Gefühle so zu gestalten, daß die Leser fühlen, der Autor habe gesagt, was sie selbst gerne gesagt hätten, nur habe er es viel besser gesagt. Der Autor aber, der Gedanken und Gefühle gestaltet, die der Leser nicht schon sozusagen auf der Zunge hatte, hat viel weniger Hoffnung, einen Bestseller zu schreiben. Die meisten Leser wehren sich gegen zu hohe intellektuelle Anforderungen aber noch ungleich mehr gegen jeden Versuch, sie ernstlich aus ihrem Gefühlsmuster zu entwurzeln. Kreuzworträtsel, selbst schwere, wie das englische *Times Crossword Puzzle*, finden ein williges Publikum. Sie stellen Anforderungen an die Intelligenz aber nicht an das Gefühlsleben. Ja, indem sie sich an die Intelligenz wenden, ermöglichen sie es dem Konsumenten, sich von seinen Gefühlsproblemen und von der wirklichen

Umwelt abzuwenden und sich so zu entspannen, obwohl er sich konzentriert. Die Wirksamkeit guter Literatur aber ist ganz anders. Rilke beendet ein Gedicht über einen archaischen Torso Apollos und seine heutigen Betrachter mit den Worten:

... Denn da ist keine Stelle
Die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.

Er meint eine ziemlich gründliche Änderung. Aber die Wohlstandsgesellschaft erzieht ihre Bürger nicht dazu, eine gründliche Änderung ihres Lebens zu wollen. Hoffnungen auf berufliches Vorankommen erstreben keine gründliche Änderung, sondern eher größere und bessere Portionen derselben Mahlzeit.

Dem aber scheint eine bekannte Tatsache zu widersprechen. Selbst die größten Konformisten verschlingen Bücher, wohl auch Dramen, die sie schockieren und unbehaglich machen wollen. Brechts *Dreigroschenoper* war ein Beispiel, neuere deutsche Beispiele sind die Romane von Günter Grass. Dieser scheinbare Widerspruch ist sehr lehrreich. Der konformistische Bürger unserer Gesellschaft ist kein Dummkopf, er ist weder völlig unsensibel noch ohne allen Wirklichkeitsinn. Man kann sich darauf verlassen: er weiß, daß nicht alles zum besten steht. Da wirkt jedes Buch, das ihn kritisiert und enthüllt, ohne ihn aber unwiderruflich aus seinen Gefühlsmustern herauszusprengen, als Sicherheitsventil, auch wenn es das gar nicht beabsichtigt. Es verringert die Spannung zwischen seiner Lebensweise und seiner Kritik an ihr; es ermöglicht ihm, seine eigene Aufgeschlossenheit, sein Wirklichkeitsbewußtsein zu beweisen; seinen Willen, politischen Argumenten Gehör zu schenken. Darin erinnert es einigermaßen an eine gutgemeinte aber unwirksame Predigt, die, sagen wir, in Wien oder in Paris vor etlichen Jahrhunderten vor wohlhabenden Kirchgängern gehalten wurde. Ergebnis: ein gewisses Gruseln, aber nicht der tiefe Aufruhr, den ein Savonarola oder einer der anderen großen Bußprediger bewirkt hätte. Wir sprechen oft vom Masochismus unseres Publikums, aber eine der glänzendsten Theorien des Masochismus behauptet, Masochismus sei in Wirklichkeit keine einfache psychische Reaktion, ein Mann, der in den Kindheitsstadien seiner Libidolaufbahn bestraft und bedroht wurde, freue sich der Prügel, die er erhält, vielleicht deshalb, weil er empfindet, eigentlich solle er kastriert werden und komme daher sehr gut weg, indem er nur gepeitscht werde. Wie immer man dazu stehen mag; wenn man den sogenannten Masochismus des Kunst- und Literaturpublikums unserer Wohlstandsgesellschaften erklären will, stimmt das sicher.

Tatsächlich haben sogar die erschütterndsten Bücher, Filme, Dramen und Gedichte über die atomare Katastrophe eine Doppelwirkung. Sie warnen uns nicht nur, sondern gleichzeitig gewöhnen sie uns an den Gedanken an einen Atomkrieg und alles, was dazugehört; ganz ähnlich wie modernes Kinderspielzeug die Kinder dazu anhält, Langstreckenkarten und dergleichen als selbstverständlich zu betrachten. Selbst ein Film wie die Atomtodvision Dr. *Seltsam* verpackt

das eigentliche Grauen in soviel Unterhaltung, das die Gesamtmischung leichtverdaulich, ja angenehm wird. So wird uns die Bombe, die uns gut unterhalten hat, vertraut, fast eine Art freundliches Ungeheuer.

Literarische Massenkommunikationsmittel in alter Zeit waren Predigten und Mysterienspiele. Ihr Publikum hatte nichts dagegen, unterhalten zu werden, hätte es aber als Gotteslästerung empfunden, sie hauptsächlich nach ihrem Unterhaltungswert zu beurteilen. Die heutige zahlende Kundschaft aber ist zur Meinung erzogen worden, daß sie immer im Recht sei. Sie wird daher unter Umständen damit drohen, ihr Geld anderswo hinzutragen, wenn ihr nicht genau das vorgesetzt wird, was sie mag.

Selbst in England und Westdeutschland, wo Funk und Fernsehen nicht vorwiegend kommerziellen Charakter haben sondern von Anstalten des öffentlichen Rechtes getragen werden, die nicht auf Profit ausgehen, ist der ziffernmäßige Publikumserfolg von größter Bedeutung. Ein Sender, der einen Teil seines Publikums verliert, ist dann, falls er Angriffsziel von Zeitungen oder von Politikern wird, entsprechend hilfloser. Ein Programm, das kein zahlenmäßiger Publikumserfolg ist, muß befürchten, daß ihm die zur Verfügung stehenden Mittel gekürzt werden, wenn man es nicht überhaupt fallen läßt. Der Redakteur kämpft also auch um seine eigene Selbsterhaltung und seinen eigenen Status, wenn er versucht, seine Autoren in bestimmter Richtung zu beeinflussen oder zu veranlassen, nicht jene Kreise zu Feinden zu machen, die dem Programm schaden könnten. In solchen Zusammenhängen muß man die Absetzung des britischen Fernsehfilms *The War Game* (Das Kriegsspiel) oder des westdeutschen Programms „*Hallo Nachbarn!*“ sehen.

Schranken sind nicht minder wirksam, weil sie entweder unbewußt sind oder nicht von bösartigen Tyrannen sondern von vernünftigen, freundlichen Leuten bemannt sind, die sich entschuldigen. Eine nichttyrannische Zensur, die mehr oder minder durch Überredung im Interesse des schließlich Erfolgs funktioniert, ist in mancher Hinsicht noch gefährlicher als die rohe, engstirnige Unterdrückung. Mit roher Unterdrückung stoßen wir geradlinig einfach zusammen, Kopf gegen Kopf. Die andere Zensurform aber erweckt die Hoffnung, durch Lavieren zuletzt den rechten Kurs halten zu können. Deshalb ist des Schriftstellers Wunsch nach Kommunikation ebenso gefährlich wie läblich. Denn zu jeder Kommunikation gehört eine Bereitwilligkeit, zu einem Einverständnis zu kommen. In vielen Ländern kann das sogar bedeuten, daß man sich über die Verwendung und Nicht-Verwendung von *Worten* einigt. In der Bundesrepublik zum Beispiel lassen viele Funk- und Fernsehredakteure niemand — vielleicht mit Ausnahme einiger Stars, die ihre eigenen Regeln bestimmen — Ostdeutschland als *Deutsche Demokratische Republik* oder *DDR* bezeichnen, denn dieses Land wird nicht anerkannt. Nun ist es interessant, daß eine solche Regelung sogar die Intentionen, auf Grund deren man sie aufrechterhält, schädigt. Politische Sendungen oder kulturkritische Kommentare an die Bürger der DDR ver-

lieren viel von ihrer Wirkung, wenn die Sprecher den Ausdruck, mit dem die Menschen, die drüben wohnen (selbst die größten Kritiker und Feinde ihres Regimes!) ihr eigenes Land beschreiben, nicht benutzen dürfen. Als Zugeständnis darf man den Ausdruck benutzen „die sogenannte DDR“. Darüber witzeln Hörer aus der östlichen Hälfte Deutschlands, auch entschiedene Kritiker ihres Regimes, indem sie vom ‚sogenannten Leipzig‘ sprechen, vom ‚sogenannten Brandenburger Tor‘ und vom ‚sogenannten Walter Ulbricht‘. Ich frage mich, ob in amerikanischen Rundfunksendungen in Vietnam das Wort Nationale Befreiungsarmee nicht ähnlichen Tabus unterliegt. Ich will hier gar nicht über die moralische Berechtigung solcher Zensur sprechen, die sich besonders in unseren Massenkommunikationsmitteln findet. Natürlich kann man darüber streiten, ob die Deutsche Demokratische Republik ‚wirklich demokratisch‘ ist, aber man kann auch darüber streiten, ob die Vereinigten Staaten von Amerika wirklich die vereinigten Staaten von Amerika sind oder nur die vereinigten Staaten eines verhältnismäßig kleinen Teiles von Amerika. Namen von Staaten und Organisationen sind aus historischen Gründen nicht immer logisch rechtfertigbar, aber wenn man zu den Angehörigen eines Staates oder einer Organisation anders spricht, als indem man den gebräuchlichen Namen dieser Organisation oder dieses Staates gebraucht, dann errichtet man um des Erfolgs im eigenen Sender — um des Friedens in der eigenen Redaktion willen — Schranken zwischen sich und dem angesprochenen Hörer.

Aber, um zum Erfolg zurückzukehren, der den Schriftsteller in Versuchung führt, so ist diese Versuchung desto größer, weil unsere Versucher uns nur selten in böser Absicht oder auch nur bewußt in Versuchung führen. Die meisten dieser Zensoren glauben vielleicht sogar ehrlich, daß es ihnen nicht im Traum einfallen würde, irgendeinen Gedanken oder irgendeine Idee zu zensurieren. Wirklich, sie glauben an Gedankenfreiheit und sie sind sich nicht voll dessen bewußt, daß es oft nur Gedankenfreiheit innerhalb ihrer eigenen emotionalen und intellektuellen Tabus ist. Da aber der Schriftsteller selbst auch nicht frei von ähnlichen Tabus ist, sondern ebenso wie sein Publikum weitgehend von seiner Zivilisation bestimmt ist, sind die Faktoren, die ihn zum Kollaborateur machen — und das heißt korrumpern — fast übermächtig und fast automatisch.

Außerdem sind wir von Kindesbeinen an gewöhnt, zu unseren ‚Tyrannen‘ und ‚Zensoren‘ ambivalente Beziehungen zu unterhalten — angefangen von unseren eigenen Eltern — und zu versuchen, uns an ihre Stelle zu versetzen. Das bedeutet auch, daß wir sie in uns aufnehmen und ihnen gestatten, befestigte Stellungen in unserem Geist zu besetzen. Nur die brutalsten Tyrannen können da manchmal erfrischende Klärung schaffen, indem sie uns aus der Ambivalenz zu einem Zustand der eindeutigen Opposition von ganzem Herzen befreien. Ein solcher Fall war Hitler; deshalb sagte einst Thomas Mann, — vom Standpunkt eines Hitlergegners sprechend — der zweite Weltkrieg sei als Kampf gegen Hitler eine ‚moralisch gute Zeit‘ gewesen. Aber wir können nicht immer einen Hitler haben,

obgleich einige seiner Schüler, wie Marshall Ky, der Premierminister von Südvietnam, der gesagt hat, er wolle Hitler nachahmen, uns durch ihr tapferes Bekenntnis zu ihren großen Vorbildern helfen, uns wenigstens von jeder Unklarheit unserer Einstellung zu ihnen zu befreien.

Nun ja, es gibt einige ungeheuerliche Fälle von Tyrannie, recht ebemäßig verteilt über unseren ganzen Planeten. Um dagegen zu protestieren, muß man nur ein guter Liberaler sein — aber nicht ein besonders tiefshürfender Schriftsteller. Wenn wir nicht darüber hinausgehen, gelegentlich unserem Abscheu vor Morden an Mitgliedern der bürgerlichen Freiheitsbewegung in den amerikanischen Südstaaten Ausdruck zu verleihen, oder über Dr. Verwoerds Handlungsweise in Südafrika, dann werden wir selbst mit unseren Massenkommunikationsmitteln nicht zu viele Schwierigkeiten haben. (Ich spreche aus englischer Sicht.) Das ist gut, aber vielleicht nicht gut genug. Solche Proteste — besonders in harmloser Verdünnung — können leicht Mittelchen zur Beschwichtigung unseres eigenen Gewissens werden, Phrasen, eine Art Heuchelei.

Es versteht sich von selbst, daß gerade der Schriftsteller sich vor Phrasen zu hüten hat, und nicht nur vor Phrasen, sondern vor den Denkgewohnheiten und den Formen des Nichtdenkens, die zu Phrasen führen. Phrasen, untiefes, defensives Denken, Heuchelei — die ja besonders dann blüht, wenn ihre Motive die denkbar edelsten sind — merkt man natürlich immer besonders gut bei Menschen, die einer anderen literarischen oder politischen Schule angehören. Aber für den Schriftsteller — und nicht nur für den Schriftsteller! — ist es besonders wichtig, die eigenen Phrasen und Heucheleien zu bemerken, die eigenen Ungenauigkeiten im Aufbau seines Bewußtseins. Eine besonders subtile Form der Heuchelei ist die Beruhigung des eigenen Gewissens durch Unterbringung peripherer Bestandaufnahmen der Wirklichkeit oder braver Stellungnahme im eigenen Werk, ob dieses nun aus Geschichten, Dramen, Hörspielen oder Essays besteht. Ich habe zum Beispiel hier in diesem Text ein paar Worte untergebracht, aus denen hervorgeht, daß ich das, was in Vietnam geschieht, verabscheue. Gut und schön, solange ich mir darüber klar bin, daß ich mit solchen Bemerkungen noch lange nicht wirksam genug dagegen ankämpfe! Diese Form der Gewissensbeschwigung entspricht ganz besonders der Dreiviertelfreiheit einer demokratischen Wohlstandsgesellschaft. Geleistet aber ist damit allein sehr wenig. Besonders in einem Kunstwerk muß ein Inhalt meist nicht nur erwähnt, sondern dramatisch oder episch gestaltet werden, um zur Geltung zu kommen.

Natürlich ist das alles relativ. In anderen Gesellschaftsformen, in denen die Grenzen der Freiheit und Unfreiheit anders und auf ihre Weise oft bedrohlicher für den Schriftsteller gelagert sind, ist schon das Bekenntnis, das Zupapierbringen totgeschwiegener Sachverhalte, oft eine gewaltige Leistung.

Mary McCarthy fragte mich einmal: „Weshalb sind in östlichen Ländern ohne Freiheit die Schriftsteller um so vieles einflußreicher als bei uns im Westen?“ Ich antwortete: „Solange dort wirklich keinerlei Freiheit vorhanden war, zu Stalins

Zeiten, waren sie nicht einflußreich. Erst der Versuch, unter Bedingungen einer beschränkten Freiheit (aber keineswegs mehr unbeschränkten Unfreiheit!) möglichst gründlich über ihr eigenes Denken und Fühlen Rechenschaft zu geben, hat in Ländern unter kommunistischer Führung die besten Dichter — viele von ihnen selber Kommunisten — so einflußreich gemacht.“ Vielleicht auch deshalb, weil das Denken und Fühlen *einzelner Individuen* im Kampf gegen die Entfremdung und gegen ihre charakteristischen Phrasen und Heucheleien schnellere Fortschritte machen kann als die gutgemeinten Bestrebungen größerer Institutionen. Das gilt übrigens für alle Teile unserer Welt. Wenn ein führender Staatsmann eine Rede hält, die nicht ganz analphabetisch ist, sind wir schon hell begeistert, sogar wenn ihm diese Rede von jemand anderem geschrieben wurde. Von jedem Universitätsprofessor würden wir eine viel bessere Leistung erwarten. Das zeigt die große Entfremdung, die auch bei uns — in mancher Hinsicht sogar besonders bei uns! — zwischen Geist und Macht herrscht, und die wir — auch wir Schriftsteller — oft zu leichtfertig akzeptieren, obwohl gerade hier die modernen Massenkommunikationsmittel uns diese Mißstände besonders deutlich vor Augen führen.

Meine Zeit ist fast um. Zum Schluß nur noch einige Hinweise oder Diskussionsvorschläge. Ich habe zuletzt mehrmals das Wort Entfremdung gebraucht. Ich habe nicht Zeit, die Zusammenhänge zwischen Entfremdung und zwischen Ablenkung durch die moderne Zerstreuungsindustrie und die Massenkommunikationsmittel, die ihr dienen, zu untersuchen. Das Bestehen dieser Zusammenhänge darf ich als bekannt voraussetzen, ebenso, daß es sich dabei im allgemeinen nicht um *bewußte Volksverdummung* handelt, sondern um tieferliegende, teils unbewußte Verflechtungen. Ich halte natürlich den Kampf gegen die Entfremdung für eine der Hauptaufgaben der heutigen Menschheit, und ich glaube auch, daß die einzige *wirkliche Originalität* in Kunst und Literatur die ist, die die Selbstentfremdung, das Versinken in Automatismen und Konventionen, von immer neuen Seiten her bloßstellt und bekämpft. Andere Arten von Originalität sind selbst oft Entfremdungerscheinungen, womit ich das betreffende literarische Werk oder Kunstwerk allerdings nicht verdammten will, denn die Aufgabe des Künstlers ist auch die Selbstdarstellung als Krankheitssymptom, nicht nur die Rolle des Heilgehilfen. Wovor ich aber nach Kräften warnen möchte, ist das leichtfertige Verfallen in völlig unpsychologisches Moralisieren, wenn wir von Entfremdung sprechen. Es besteht ein äußerst intensiver Zusammenhang zwischen Entfremdung und dem, was wir in der Psychologie Verdrängung nennen. Ohne die Fähigkeit, unliebsame Tatsachen, bzw. Zusammenhänge zwischen Tatsachen zu *verdrängen*, könnte es zu den Entfremdungen, wie wir sie in allen Teilen unserer Welt kennen, gar nicht kommen, wenigstens nicht in den uns bekannten oder auch nur annähernd ähnlichen Formen. Die Tendenz zur Verdrängung, obwohl sie zu Katastrophen führen kann und eine wichtige Vorbedingung unserer Neurosen und Psychosen ist, ist aber keine *an sich krankhafte Tendenz*,

sondern notwendig zur Selbsterhaltung und Entlastung eines Individuums von immerhin nur sehr begrenzten Kräften. Es besteht ein höchst wichtiger Zusammenhang zwischen Machtlosigkeit, Verdrängung und Entfremdung. Wir sind völlig machtlos gegenüber der Tatsache, daß wir zum Tode geboren sind. Wir wissen zwar gedanklich, daß wir sterben müssen. Aber wir verdrängen das, namentlich als gefühlbegleitetes Wissen, abgesehen von seltenen Augenblicken, so gut wie immer. Wenn wir eine Kontrollgruppe von Menschen hätten, die in denselben Elternhäusern und in denselben Schulen aufgezogen wären wie wir, die aber zum Unterschied von uns nicht sterben müßten, sondern unsterblich wären, dann könnten wir vermutlich bemerken, daß diese Mitmenschen oder Götter in Menschengestalt von *unseren Entfremdungstendenzen* weitgehend frei wären. Denn unsere Entfremdungstendenzen sind nur durch unseren Verdrängungsmechanismus ermöglicht, und dieser ist wieder weitgehend vom Muster unseres Verfahrens mit unserem Bewußtsein der Hilflosigkeit gegenüber dem eigenen Tod und den im Zusammenhang damit entstandenen Ängsten geprägt. Genau gesagt, unsere Kontrollgruppe von unsterblichen Mitbürgern müßte nicht nur unsterblich *sein*, sondern sie müßte das auch *wissen*. Sonst würden diese Unsterblich reagieren wie jeder Sterbliche. Und umgekehrt: ein sterblicher Mitbürger, der entweder auf Grund religiöser Überzeugungen an seine eigene Unsterblichkeit glaubt oder eine *Theorie des Fortlebens durch Wirkungen und Einflüsse* so intensiv ausgebaut hat, daß sie ihm nicht nur *gedanklich* gültig scheint, sondern ihm in Fleisch und Blut übergegangen ist und auch seine Gefühlsreaktionen mitbestimmt, kann im Kampf gegen Entfremdungen, gegen Verdrängungen und gegen das Ohnmachtsgefühl des kleinen Mannes eine ganze Menge erreichen. Vielleicht kann er sogar erreichen, daß er die Formen seiner Kämpfe und Proteste dagegen nicht selbst entfremden, erstarren und unkritierbar werden läßt.

Am gefährlichsten ist es freilich, — nicht zuletzt für den Schriftsteller — in diesem Bereich mutiger *scheinen* zu wollen, als man tatsächlich ist. Nirgends sonst kommen schneller heuchlerische Töne in unseren Stil; Phrasen, die dann wieder einen Teil der Jugend zu totaler Abwehr auch gegen alles Positive abstoßen, das in so angekränkelter Sprache angeboten wird. Und natürlich, totale Abwehr ist wieder Pendelausschlag nach der anderen Seite: wieder eine Entfremdungerscheinung. Symptomatisch dafür, wie schwer uns die Überwindung von Entfremdungen und Verdrängungen wird, ist die Tatsache, daß unser — nun, sagen wir, Vokabular — unser geläufiger Vorrat an Beispielen, die die Verdrängung durchbrechen, selbst an denen, die von einer *Protestgruppe* angeboten werden, sehr *gering* ist. Man redet von Hiroshima — aber Nagasaki wird nur selten erwähnt. Der Durchschnittsbürger hat es vergessen, obwohl selbst die Gründe, die allenfalls noch zur Entschuldigung der Zerstörung von Hiroshima angeführt werden, für Nagasaki meist schon gar nicht mehr gelten! Von Hitlers Konzentrationslagern und Vernichtungslagern hat man in der Welt außerhalb des Bereiches der

Mittäterschaft und Mitleidenschaft fast nur von Belsen und später von Auschwitz Genaueres gehört. Diese Namen hatten zwar einerseits die Funktion, uns die dort vorgefallenen Greuel *bekanntzumachen*, andererseits aber auch, uns die unerträgliche Auseinandersetzung mit den überall *anderwärts* geschehenen Greueln zu *ersparen*. In Südafrika hat das Gemetzel von Sharpeville eine ähnliche Funktion im Bewußtsein der Welt erfüllt, in Vietnam seinerzeit der Tod von 42 Schulkindern im Dorf Man Quan. Derlei Beispiele lassen sich für östliche, westliche und neutrale Länder anführen. Der Schriftsteller kann nicht umhin, sich dieses Vokabulars zu bedienen; wenn er aber über dieses Vokabular nicht *hinauskommt*, so bleibt er trotz bester Absichten ein Phrasendrescher. Es ist übrigens interessant daß in mehreren westlichen Demokratien, in Funk und Fernsehen, um nur zwei Massenkommunikationsmittel zu nennen, die Widerstände gegen Texte und Filme die sich an diese anerkannten und sozusagen privilegierten Durchbrüche knüpfen, relativ gering sind. Ein Programm über Hiroshima, über Sharpeville, über Auschwitz, ist relativ leicht durchzusetzen. Ein Manuskript über bisher weniger bekannte Greuel, sagen wir in Sachsenhausen oder Ravensbrück, oder an einem wenig bekannten Ort im Kongo, in Südafrika oder in Vietnam, wird viel weniger leicht angenommen. Das ist besonders deshalb interessant, weil der *politische* Akzent ohnehin bei den bekannteren und unbekannteren Namen jeweils etwa der gleiche wäre. Es handelt sich also wirklich um ein Verdrängungs-Entfremdungs-Syndrom.

Nicht ganz Unähnliches erlebte man in der Sowjetunion. Das Buch über einen Tag im Leben des Zwangsarbeiters Iwan Denissowitsch war äußerst erfolgreich; aber die Behörden versuchten, dem Aufkommen *weiterer* Beispiele entgegenzuwirken. Daß es sich dabei nicht *nur* um *politische* Opportunität handelt, sieht man daraus, daß es auch in einem auf KZ-Geschichten so sehr eingestellten Land wie England leichter ist, an *bekannte* deutsche KZ-Ereignisse anzuknüpfen als an bisher *unbekannte*.

Ich habe vorhin gesagt, der unsterbliche Mitbürger, der noch nicht weiß, daß er unsterblich ist, würde sich ähnlich verhalten wie jeder Sterbliche. Ähnliches gilt auch bei Schriftstellern und Publikum vom Hineingezogenwerden in die Entfremdung, vom Mitmachen der Verdrängung: das grässt besonders dort, wo man (vielleicht durch fehlendes Wissen oder Bewußtsein!) an der Möglichkeit zweifelt, *selbst* etwas ändern zu können. Deshalb ist der *unbequeme* Schriftsteller, der wirklich versucht, etwas zu ändern, besonders wichtig! Ich bin nicht einmal überzeugt, daß er das *nur* in seiner Eigenschaft als Schriftsteller tun soll. Tut er nämlich nichts als zu schreiben, so wird es ihm vielleicht ähnlich ergehen, wie einem schreibenden Menschen, der ausschließlich Gedichte schreibt und sich daher verpflichtet fühlt, alles, was er zu sagen hat, in einem Gedicht zu sagen, auch wenn das Gedicht vielleicht gar nicht die richtige Form dafür ist. So ähnlich kann vielleicht ein Schriftsteller, der sich auch außerhalb seines Schreibens politisch engagiert, sein Schreiben selbst freier von politischen Intentionen erhalten,

die er künstlerisch noch nicht integriert hat. So könnte politisches Engagement vielleicht manchmal sogar auch der *unengagierten* Dichtung helfen. Aber hier kommen wir *scheinbar* schon weit vom Thema ab. Nicht in Wirklichkeit freilich, denn das Thema ist erzpolitisch und kann ohne politische Erörterungen gar nicht wirklich behandelt werden. Aber, zu meinem Glück oder zu meinem Unglück, meine Zeit ist um.

Eric Hobsbawm Dialog über den Marxismus

Einleitende Feststellungen anlässlich einer am 31. Oktober 1965 von der Marx Memorial Library veranstalteten Diskussion

Zweck meiner Rede ist es, an den Anfang der Diskussion zwei Fragen zu stellen: Warum kommt der Marxismus heute zur Entfaltung? Und in welcher Weise kommt er heute zur Entfaltung? Sie können gleich eine weitere Frage stellen, nämlich: Kommt der Marxismus heute denn wirklich zur Entfaltung? Die Antwort muß lauten: ja und nein. Die Bewegungen des marxistischen Sozialismus sind im Ganzen gesehen augenblicklich nicht gerade erfolgreich, die internationale kommunistische Bewegung ist gespalten und dadurch beträchtlich geschwächt.

Bis zu einem gewissen Grade wird dies wohl durch die Tendenzen anderer politischer Bewegungen ausgeglichen, etwa wenn sich die nationalen und sozialen Befreiungsbewegungen in zahlreichen jungen Staaten enger am Marxismus orientieren, von ihm lernen, oder ihn gar als Basis für ihre theoretische Analyse der Situation übernehmen. Vielleicht aber ist diese gegenwärtige Phase auch nur ein Übergang. Jedenfalls bietet das allgemeine Bild der internationalen Bewegung der Arbeiterklasse heute keinen Anlaß zu ungetrübter Genugtuung.

Andererseits steht ganz außer Zweifel, daß die intellektuelle Anziehung des Marxismus — und man muß hinzufügen: seine intellektuelle Lebenskraft — etwa in den vergangenen zehn Jahren in beachtlichem Maße zugenommen hat. Dies gilt für die Verhältnisse sowohl innerhalb als auch außerhalb der kommunistischen Parteien, gilt innerhalb wie außerhalb von Ländern mit starken marxistischen Arbeiterbewegungen. Das gilt bis zu einem gewissen Grade auch für die Studenten und anderen Intellektuellen in Ländern wie Westdeutschland und den USA, in denen marxistische politische Organisationen entweder illegal oder verschwindend schwach, oder gar beides sind. Will man hierfür einen ungefähren Maßstab, so findet man ihn in der Anzahl und Verbreitung verschiedener offene marxistischer Bücher, — heute ungleich beträchtlicher als etwa in den dreißiger Jahren, selbst zu den besten Zeiten des *Left Book Club*.

Man findet Anzeichen für eine solche Entwicklung auch in der verbreiteten Beachtung, die Marx und der marxistischen Lehre von Seiten der akademischen Forschung, etwa in den historischen und soziologischen Disziplinen, zuteil wird — wenn Beachtung auch noch keine Übernahme ist. Ich meine also, es steht außer

Zweifel, daß wir gegenwärtig eine Zeit durchleben, in welcher die marxistische Lehre zur Entfaltung kommt, was allerdings für die Arbeiterbewegung nicht immer im gleichen Maße gilt.

Erstaunlich ist, daß wir eine solche Situation in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern während einer beispiellosen Prosperität antreffen, noch erstaunlicher, daß dies der Fall ist, obwohl die großen marxistischen Organisationen, die kommunistischen Parteien, durch die Enthüllungen der Kommunistischen Partei der Sowjetunion auf deren 20. Parteitag intellektuell nicht wenig an Ansehen verloren haben. Ganz anders war die Lage während des letzten großen Vorstoßes des Marxismus in den dreißiger und vierziger Jahren. Damals gewann der Marxismus an Boden, weil sich der Kapitalismus deutlich in einer Krise befand, augenscheinlich sogar, wie viele glaubten, in seiner Endkrise. Er durchlief ja ganz offensichtlich eine politische Krise, wie die Heraufkunft des Faschismus und des Krieges zeigten, und die Kommunisten waren die entschlossensten Antifaschisten, und außerdem war das Beispiel der Sowjetunion wirksam. Dies hatte zur Folge, daß der Kommunismus unaufhaltsam an Boden gewann, und zwar durch das Stärkerwerden der kommunistischen Parteien.

Das beliebteste marxistische Argument gegen den Kapitalismus war damals, daß er unfähig sei zu funktionieren; gegen die liberale bürgerliche Demokratie, daß ihr Ende nun bevorstehe, und an ihre Stelle der Faschismus trete. Ich möchte nicht sagen, daß sich die marxistische Analyse darin erschöpft habe, doch war sie gerade hier von unmittelbarer Durchschlagskraft. Keines dieser damals schwerwiegenden Argumente ist jedoch heute in den hochentwickelten kapitalistischen Ländern von nennenswertem Gewicht.

Warum aber hat der Marxismus sich dann nicht nur bis heute zu halten vermocht, sondern sogar in den vergangenen zehn Jahren in verschiedener Hinsicht wieder aufzuleben begonnen?

Die erste Folgerung, die man eindeutig daraus ziehen muß, lautet, daß seine Stärke also keineswegs durch die Erbübel des Kapitalismus wie Arbeitslosigkeit der Massen und katastrophale Wirtschaftskrisen bestimmt ist. In Ländern, deren gerechte Sache gegen den Kapitalismus in seinen Formen als Imperialismus oder Neoimperialismus auf der Hand liegt, wo Hunger und Elend weit verbreitet sind, lassen sich Argumente für den Marxismus viel leichter finden. Doch gerade weil sie sich für England und Frankreich nicht so leicht finden lassen wie etwa für Peru und Indien, will ich mich in dem, was ich hier sage, auf die Situation in den ökonomisch fortgeschrittenen kapitalistischen Staaten beschränken.

Wir haben festgestellt, daß der Marxismus heute zur Entfaltung kommt, müssen nun aber auch einen Blick auf die besondere Situation werfen, in der diese Entfaltung statthat. Nicht aus Unentschlossenheit der Haltung, sondern einfach weil

die Lage heute so völlig anders ist als in den dreißiger und vierziger Jahren, lässt sich einerseits eine *allgemeine Hinwendung zum Marxismus*, andererseits aber ein Abbau der traditionellen marxistischen Betrachtungsweisen beobachten. In den Jahren unmittelbar nach dem Krieg hatte man noch versucht, die alte Argumentation aufrechtzuerhalten. Die Stabilisierung des Kapitalismus, so war zu hören, sei nicht von Dauer. Gut, auf lange Sicht mag das wohl so sein, doch sie hält nun schon fast zwanzig Jahre an, was kaum je ein Marxist erwartet hätte. Einige hielten die Befreiung der in kolonialer oder halbkolonialer Abhängigkeit stehenden Völker für bloßen Schein. Nun trifft das insofern zu, als politische Unabhängigkeit allein nicht genügt, da sie zu jener elastischeren Form wirtschaftlicher Beherrschung führen kann, die wir heute als Neoimperialismus bezeichnen. Dennoch wurde das Spiel der politischen Kräfte in großen Teilen der Welt von Grund auf verändert, was nur wenige Marxisten vorausgesehen, geschweige denn in so naher Zukunft erwartet hatten.

Fortschritte im Sozialismus waren für die meisten von uns nicht durch selbständiges Vorgehen von Kommunisten zu erzielen, vielmehr hielt man sie allein erreichbar durch die Anstrengungen einer einzigen, weltweiten kommunistischen Bewegung, gruppiert um die Sowjetunion. Aus verschiedenen Gründen jedoch traten innerhalb der einheitlichen Bewegung des Weltkommunismus Spannungen, ja offene Brüche auf, und unser Bedauern hierüber kann an den Tatsachen nichts ändern. Es sind zudem in einigen der früher unter kolonialer oder halbkolonialer Herrschaft stehenden Ländern ebenfalls Wege zur nationalen und sozialen Befreiung, ja selbst Wege zum Sozialismus beschritten worden, obwohl keine Verbindung zum Kommunismus bestand, und dies geschah gerade dort, wo die Kommunisten zu schwach waren, als daß sie eine bedeutendere Rolle hätten spielen können. Schließlich rief das Ende des Stalinismus im Marxismus selbst eine nicht geringe Krise hervor und hat zu einem erneuten Überdenken der Positionen geführt. Vor dem Hintergrund solcher Perspektiven wird der „Dialog über den Marxismus“ geführt, über den ich hier spreche.

Dieser Dialog vollzieht sich nun in zwei Hauptformen. Einmal in der Diskussion zwischen Marxisten und Nichtmarxisten, zum anderen in der Diskussion zwischen den verschiedenen Richtungen des Marxismus. Genauer: zwischen Marxisten mit verschiedenen Auffassungen über eine Anzahl theoretischer und praktischer Fragen, — einerseits innerhalb der kommunistischen Parteien selbst und unter den Anhängern miteinander rivalisierender kommunistischer Parteien (in einigen bedauernswerten Ländern), andererseits unter kommunistischen wie nichtkommunistischen Marxisten. Keine dieser zwei Formen ist neu. So war bis zum ersten großen Bruch in der marxistischen Bewegung während und nach dem Ersten Weltkrieg und der Novemberrevolution ein ständiger Prozeß theoretischer Auseinandersetzung innerhalb der Sozialdemokratie gang und gäbe. Sogar die russischen Sozialdemokraten bildeten bis kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs durchaus eine organisatorische Einheit, wenn man auch fälsch-

licherweise die Auffassung übernommen hat, ihre Trennung in Bolschewiken und Menschewiken sei viel früher erfolgt. Heute erinnern wir uns zudem wieder daran, daß selbst noch nach der Revolution innerhalb der kommunistischen Partei der Sowjetunion wie des Weltkommunismus eine Diskussion zwischen sehr unterschiedlichen Standpunkten in ideologischen und praktischen Fragen die Regel war, jedenfalls bis etwa zum Jahre 1930. Dann aber verfiel die Diskussion im Marxismus etwa zwischen 1930 und 1956 für die Zeitdauer einer ganzen Generation dem Substanzschwund.

Dies gilt für den Dialog zwischen Marxisten und Nichtmarxisten wie zwischen den verschiedenen Richtungen innerhalb des Marxismus selbst. Was die Nichtmarxisten betraf, so drängten wir uns nach Gegenüberstellung, wollten ihnen den Marxismus erklären, ihn verbreiten und propagieren, Polemik gegen seine Gegner betreiben. Aber es kam uns nicht der Gedanke, daß auch wir unsererseits von ihnen etwas lernen könnten. Ein Gespräch, in dem der eine Partner nur zuhören soll, der andere aber nicht zuhören will, ist kein Dialog. Das spiegelte die Wendungen wieder, in denen wir damals von solchen Gegenüberstellungen sprachen. Da redeten wir vom „Kampf der Ideen“, sprachen davon, „Partisan“ zu sein in der intellektuellen Auseinandersetzung; ja auf dem Höhepunkt solch sektiererischer Haltung Anfang der fünfziger Jahre hieß es sogar: „bürgerliche“ gegen „proletarische“ Wissenschaft.¹⁾

Immer mehr eliminierten wir alle Elemente, die nicht von Marx, Engels, Lenin und Stalin stammten oder in der UdSSR als orthodox gelten gelassen wurden; alle Kunsttheorien außer dem „sozialistischen Realismus“; alle psychologischen Lehren außer den Pawlowschen; zeitweilig auch jede andere Biologie außer der Lysenkos. Hegel wurde aus der marxistischen Theorie verwiesen, so in der „Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Kurzer Lehrgang)“, ja selbst Einstein machte sich verdächtig, ganz zu schweigen von den „bourgeois“ Gesellschaftswissenschaften im ganzen. Je mehr unsere eigene offizielle Doktrin an Überzeugungskraft verlor, desto weniger konnten wir uns auf ein Gespräch einlassen, und es ist bezeichnend, daß wir öfter von der „Verteidigung“ des Marxismus sprachen als von den Möglichkeiten seines Vordringens. Versteht sich, das war ganz natürlich. Wie hätten wir denn auch über die Geschichte der UdSSR ernsthaft diskutieren können, solange wir Trotzky mit keinem Wort er-

¹⁾ Ein französischer marxistischer Philosoph und Kritiker hat über diese Zeit geschrieben: „Im Gedächtnis unseres Denkens erinnern wir uns dieser Zeit als einer Zeit der Intellektuellen in Waffen, da wir den Irrtum bis in all seine Schlupfwinkel verfolgten, als eine Zeit, in der Philosophen keine Bücher schrieben, aber jedes Buch zu einem Politikum machten, und die Welt — Kunst, Literatur, Philosophie und Wissenschaft — mit einer einzigen Klinge unbarmherzig in die Blöcke der Klassenunterschiede zurechtsäbelten.“ (L. Althusser, *Pour Marx*, Paris 1965, S. 12).

wähnten oder in ihm den Agenten einer ausländischen Macht sahen? Bestenfalls vermochten wir Bücher und Artikel zu schreiben, in denen wir uns einzureden versuchten, wir hätten auf Andersdenkende nicht zu hören.

Nach Stalin wurde es immer klarer, daß dies nicht genug war, und zwar aus zwei Gründen. Einmal, weil dadurch der Sozialismus sich selbst um wichtige Instrumente der Forschung und Planung brachte, vor allem in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften. (Es gehört zu den Ironien dieser Situation, daß einige der volkswirtschaftlichen Ideen, auf die wir freiwillig verzichtet hatten, ursprünglich während der zwanziger Jahre von Marxisten in Rußland erstmals gedacht worden waren, darunter ein Gutteil der modernen Theorien über wirtschaftliche Entwicklung, Plantechnik und staatliches Bilanzwesen.) Zum Anderen, weil wir uns weithin die Möglichkeit nahmen, den Marxismus propagandistisch zur Wirksamkeit zu bringen. Während des Krieges gab es in den Widerstandsbewegungen zwar durchaus Leute, die aus Klassenbewußtsein in kommunistische Parteien eintraten, oder weil diese am besten gegen Hitler kämpften. Sie wurden dann Marxisten, wobei ihnen unsere höchst wirkungsvolle Erziehungsarbeit half. Doch wegen der wissenschaftlichen Überzeugungskraft der Marxschen Ideen sind nach den dreißiger Jahren nur sehr wenige Menschen Kommunisten geworden.

Was nun die Diskussion zwischen den verschiedenen Vertretern des Marxismus angeht, so fand sie für die Dauer einer Generation so gut wie gar nicht statt, da so gut wie gar keine Ansätze dafür gegeben schienen. Die meisten Marxisten waren Kommunisten, waren Mitglieder kommunistischer Parteien oder standen ihnen zumindest nahe. Diejenigen, auf die das nicht zutraf, konnten außer Acht bleiben — so schien es jedenfalls —, ja sie waren tatsächlich oft ganz namenlos, da hinter ihnen keine bedeutenden Bewegungen standen. Wir aber pflegten die etwas verschwommene Vorstellung, daß jene, die keine Kommunisten mehr waren, oder zu irgendeiner Zeit sich von Lenin getrennt hatten, nun auch keine Marxisten mehr seien oder nie als „echte“ Marxisten hatten gelten können. Wir sind dadurch einer großen Zahl von Fragestellungen ausgewichen, doch uns schienen es ja keine wichtigen Fragestellungen zu sein. Plechanow zum Beispiel war der Vater des russischen Marxismus, und manche seiner Werke lasen wir voll Bewunderung, genau wie auch Lenin sie einst gelesen hatte. Aber wir lasen nicht diejenigen seiner Werke, in denen seine Auffassung von der Lenins abwich, weil sie uns einfach nicht zur Verfügung standen. Und selbst wenn sie uns zur Verfügung gestanden hätten (wie etwa die späten Arbeiten Kautskys), so wären wir verständlicherweise der Auffassung gewesen, sie müßten falsch sein, weil er selbst ja ganz offensichtlich von der Geschichte widerlegt worden war. Andererseits glaubten wir, daß ein jeder, der unter dem Vorzeichen der kommunistischen

Partei schreibe, bereits Marxist sei, was keineswegs zutreffen muß. So haben wir uns in zweifacher Hinsicht geirrt.

Die Unmöglichkeit, diese Haltung länger aufrechtzuerhalten, wurde nach 1956 ganz offenbar, als eine große Anzahl marxistischer Intellektueller aus der Kommunistischen Partei austrat. Man konnte ja nun schlecht einfach behaupten, Christopher Hill sei im gleichen Augenblick kein marxistischer Historiker gewesen, in dem er das Parteibuch aus der Hand gab. Unglaublich auch zu behaupten, er sei nie ein Marxist gewesen; ganz sinnlos gar, er sei aus der Partei ausgetreten, weil er irgendwann vor Jahren aufgehört habe Marxist zu sein, ohne einem Menschen dies einzustehen, auch nicht sich selber. Wir mußten mit der Tatsache fertig werden, daß von den marxistischen Intellektuellen nur ein Teil in der Kommunistischen Partei war — und nicht die überwiegende Mehrzahl wie früher —, daß sich die Ausgetretenen aber trotzdem auch weiterhin Marxisten nannten.

Die Entstehung verschiedener Strömungen innerhalb des Kommunismus selbst machte die alte Einstellung nur noch unhaltbarer. Zwar trifft es durchaus zu, daß eine Anzahl von Exkommunisten zu Exmarxisten und schließlich auch zu Antimarxisten wurden — die gewöhnliche Entwicklung —, und daß dies unserer alten Einstellung recht zu geben schien. Andererseits aber, gerade in den letzten zehn Jahren, haben wir es erlebt, daß zahlreiche Nichtmarxisten Marxisten geworden sind (oder sich selbst so nennen), ohne daß sie jemals der Kommunistischen Partei beigetreten wären, oder dies beabsichtigt hätten. Und wirklich: Es ist heute nicht mehr möglich die schlichte Ansicht zu vertreten, mit der viele von uns noch groß geworden sind, daß es einen, nur den einen „wahren“ Kommunismus gebe, und daß man ihn ausschließlich innerhalb der kommunistischen Partei finde.

Das heißt nun nicht, daß es keinen „wahren“ Marxismus gibt. Er kann nur nicht länger institutionell eingegrenzt werden, und es ist keineswegs leicht in jedem Fall immer zu wissen, was ihn eigentlich ausmacht, so wie wir das früher zu wissen geglaubt haben. Wenn ich sage, daß die Diskussion zwischen den Marxisten begonnen hat, so meine ich doch nicht, Übereinstimmung in allen Punkten lasse sich erzielen. Vielmehr glaube ich, daß die Diskussion über einige Punkte, (nicht immer die selben) *ad infinitum* weitergehen muß, weil der Marxismus eine wissenschaftliche Methode ist, und weil in der Wissenschaft die Diskussion — gerade die Diskussion zwischen Vertretern verschiedener Auffassungen über Grundfragen der Wissenschaft — die einzige Methode ist, die allezeit den Fortschritt sichert. Jedes gelöste Problem stellt nämlich weitere Probleme für künftige Diskussionen.

Ich bin aber auch der Ansicht, daß es gerade gegenwärtig wichtiger ist, Fragen zur Diskussion zu stellen, als sich über sie zu verstündigen, selbst wenn dies leichter wäre als es im Augenblick scheint. So sei es mir erlaubt, den Verdacht zu äußern — ja, ich tue es wirklich —, ob nicht sehr viele, die sich heute als Mar-

xisten bezeichnen, gar keine sind, und ob nicht eine ganze Anzahl von Lehren, die unter marxistischem Vorzeichen verbreitet werden, mit Marx nur sehr wenig zu tun haben. Das gilt freilich für die Marxisten innerhalb kommunistischer Parteien oder in den sozialistischen Ländern genau so wie für die Marxisten außerhalb. Auf jeden Fall müssen wir uns fragen, was gegenwärtig vordringlicher ist: den Marxismus zu definieren, — was früher oder später ganz von selbst geschehen wird —, oder zu entdecken, nein, wiederzuentdecken, was er eigentlich ist. Gewiß ist diese Aufgabe die schwierigere.

Ja, ein großer Bereich des Marxismus muß neu durchdacht und neu entdeckt werden, nicht nur von den Kommunisten. Die nachstalinistische Epoche hat keine Fragen beantwortet, sie hat sie erst gestellt. Es sei mir erlaubt, hier einen französischen kommunistischen Intellektuellen zu zitieren: „Wer Stalin nicht nur die Schuld an dessen eigenen Verbrechen und Fehlern zuschiebt, sondern auch alle unsere Unzulänglichkeiten, wird wohl mit Unbehagen die Entdeckung machen, daß das Ende des philosophischen Dogmatismus uns nicht etwa auch schon die marxistische Philosophie zurückgegeben hat... Zwar hat sie der wissenschaftlichen Betätigung allgemein Freiheit gebracht, aber auch eine Art Fieber. Einige Leute beeilten sich, als Philosophie auszugeben, was nur die ideologische Einkleidung ihres Gefühls der Befreiung und ihres Geschmacks an der Freiheit war. Aber das Fieber wird zurückgehen, so sicher, wie ein emporgeworfener Stein aus der Luft wieder zur Erde fällt. Was das Ende des Dogmatismus uns wirklich gebracht hat, ist dies: Es hat uns wieder ermöglicht, eine genaue Bestandsaufnahme unseres geistigen Besitzes zu versuchen, sowohl von unserem Reichtum als auch von unseren Mängeln zu sprechen, in aller Öffentlichkeit über unsere Probleme nachzudenken, sie zu formulieren und die schwierige Aufgabe echter wissenschaftlicher Arbeit auf uns zu nehmen.“ (L. Althusser, *Pour Marx*, Paris 1965, S. 21.)

Immer mehr Kommunisten werden sich darüber klar, daß das, was sie zu glauben und weiterzugeben gelernt haben, nicht schlechthin „Marxismus“ war, sondern der in der Sowjetunion von Lenin weiterentwickelte, unter Stalin erstarrte, vereinfachte und nicht selten deformierte Marxismus. Daß „Marxismus“ nicht ein abgeschlossenes Ganzes aus endgültigen Theorien und Einsichten ist, sondern ein Entwicklungsvorgang; daß Marxens eigenes Denken sich zum Beispiel während seines ganzen Lebens weiterentwickelt hat. Daß der Marxismus zweifellos mögliche Antworten bereithält, doch häufig keine Antworten, die angesichts der uns augenblicklich betreffenden spezifischen Probleme von Nutzen wären, teils weil die Situation seit Marx oder Lenin sich gewandelt hat, teils weil beide zu bestimmten Fragen, die zu ihrer Zeit schon existiert haben und die uns heute angehen, sich nicht geäußert haben.

Außerhalb der Kommunistischen Partei stehende Marxisten müssen sich darüber klar werden, daß trotz der Irrtümer und der gefährlichen Vereinfachungen und Verdrehungen der Stalinzeit oder gar der ganzen Jahre der Kommunistischen Internationale, von der internationalen kommunistischen Bewegung dennoch wertvolle und wichtige Beiträge zum Marxismus geleistet worden sind. Man kann im Marxismus nichts auslassen. Weder bei der Berufung auf Lenin oder Marx gegen Stalin, noch bei der Berufung auf den frühen Marx gegen den späteren. Es gibt nur harte, langwierige und unter den gegenwärtigen Umständen wohl kaum endgültige Ergebnisse zeitigende Arbeit.

Zum Glück ist man sich heute dessen weithin bewußt und die Arbeit geht voran. Man denke nur an das sehr eindrucksvolle neue Leben, das die Theorie innerhalb der kommunistischen Parteien gewonnen hat. Am eindrucksvollsten in den letzten Jahren, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Länder des Sozialismus, wenn auch die älteren Kader eine volle Entfaltung verhindert haben, da ihr Wirken in der Partei mit dem Stalinismus im Zusammenhang stand, und sie zögerten, ihre Fehler, oder was man ihnen als solche anlastete, einzugeben. (Dies wird besonders deutlich, wo es um die Geschichte der kommunistischen Bewegungen selber geht. Mit Ausnahme der Kommunistischen Partei Italiens, die zur freien und selbstkritischen Analyse der Geschichte der eigenen Partei wie jener der KPdSU ermuntert hat, kenne ich keine kommunistische Partei, die eine wissenschaftlich befriedigende Darstellung ihrer eigenen Geschichte gegeben hätte — gewiß nicht die KP Frankreichs oder die der Sowjetunion —, und einige Parteien, so die unsere, sind der Aufgabe einer solchen Geschichtsschreibung überhaupt ausgewichen.)²⁾

Immer noch findet man in den kommunistischen Parteien hierbei ein Verhalten, das den Eindruck erweckt, als versuche man Löcher in einem Socken zu stopfen. So stellt Roger Garauds Schlagwort „Realismus ohne Horizont“ sich nicht wirklich die Frage nach der Gültigkeit der ästhetischen Theorien, an die wir uns als Marxisten gehalten haben. Es erlaubt uns nur, Kafka oder Joyce oder andere, die in den guten Tagen des „Sozialistischen Realismus“ tabu waren, zu bewundern, indem man behauptet, daß auch sie in einem undefinierbaren Sinne „Realisten“ sind. Es gibt sogar kommunistische Parteien, vor allem in Osteuropa, wo eine Tendenz zum simplen Empirizismus herrscht und man den Resultaten einen nur flüchtig aufgetragenen Firnis verleiht, indem man sagt: „Natürlich, wir sind Marxisten.“

Die Autorität des verstorbenen Oskar Lange bestärkt mich in meiner Auffassung, daß einige der jüngsten Neuerungen in der sowjetischen Wirtschaftstheorie nicht — jedenfalls heute noch nicht — marxistisch sind, sondern schlicht Teil-

²⁾ Ich verkenne nicht das echte Bemühen um eine selbstkritische Analyse in Arbeiten wie Palme Dutts „Three Internationals“. Aber sie gehen einfach nicht so weit, wie das möglich wäre und notwendig ist.

übernahmen aus der liberalen Wirtschaftstheorie, — so etwa die Analyse des Grenznutzens — die man in die großen Löcher gestopft hat, die viele Jahre lang durch das Versagen der sowjetischen Wirtschaftswissenschaftler offen geblieben waren. Genau hier setzt die chinesische Kritik zurecht an, wenn ich auch sagen muß, daß ihre eigene Lösung, die mir nur wie ein Zurückgehen auf die Unterklassen der marxistischen Schule von einst erscheint, in ihrer Weise ja auch nur ein Ausweichen vor den eigentlichen Problemen der Analyse ist.

Trotz alledem besteht eine echte und lebhafte Aktivität in der Theorie. Eines der vielversprechenden Anzeichen hierfür ist das Wiederaufleben der Diskussion über die sogenannte „asiatische Produktionsweise“ in der Theorie von Marx, die etwa seit 1960 in Frankreich, Ungarn, der DDR, England, der Tschechoslowakei, Japan, Ägypten und einigen anderen Ländern, seit 1964 auch in der UdSSR, ja sogar — wenn auch kritisch — in China im Gange ist. Man darf nicht vergessen, daß dieses Marxsche Konzept von der internationalen kommunistischen Bewegung fallengelassen worden ist, und zwar zwischen 1928 (als die Chinesen es kritisierten) und den frühen dreißiger Jahren (als man es in der Sowjetunion aus der Diskussion verbannte), wodurch es seither außerhalb der offiziellen Theorie blieb³⁾.

Um was geht es heute bei dieser Diskussion? Offenbar um die Anwendbarkeit der marxistischen Analyse auf die Welt von heute. Oder noch eigentlicher: Da sie einfach nicht mehr in der alten Form buchstäblich angewendet werden kann, um eine Modifizierung dieser Analyse, die ja auf die Welt von heute zutreffen soll⁴⁾. Die „heutige Welt“ aber muß notwendigerweise die sozialistische Welt wie die nichtsozialistische Welt einschließen. Hierüber hat die marxistische Analyse noch wenig erbracht. In politischer Sprache: Es geht um die Perspektiven für den Sieg des Sozialismus in den nichtsozialistischen Ländern und um seine künftige Entwicklung in den sozialistischen. Das führt zur Diskussion einer Anzahl mehr theoretischer Probleme, die sie aber nicht erschöpft. Es liegt auf der Hand, daß einige dieser Probleme keine sehr unmittelbare und offen ersichtliche Bedeutung für die Tagespolitik, ja die Politik überhaupt besitzen, wenn dies auch nicht immer erkannt wurde. Ob wir uns zum Beispiel dafür oder dagegen entscheiden, daß die Geschichte Chinas zu einem bestimmten Zeitpunkt

³⁾ Eine zusammenfassende Darstellung dieser Diskussion erschien in *La Pensée*, April 1964 und August 1965.

⁴⁾ Jeder, der in dieser Hinsicht Zweifel hat, sollte wieder eine für die dreißiger Jahre so typische marxistische Verlautbarung lesen, wie John Strachys „*Why you should be a Socialist*“ oder etwas Entsprechendes aus den fünfziger Jahren, wie Palme Dutts „*Crisis of Britain*“, oder zu diesem Thema O. Kuusinens Buch über die Grundlagen des Marxismus-Leninismus.

in der Vergangenheit nach den Kriterien der „asiatischen Produktionsweise“ bei Marx analysiert werden kann, wird weder heute noch in Zukunft einen Einfluß auf die Politik der Kommunistischen Partei Chinas haben. Doch wenn auch die theoretischen und praktischen Aspekte solcher Diskussionen getrennt werden können, so lassen sie sich doch wiederum in der Praxis nicht immer auseinanderhalten.

Als größtes politisches Problem in den nichtsozialistischen Staaten erscheint mir die Frage nach der Anzahl und Verschiedenartigkeit möglicher Wege zum Sozialismus. Seit der Oktoberrevolution hat man zur Annahme tendiert, daß es im Grunde zu allen Zeiten nur einen einzigen Weg gegeben habe, mit örtlichen Variationen, versteht sich. Diese strenge Auffassung wurde durch die Zentralisierung im Weltkommunismus wie durch dessen spätere Beherrschung durch die KPdSU nur noch bekräftigt. Sie spukt auch heute noch durch die sowjetisch-chinesische Diskussion.

Zwei Dinge dürfen nun nicht außer Acht gelassen werden, was im einen Fall für einen Marxisten geringere Probleme stellt als im anderen. Einmal kann, das ist ganz klar, der Weg zum Sozialismus etwa in Großbritannien nicht derselbe sein wie in Brasilien, seine Zukunftsperspektiven in der Schweiz hier, in Kolumbien dort, stellen sich nicht ebenso strahlend oder umschattet dar. Es ist darum Aufgabe der Marxisten, die Länder der Welt ihrer realen Lage angemessen in verschiedene Gruppen aufzuteilen und die sehr verschiedenen Bedingungen, die in jeder Gruppe für den Fortschritt gegeben sind, jeweils zu analysieren, ohne zu versuchen, alle über den Kamm entweder des friedlichen Übergangs oder der gewaltsamen Erhebung zu scheren. Dies ist im Prinzip gar nicht so schwer, doch muß man hierfür eine Menge älterer Analysen und politischer Verfahrensweisen über Bord werfen, was in der Praxis Schwierigkeiten bereitet.

Weitaus schwieriger noch ist es, sich damit vertraut zu machen, daß vielleicht Wege des Fortschritts zur Befreiung, ja auch zum Sozialismus entwickelt worden sind, zu denen die traditionellen kommunistischen Parteien oder Arbeiterbewegungen nur am Rande beigetragen haben. Ich denke hier an solche Fälle wie Cuba, Algerien, Ghana und möglicherweise noch andere. Ganz allgemein bedeutet das, daß wir uns fragen müssen, ob unsere Vorstellung von der Rolle der kommunistischen Parteien als Avantgarde auf dem Wege zum Sozialismus nicht einer Revision bedarf. Ob zum Beispiel, wie dies in einer im Augenblick stattfindenden Diskussion innerhalb der KPI gefragt wurde, der Bruch zwischen den sozialdemokratischen und kommunistischen Parteien von 1914 heute in einigen Ländern noch länger zu befürworten ist. Indem ich solche Fragen stelle, besser noch: indem ich feststelle, daß man sie gestellt hat, gebe ich noch keine Antwort, ja schlage ich noch nicht einmal eine Antwort vor. Ich sage bloß, daß man an diesen Fragen nicht länger vorbeigehen kann, indem man vor ihnen die Augen verschließt.

Innerhalb der Länder des Sozialismus stellen sich angesichts der Wirklichkeit auch einige Fragen — ob uns das gefällt oder nicht — und sie stellen sich ebenso in Hinblick auf die sozialistische Zukunft der heute noch außerhalb des Sozialismus stehenden Länder. Es handelt sich um wirtschaftliche Fragen, etwa um die beste Agrarpolitik (angesichts der nicht zu übersehenden Fehlschläge auf diesem Gebiet), um die beste Art und Weise der wirtschaftlichen Planung, der Bereitstellung von Rohstoffen, Waren u.s.w. Es handelt sich aber auch um politische Probleme, etwa um die beste Art der Organisation staatlicher Institutionen (angesichts der nicht zu übersehenden Mißerfolge solcher Institutionen in vielen sozialistischen Staaten). Es sind Fragen der Verwaltung, der demokratischen Freiheiten, der Meinungsfreiheit und andere mehr. Es sind auch, ach, internationale Probleme, wie dies die unterschiedlichen Beziehungen zwischen den verschiedenen sozialistischen Ländern nur allzu deutlich zeigen, also nicht zuletzt — wie Togliatti dies in seinem Testament dargelegt hat — Fragen zur Rolle des Nationalismus in den sozialistischen Staaten. Auch hier verweise ich nur auf das Vorhandensein dieser Probleme, möchte keine Lösungen geben. Wenn ich etwas möchte, so dies: daß man den Antworten nicht durch Phrasen ausweicht. Kein: „diese Dinge sind noch Überbleibsel aus vorsozialistischer Zeit“ oder „Schuld des Revisionismus“ oder des „Dogmatismus“; auch nicht, sie würden bei einer „Liberalisierung“ verschwinden.

Diese ganzen Fragen fordern ihre theoretische Diskussion und in einigen Fällen auch die Bereitschaft, eingefleischte Haltungen aufzugeben (eine Bereitschaft, die Lenin zum Beispiel besaß) und sich in neues Gelände vorzuwagen. Wir sind es nicht mehr gewöhnt, und wissen auch nicht mehr, daß Marxisten dies früher sehr wohl zu tun pflegten. So mußten sie nach der Oktoberrevolution in Rußland sich auf ein Neuland wagen, das Marx überhaupt noch nicht abgesteckt hatte, wenn man von einigen sehr allgemein gehaltenen Aussagen absieht, die vor allem die Frage der ökonomischen Entwicklung zurückgebliebener Länder berührten. Und weil die Marxisten sich damals auf Neuland wagten, ist der Marxismus heute eine echte Weltbewegung. Was ihm in der heutigen Welt nicht zuletzt Anziehungskraft verleiht, ist seine Analyse der imperialistischen Phase des Kapitalismus, die erst in der Nachfolge von Marx geleistet worden ist, sowie die Aufzeigung von Wegen, auf denen rückständige Länder zu modernen Ländern werden können — die bedeutendste theoretische Errungenschaft der sowjetischen Marxisten in den zwanziger Jahren. Zudem führen uns einige dieser Punkte zurück zum Dialog zwischen Marxisten und Nichtmarxisten, denn sie lassen es unumgänglich erscheinen, daß wir aus den Errungenschaften nicht-marxistischer Wissenschaftler lernen. Es ist belanglos, ob der Marxismus ohne eine Verknöcherung hier auf gleicher Höhe oder gar an der Spitze liegen könnte. In vieler Hinsicht tut er es nicht, und wir müssen jetzt nicht nur Lehren verbreiten sondern auch Lehren empfangen.

Dies bringt mich zu meinem Schluß. Wir befinden uns in einer Lage, in der politisch wie theoretisch der Marxismus zersplittet ist. Für absehbare Zeit müssen wir mit dieser Tatsache zu leben lernen. Was nützt es, bedauernd die Zeiten zu beschwören, da er's noch nicht war? In der heutigen Lage muß der Marxismus auf zwei Wegen wieder an die Spitze der Entwicklung gebracht werden. Er muß das Erbe der geistigen Eiszeit zum Abschmelzen bringen, aus der er heraustritt (was nicht heißt, daß er alles aufgeben soll, was während dieser Zeit gesagt und getan worden ist). Auch muß er alles in sich aufnehmen, was die Wissenschaft an hervorragenden Leistungen geboten hat, seitdem er diese Gebiete nicht mehr ernsthaft in sein Denken einbezog. Absichtlich drücke ich mich so kraß aus, das ist notwendig. Wir müssen nicht nur erklären, sondern auch fragen. Vor allem uns selbst. Wir müssen mit Irrtümern rechnen. Wir dürfen nicht länger behaupten, auf alles eine Antwort zu wissen, weil dies offensichtlich nicht stimmt. Vor allem müssen wir wieder lernen, im Marxismus eine wissenschaftliche Methode zu sehen.

Das haben wir lange versäumt. Hartnäckig haben wir zwei Dinge getan, die unvereinbar mit jeder wissenschaftlichen Methode sind — und wir taten sie nicht erst seit den letzten Jahren Stalins, sondern schon früher. Erstens wußten wir die Antworten im voraus und haben sie nur nachträglich mit Wissenschaft untermauert. Zweitens haben wir Theorie und politische Debatte durcheinandergeschmissen. Beides ist tödlich. So sagten wir etwa: „Wir wissen, daß der Übergang vom Feudalismus zum Kapitalismus sich überall durch Revolutionen vollzieht“, weil Marx so sagt, und weil die Geschichte ja sonst nicht nur durch Revolutionen, sondern auch durch graduelle Entwicklung vorangehen könnte — und die Sozialdemokraten hätten recht. Und deshalb ergeben unsere Forschungen, daß a) die Revolution in den vierziger Jahren des 17. Jahrhunderts in England vom Bürgertum ausging, daß b) England zuvor ein Feudalstaat gewesen ist, daß c) es später ein kapitalistisches Land wurde. Ich behaupte nicht, daß diese Schlüsse falsch sind, wenn mir Schluß b) auch sehr zweifelhaft erscheint. Doch so abwägend ist man nicht vorgegangen. Es brauchten nur die Fakten mit unseren Folgerungen nicht übereinzustimmen, dann sagten wir einfach: zum Teufel mit den Fakten.

Es gibt historische Gründe, warum wir so sagten, die bis in die Jahre vor 1914 zurückgehen, aber lassen wir sie. Und ob die Fakten nun für die Kommunisten oder für die Sozialdemokraten sprechen — das hat mit Marxismus nichts zu tun. Die Tatsache, daß die Lage der englischen Arbeiterklasse sich im Laufe der Geschichte nicht absolut verschlechtert hat, spricht für die Liberalen und Sozialdemokraten und nicht für die Revolutionäre. Doch wären wir Narren und keine Marxisten, wollten wir diese Tatsache deshalb leugnen. Marxismus ist ein Instrument, um die Welt durch Wissen zu verändern, und wir handhaben es politisch. Es dient aber nicht der Haarspaltereи angesichts strittiger Punkte in der Politik. Viele unserer hoch befähigten älteren Genossen haben durch Außeracht-

lassen dieses Unterschieds viel Zeit verloren, als sie sich über die Theorie des Marxismus verbreiteten.

Wir müssen den Marxismus erneut als wissenschaftliche Methode entdecken. Vielleicht das hoffnungsvollste Zeichen in unserer heutigen, weder für die Welt noch für England so besonders hoffnungsvollen Situation, ist die zunehmende Bereitschaft der Marxisten, dies zu tun. Als Garantie für das noch Erreichbare bleibt die Tatsache, daß der auf dem Marxismus aufbauende Sozialismus auch dann noch große Fortschritte in der Welt gemacht hat, als dieser Marxismus alles tat, sich selbst mit Ohnmacht zu schlagen.

Kurt Steinhaus

Rede zum amerikanischen Unabhängigkeitstag 1966

Der 4. Juli ist für das Volk der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Feiertag. Zu Recht — muß man sagen. Denn dieser Tag stellt in der neueren Geschichte einen Meilenstein des Fortschritts im Kampf der Menschen gegen wirtschaftliche Ausbeutung und politische Unterdrückung dar. Die Unabhängigkeitserklärung der USA, die vor 190 Jahren verkündet wurde, war die Ouvertüre der amerikanischen Revolution, war das Signal zum revolutionären Krieg des amerikanischen Volkes gegen die britischen Unterdrücker und die mit ihnen kollaborierenden einheimischen Verräter.

Die Unabhängigkeitserklärung der USA bezeichnet aber mehr als Beginn und Zielsetzung der amerikanischen Revolution; in ihren allgemeinen Formulierungen setzte sie politische und gesellschaftliche Normen von universaler Gültigkeit. Zur Sicherung der Menschenrechte — so fordert die Unabhängigkeitserklärung — sollen „Regierungen . . . eingesetzt werden, die ihre rechtmäßige Macht aus der Zustimmung der Regierten herleiten.“ „Wenn immer irgendeine Regierungsform sich als diesen Zielen abträglich erweist, (ist) es Recht des Volkes . . ., sie zu ändern oder abzuschaffen und eine neue Regierung einzusetzen und diese auf solchen Grundsätzen aufzubauen und ihre Gewalten in der Form zu organisieren, wie es ihm zur Gewährleistung seiner Sicherheit und seines Glückes geboten zu sein scheint . . . Jede Erfahrung (hat) gezeigt, daß die Menschen eher geneigt sind, zu dulden, solange die Mißstände noch erträglich sind, als sich unter Beseitigung altgewohnter Formen Recht zu verschaffen. Aber wenn eine lange Reihe von Mißständen und Übergriffen, die stets das gleiche Ziel verfolgen, die Absicht erkennen läßt, sie absolutem Despotismus zu unterwerfen, so ist es ihr Recht und ihre Pflicht, eine solche Regierung zu beseitigen und neue Wächter für ihre künftige Sicherheit zu bestellen.“¹⁾

Das Volk der Vereinigten Staaten ist zu Recht stolz auf diese Worte. Und es kann besonders deshalb stolz hierauf sein, weil fast alle späteren nationalen Befreiungskämpfe unter den gleichen Prämissen geführt worden sind. Was diesen

¹⁾ Einstimmige Erklärung der dreizehn Vereinigten Staaten von Amerika vom 4. Juli 1776.

Punkt angeht, gibt es keinen Unterschied zwischen den Kämpfen gegen den Imperialismus des 18., 19. und 20. Jahrhunderts.

Aber aus dem gleichen Grunde hat der 4. Juli heute für das Volk der USA einen sehr zwielichtigen Doppelcharakter. Als historische Erinnerung ist er ein Tag der Ehre; konfrontiert man ihn aber mit der US-amerikanischen Wirklichkeit, so ist er ein Tag der Schande. Ein Tag der Schande, weil heute die Soldaten der US-Streitkräfte in Vietnam einen barbarischen Krieg führen, um ein politisches System zu erhalten, das genau jene Merkmale aufweist, die das Volk der Vereinigten Staaten einst selbst als unerträglich bezeichnet hat: ein halbfeudales und halbfaschistisches, ein korruptes und terroristisches System, das zu beseitigen — wie es die Unabhängigkeitserklärung so überzeugend formuliert hat — die Menschen nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht haben.

Die Etablierung des Diem-Regimes 1954, die Existenz des Ky-Regimes heute haben verschiedene Gründe. Eines aber steht fest: keine der Regierungen, die seit dem Genfer Abkommen in Saigon residieren und von dort aus das vietnamesische Volk ausplündern und unterdrücken, ist deshalb in diese Position gelangt, weil sie sich auf die Zustimmung der „Regierten“ stützen konnte. Im Gegenteil: jede dieser Regierungen ist gegen den ausdrücklichen Willen der überwiegenden Mehrheit des vietnamesischen Volkes an die Macht gekommen. Alle diese Regierungen haben die Macht usurpiert gegen den Willen des Volkes und sie waren hierzu nur imstande aufgrund der immensen materiellen und personellen Unterstützung, die die US-Regierung ihnen gab. Unterstützung zuerst durch die Finanzierung und Ausbildung einheimischer Terrorapparate — wie wir sie aus unserer eigenen Geschichte, nämlich der Zeit der faschistischen Herrschaft kennen; Unterstützung später durch die Entsendung von Streitkräften, die das Land verwüsteten und seine Bewohner töten.

Hier bietet die Unabhängigkeitserklärung der USA eine sehr eindeutige Parallele. Zur Begründung der kompromißlosen Kampfansage des amerikanischen Volkes gegen seine Kolonialherren heißt es in der langen Liste der Anschuldigungen gegen den englischen König: „Er schafft gerade jetzt große Heere fremder Söldner heran, um das Werk des Todes, der Verheerung und der Tyrannie zu vollenden, das er bereits mit Grausamkeit und Treuebrüchen begonnen hat, die ihresgleichen kaum in den barbarischsten Zeiten finden und des Oberhauptes einer zivilisierten Nation völlig unwürdig sind.“³⁾

Hier statt des britischen Königs von 1776 den US-amerikanischen Präsidenten von 1966 einzusetzen, ist nur ein Akt historischer Gerechtigkeit. Die gleichen Verbrechen wirft das vietnamesische Volk der US-Regierung vor und mit ihm all jene, die sich mit dem revolutionären Befreiungskampf dieses tapferen Volkes solidarisieren. Der einzige Unterschied, den man hier machen kann, ist der, daß die Verbrechen, die im Auftrage der US-Regierung in Vietnam begangen wer-

²⁾ Ebenda.

den, so ungeheuerlich sind, daß sie mit den Untaten der britischen Söldner des 18. Jahrhunderts quantitativ überhaupt nicht verglichen werden können.

Die Regierung der Vereinigten Staaten, die vorgibt, in Vietnam die Freiheit zu verteidigen, die vorgibt, dort einen „Kampf gegen Hunger, Unwissenheit und Krankheit“ zu führen, die vorgibt, „die Lebensmittelerzeugung ... steigern“, „das Erziehungswesen ... fördern“, „Krankheiten aus ... rotteln“³⁾ zu wollen, dezimiert und terrorisiert in Wahrheit die Bevölkerung Vietnams, tötet planmäßig Frauen und Kinder, verseucht die Felder der Bauern mit Giftstoffen, zerstört bewußt die unter unsäglichen Mühen und Entbehrungen errichteten Produktions- und Verkehrseinrichtungen Nordvietnams, eines souveränen Staates, mit dem sich die USA nicht im Kriegszustand befinden.

Die US-Regierung kämpft hier gegen ein Volk, das nachweislich in seiner überwiegenden Mehrheit in erbitterter Opposition zur Saigener Regierung steht, einer Regierung, die auf nichts anderem sitzt als auf amerikanischen Bajonetten. Die US-Regierung ist heute voll und ganz an die Stelle der alten französischen Kolonialmacht getreten. Diese Tatsache illustriert bereits eine UPI-Meldung aus dem Jahre 1956: „In Saigon fand ... eine Zeremonie der südvietnamesischen Armee statt, an der die französischen Gradabzeichen verbrannt und durch solche amerikanischer Art ersetzt wurden.“⁴⁾

Diese südvietnamesische Regierungsarmee — die nichts ist als eine koloniale Hilfstruppe — erbringt aber bekanntlich ihre größten Leistungen nicht im Kampfen, sondern im Desertieren, weil ihre Soldaten immer mehr erkennen, daß die Unterdrückung des eigenen Volkes nicht in ihrem Interesse liegen kann. Die Hauptlast dieses Unterdrückungs- und Ausrottungsfeldzuges muß also die US-Armee tragen.

So ist der 4. Juli für das Volk der Vereinigten Staaten — und auch für uns — ein Tag der Trauer und der Schande geworden.

Als das vietnamesische Volk 1945 seine Unabhängigkeit erklärte, übernahm es in seiner Unabhängigkeitserklärung wörtlich die wichtigsten Passagen aus der Unabhängigkeitserklärung der USA. Dieser Tatsache kann man symbolischen Charakter zuschreiben. Jene Grundsätze der Freiheit und Gleichheit, die der 4. Juli feiert, sind heute in den USA und in den meisten der mit ihr verbündeten Länder in das Gegenteil verkehrt worden. Das Amerika der Napalmbomben, das Amerika der Generale, das Amerika des CIA — das ist die totale Negation des heutigen Tages.

Der Kampf für gesellschaftlichen Fortschritt hat sich von den am meisten entwickelten Ländern an die Peripherie verlagert. Völlig zu Recht stellt der deutsch-amerikanische Philosoph Herbert Marcuse fest: „Auf den Schlach- und Mord-

³⁾ Die Deklaration von Honolulu vom 9. Februar 1966, in: Vietnam: Um was es geht, hrsg. v. USIS, Bad Godesberg 1966, S. 39 f.

⁴⁾ Neue Zürcher Zeitung vom 4. Januar 1956.

feldern des spanischen Bürgerkrieges wurde zum letzten Male um Freiheit, Solidarität, Menschlichkeit im revolutionären Sinne gekämpft. . . . Zum letzten Male in Europa. Das geschichtliche Erbe dieses Kampfes ist heute in jenen Ländern zu finden, die ihre Freiheit im kompromißlosen Kampf gegen die neukolonialen Mächte verteidigen.“⁵⁾

Und mit dieser historischen Verlagerung sind auch diejenigen bezeichnet, die heute noch das Recht haben, den Jahrestag der Unabhängigkeit der USA zu feiern. Die US-Regierung jedenfalls hat dieses Recht durch ihre barbarische Vietnam-Politik verwirkt. Ein Recht hierauf hätte aber die Südvinamesische Befreiungsfront, die nach den gleichen Grundsätzen angetreten ist wie einst die nordamerikanischen Revolutionäre. Die historische Parallele heißt keinesfalls General Washington — General Westmoreland, denn zwischen Revolutionären und Konterrevolutionären kann es keine Gemeinsamkeit geben. Eher schon gibt es eine Parallele zwischen General Washington und den Befehlshabern der Befreiungsfront. Zwar gehören diese Männer sehr verschiedenen historischen Perioden an, aber sie werden geeint durch ihre gemeinsame Zugehörigkeit zur nationalen Revolution.

Unter den Männern, die mit dem Fortschritt der menschlichen Gesellschaft untrennbar verknüpft sind, werden Thomas Jefferson und George Washington ebenso wie Ho Chi Minh stets einen hervorragenden Platz einnehmen. Die Namen Lyndon B. Johnsons und all derer, die seine Politik unterstützen, werden allerdings an anderer Stelle aufgeführt werden.

Jede objektive sozial- und politikwissenschaftliche Untersuchung beweist, daß der Kampf der südvinamesischen Befreiungsfront gegen die Saigoner Regierung und ihre US-amerikanischen Herren ein nationaler und sozialer Befreiungskampf ist, ein Kampf, der nicht auf Aggression und Infiltration von außen zurückzuführen ist, sondern der seine Ursache in der unerträglichen Ausbeutung und Unterdrückung des vietnamesischen Volkes hat. Die US-Intervention hat so eindeutig den Charakter einer imperialistischen Aggression und hieran sollte das amerikanische Volk, hieran sollten wir unser Verhältnis zu diesem Krieg bestimmen.

Im zweiten Weltkrieg errangen die Streitkräfte des faschistischen Deutschlands große militärische Siege. Aber diese Siege waren fürchterliche, schändliche Niederlagen des deutschen Volkes, dessen einziger wirklicher Sieg in diesem Kriege die Zerschlagung der faschistischen Barbarei war. Die sehr einfache Wahrheit, die sich hierin verbirgt, daß nämlich kein Volk frei sein kann, das andere Völker unterdrückt, beginnt ein Teil des amerikanischen Volkes bereits zu erkennen. Jene Repräsentanten eines anderen, eines besseren und vielleicht sogar eines neuen Amerika, die eher ins Gefängnis gehen als in einen Krieg, der nicht der

ihre ist, haben erkannt, daß jeder sogenannte Sieg, den die US-Truppen in Vietnam erringen, eine Niederlage des amerikanischen Volkes ist. Das amerikanische Volk kann nur dann siegen und sich befreien, wenn das vietnamesische Volk siegt und sich befreit, d. h. wenn alle ausländischen Söldner das Land verlassen haben. Beide Völker — und nicht nur sie — haben den gleichen Feind. Mag dieser Tag des Sieges und der Befreiung auch für die Generale des Pentagon, für die Großaktionäre der Industriekonzerne und deren politische Interessenvertreter ein schwarzer Tag sein, für die arbeitenden Massen der USA und auch unseres Landes wird es ein Feiertag sein.

Und an dem Tag, an dem die Beseitigung ausländischer rechtmäßiger Regierungen durch den US-Geheimdienst, an dem Tag, an dem die Landungen von US-Marineinfanterie auf fremdem Hoheitsgebiet endgültig der Vergangenheit, der Geschichte angehören, an dem Tag wird auch das amerikanische Volk seinen Unabhängigkeitstag als wirklichen Feiertag begehen können. Heute, am 4. Juli 1966, wo unter dem Zeichen des Sternenbanners in Vietnam gemordet wird, sollte die Fahne der Vereinigten Staaten auf Halbmast gesetzt werden.

⁵⁾ Herbert Marcuse, Einleitung zu: drs., Kultur und Gesellschaft 1, Frankfurt 1965, S. 11 und S. 169.

Dieter Süverkrüp
Vietnam-Zyklus

(Der Vietnam-Zyklus ist eine Folge von Songs, der Abdruck der Texte gibt nur die Hälfte dieser literarisch-musikalischen Arbeit wieder. Die Leser werden gebeten, sich bei der Lektüre zu vergegenwärtigen, daß es sich also nicht um Gedichte, sondern um Song-Texte handelt)

1.

Er hieß Da-Min-Shu
war so jung wie du.
Sohn eines Bauern in Südvietnam.
Hatte nie genug zu essen.
Gestern wurde er vergessen.
Und zwei grinsende Ledernackenfressen
schaun dich aus der Morgenzeitung an.

2.

WIRTSCHAFTSBERICHT
BEI DER NIRGENDWER A. G. IM NIRGENDWOLAND
(Die Herren trinken Orangensaft)

Meine Herren, ohne Zweifel
hat die Industrie
ein vitales Interesse
daran, daß sich die
Arbeitslosigkeit in Grenzen
hält.

Demzufolge, meine Herren,
hat die Industrie
ein vitales Interesse
daran, daß sich die
Waffen, die sie produziert,
von Zeit zu Zeit verschleißen.

Drittens aber, meine Herren,
muß die Industrie,
um im harten Konkurrenzkampf
zu bestehen, die
Waffen immer besser machen.
Und dazu braucht sie:
einen kleinen Kriegsschauplatz, wo man
den ganzen Kram in Ruhe ausprobieren kann.

3.

HEXENVERBRENNUNG MIT PUBLIKUM

Es zog ein Brandgeruch ums Gotteshaus,
ein junges Weib starb kreischend in den Flammen.
Das Weib war als ein Teufelsweib bekannt.
Den Gott der Liebe haben sie genannt,
zu dessen Lob sie ihr das Leben nahmen.
Der Pfaff spendierte einen Extra-Segen.
Daran war allen kolossal gelegen.
(Nach dem Gewitter braucht es etwas Regen)

Gar viele wurden so zu Tod geschunden
grad wie die angebliche Teufelsmagd.
Kein Bürger nicht hat nichts dabei gefunden —
und wenn, dann hat er es nicht laut gesagt.
Die Theologen konnten schlau beweisen,
daß so eine der Teufel selber sei.
Man ging erbaut, im Ratsherrnkrug zu speisen,
und fühlte sich von allen Sünden frei.

Das war im Jahre fünfzehnhundertzehn.
Wir denken heute wesentlich humaner.
Wir lassen so 'was niemals nicht geschehn
und bauen fest auf die Amerikaner.
Wir haben ein empfindliches Gewissen.
Wenn was von schmutzigem Krieg im Tagblatt steht,
dann möchten wir zumindest, bitte, wissen,
daß er gegen den Kommunismus geht.

4.

REIN TECHNISCHES

Täglich starten vom Inselflugplatz
einige hundert Bomber, beladen
mit Giftgas und Napalm.

Denn das Land Vietnam ist verseucht,
die Menschen dort sind befallen
vom grenzenlosen Zorn
gegen ihre Unterdrücker.

Der strategische Aufwand ist beträchtlich.
Der Kommandeur äußert sich befriedigt
über den reibungslosen Ablauf
des Völkermords.

5.

PARTISANENBEKÄMPFUNG (ein Illustrierten-Foto)

Früh um vier
sang ein Knabe
weil da auch ein Vogel sang
sang so froh und
deshalb wurden
sie entdeckt. Das Militär
hat ein Ohr für solchen Klang.

Um halbe neune
lagen sie schön
aufgereiht im Sonnenschein
waidgerecht und
glatt erlegt. Es
sollt' auch noch in diesem Krieg
eine kleine Ordnung sein.

6.

WESTERN-BALLADE

Jimmy Gray bekam vor einem Jahr
einen roten Kopf wegen der Marie.
Daran sahn die Nachbarn, wie verliebt er war.
Und er hatte einen Job bei der Erdöl Company.

Jimmy Gray bekam am Tag darauf
einen Brief von der Armee,
und er mußte nach Vancouver rauf.
Und im Urlaub fiel zu Hause Schnee.

Jimmy Gray bekam einen Extra-Sold,
und er mußte nach Vietnam.
Und die Sonne war blank wie ein Dollar aus Gold,
als sein Schiff in den Hafen schwamm.

Jimmy Gray bekam eine Woche drauf
einen Bombensplitter in den Bauch.
Und er lag und schrie und er hörte nicht auf.
Und den Sergeant störte das auch.

Erst als es Tag geworden war,
als Jimmy Gray nicht mehr schrie,
und das Stöhnen auch nicht mehr zu hören war,
kamen zwei Sanitäter von der Kompanie.

Und sie nahmen ihm das Soldbuch ab
und verscharrten ihn im Tal.
Das ist nun mal nicht besser, so ein Heldengrab,
und ein alltäglicher Fall.

7.

Er hieß Da-Min-Shu
war so jung wie du.
Sohn eines Bauern in Südvietnam.
Hatte nie genug zu essen.
Gestern wurde er vergessen.
Und zwei grinsende Ledernackenfressen
schaun dich aus der Morgenzeitung an.

Protokoll I:

H. Günter Wallraff bei der Bundeswehr

Aus dem Taschenbuch für Wehrpflichtige, 17. Auflage, das jedem Eingezogenen übergeben wird, die „Bibel des Soldaten“:

F 18: „Um ein guter Soldat zu sein, muß man Selbstachtung haben, aufs Vaterland und seine Einheit stolz sein, Disziplin üben, über ein großes Maß an Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein gegenüber Kameraden und Vorgesetzten verfügen.“

F 24: „Bestimmte, in allen Lagen wiederkehrende Tätigkeiten, soll der Soldat auch automatisch ausführen können. Hierin muß er durch Gewöhnung geübt werden. Darauf hinaus kommt solchen Übungen keine erzieherische Bedeutung zu. Sie setzen vielmehr die Erziehung des sittlichen Willens und die Einsicht voraus.“

F 25: „Nahkampf: Im Nahkampf ficht der Soldat mit dem Feuer seines Sturmgewehres. Es kommt darauf an, daß der Soldat als erster schießt. Hat der Soldat sich verschossen, dreht er sein Gewehr um und schlägt mit der Schulterstütze zu. An folgenden Punkten kann er den Feind besonders wirksam mit der Schulterstütze treffen: Gesicht, Schädel, Schläfen, Genick, Nieren, Magengrube, Geschlechtsteile und Schienbein.“

F 21: „Vom jüngsten Soldaten aufwärts muß überall die Hingabe der ganzen geistigen und körperlichen Kraft gefordert werden.“

F 23: „Oberster Grundsatz! Wer schneller schießt und besser trifft, bleibt Sieger!“

F 23: „Wenn die Guten nicht kämpfen, siegen die Schlechten!“

F 25: „Es kommt besonders darauf an, daß der Soldat das Kampfmesser bei der Vorbereitung zum Nahkampf scharf schleift . . .“ (Das Kampfmesser ist ein kleines Klappmesser und wird auch als Elßbesteck benutzt.)

F 19: „Das Vorhandensein einer Waffe, welche das ganze Volk bedroht, erfordert die Verteidigungsbereitschaft des ganzen Volkes!“

F 29: „Besser für die Gerechtigkeit sterben, als fliehen und ehrlos sterben!“

C 0 1, B 1: „Was ist ein Befehl? Ein Befehl ist jede Anweisung zu einem bestimmten Verhalten.“

C 0 1: „Der Soldat muß seinen Vorgesetzten gehorchen. Er hat ihre Befehle nach besten Kräften vollständig, gewissenhaft und unverzüglich auszuführen!“

C 20: „*Gehorsamsverweigerung!*“ 1. Mit Gefängnis oder Einschließung oder mit Strafarrest nicht unter zwei Wochen wird bestraft:

1. wer die Befolgung eines Befehls dadurch verweigert, daß er sich mit Wort und Tat gegen ihn auflehnt oder

2. wer darauf beharrt, einen Befehl nicht zu befolgen, nachdem dieser wiederholt worden ist.

F 65: „Der Soldat muß widerstandsfähig und spannkraftig, entbehrgsbereit und hart gegen sich selbst sein.“

F 25: „Im Nahkampf führt der Soldat kräftige Stöße mit seinem Seitengewehr auf den Feind aus und wirft ihn hierbei um. Blitzschnell tritt er auf den stürzenden Feind, stößt kräftig nach und zieht die Waffe im Weiterlaufen wieder aus dem Körper des Feindes heraus. Ist der Feind in Stellung, muß der Soldat den Stoß von oben auf den Hals oder die Mundhöhle des Feindes führen.“

F 70 (eine tiefe Einsicht der Truppenführung): „Ungewißheit ist das Element des Krieges, das Unerwartete ist die Regel! — Die Truppenführung —“

Meine Dienstgradbezeichnung ist „Schütze“, ich trage Uniform. Aber ich habe das Gewehr nicht genommen. Ich bin Kriegsdienstverweigerer.

„Wallraff hat sich trotzdem zur Stelle meldet.“

„Stehen Sie erst einmal stramm, wenn Sie mit mir reden, und melden Sie sich gefälligst richtig! Das heißt: Schütze Wallraff meldet sich zur Stelle, verstanden!“

„Ja, schon, aber wieso Schütze? Ich nehme doch kein Gewehr in die Hand und werde niemals schießen, auch nicht zum Spaß. Wie schnell wird blutiger Ernst daraus!“

„Sind Sie blöde? Ihre Dienstgradbezeichnung ist Schütze und so haben Sie sich ein für allemal zu melden, sonst werde ich Sie melden und Sie kommen wegen Befehlsverweigerung in den Bau!“

„Ach, so ist das, aber wie paradox, nicht wahr? Ein Schütze, der nicht schießt, so was gibs doch gar nicht. Aber wenn Sie solchen Wert darauf legen: „Die Dienstgradbezeichnung Schütze Wallraff meldet sich zur Stelle!“

So fing es an. Ich hatte meinen Antrag nicht früh genug gestellt. Bei der Musterung war mein Entschluß noch nicht fest gewesen. So stellte ich meinen Antrag beim Kreiswehrersatzamt Köln zwei Monate vor der Einberufung und wies darauf hin, daß das Gewissen zu jeder Zeit wach werden kann und nicht an amtliche Fristen gebunden ist. Ich erhielt die Einberufung mit dem Zusatz: Wenn ich mich nicht zum anbefohlenen Zeitpunkt bei meiner Einheit einfände, gälte ich als fahnenflüchtig und würde strafrechtlich verfolgt. Mein Antrag würde an den zuständigen Prüfungsausschuß für Kriegsdienstverweigerer weitergeleitet.

Ich bin den dritten Tag hier, als ich meinen ersten Wehrsold bekommen soll. Ich lehne ihn ab: „Ich werde niemals einen Menschen umbringen, auch nicht gegen Bezahlung.“ Man begreift zuerst nicht, fragt, ob es mir zuwenig Geld sei. So erfährt der Kompaniechef, Hauptmann Staller, von einem Fremdkörper in seiner Kompanie. Ich werde ihm vorgeführt. Er ist erstaunt. Das Geld hätte ich anzunehmen, man würde es sonst fürs Soldatenhilfswerk spenden. Ich erkläre mich einverstanden, das Geld für meinen Verdienstausfall meiner Mutter als Unterstützung zu überweisen, die jetzt allein und mit ihrer kleinen Rente fast mittellos dasteht.

Am nächsten Tag erscheine ich nicht zur Gewehraussteilung. Der Hauptmann sagt mir nachher vor Unteroffizieren und Mannschaft, ich sei nicht würdig und vertrauenerweckend genug, überhaupt eine Waffe zu tragen. Später bekam ich von meinem Gruppenführer einen Stock mit Tragekordel. Ich schmücke ihn jeden Tag mit einer frischen Feldblume und stelle ihn jeden Abend in den Gewehrständen neben die blitzenden Flinten meiner Stubengefährten. Damit sie sich neben mir nicht zu schämen brauchten, pflanzte ich ihren Gewehrmündungen ebenfalls friedlich blühende Blumen auf. Man verbot mir den Blumenzaufer. Meinen Stecken durfte ich auch nicht mehr öffentlich tragen, weil er großes Aufsehen erzeugte und schon in anderen Standorten der Umgebung bekanntgeworden war. So stehe ich jeweils mit leeren Händen daneben, wenn die anderen schießen.

26. 7. — Donnerstag — 9.30 — 10.30 Uhr

Kompaniebelehrung! Große Aufklärung! Gehalten von **Hauptmann Staller**. Heutiges Thema: ABC-Kriegsführung. Schutzmaßnahmen des einzelnen Soldaten dagegen. — Wir kommen von einer harten Geländeausbildung zurück und sind müde. Die meisten schalten ab, kämpfen gegen den Schlaf an. Augenlider klappen herunter. Wer beim Schlafen erwacht wird, muß aufstehen, schläft vor Müdigkeit fast im Stehen weiter. —

Als Soldat lernt man, überall und in der unbequemsten Stellung zu schlafen. Der Dienstplan ist so angesetzt, der Schlaf so knapp bemessen, daß sich das Bewußtsein ständig im halbwachen Zustand befindet. Die natürlichen geistigen Widerstandskräfte sind stark herabgesetzt. Der Soldat schluckt so alles leichter, er schluckt alles, was ihm vorgesetzt wird. „Der Soldat braucht nicht zu denken. Das besorgen wir für ihn. Nachdenken ist gefährlich und führt zu nichts“, so hat es Fahnenjunker Landmann treffend formuliert. —

Typischer Ausdruck die völlige Ausdruckslosigkeit des Soldaten, während für ihn gedacht wird: leicht geöffneter Mund, entspanntes, schlaffes Gesicht; die Augen werden hin und wieder vom verhangenen Zustand aus weit aufgerissen, der Mund weiter aufgesperrt, wenn ein besonders starker Brocken zu schlucken ist. Die Berieselung geht so glatt vorstatten, direkt ins Unterbewußtsein hinein, wo sie am wirkungsvollsten ansetzt.

„Warum sind in Hiroshima so viel Menschen umgekommen? — Die Bombe war völlig neu, unbekannt die Wirkung. — Noch keine Schutzmaßnahmen vorhanden. Panikstimmung aufgekommen. — Vor allen Dingen Ruhe bewahren! — In Japan sind die Häuserwände bekanntlich aus Papier, Stroh und Pappe. Schon ein ganz kleiner Mauervorsprung gewährt Schutz! Nicht bange machen lassen! Die verantwortungslosen Wissenschaftler. Warnen vor der Bombe. Spielen mit der Angst des Menschen! — Die Militärs sind sich einig: jede neue Waffe hat auch wirkungsvolle Schutzmaßnahmen dagegen nachsichgezogen. — Jeder hat eine Chance zu überleben! Vor allem der geschulte besonnene Soldat. Da haben wir den Zivilisten viel voraus. Ich sage immer ‚Ein gut ausgebildeter Soldat ist eine halbe Lebensversicherung!‘ — (Hauptmann Staller war im Zivilberuf in der Versicherungsbranche tätig) —

Wollen der Sache nüchtern ins Auge blicken und rein wissenschaftlich zu Leibe rücken. Aufräumen mit den verbreiteten Schauermärchen von den angeblich verheerenden Wirkungen von Mega-Wasserstoffbomben. Großstädte könnten mit einem Schlag ausradiert werden. Glatter Unsinn. Typische Angstpsychose! —

Unsere Berechnungen und Schutzmaßnahmen gründen allein auf der Wirkung der bekannten 20-Kilotonnen-Bombe von Hiroshima. Diese Baby-Bomben sind strategisch allein wirtschaftlich. Unterscheiden sich letzten Endes in der Sprengwirkung auch nicht von konventionellen Bomben. Nur, wo man früher ganzen Bombenteppich werfen mußte, genügt heute eine einzige A-Bombe. Also größere Produktivität. — Wenn der Russe bekanntgibt, er hätte heute A-Bomben mit hundertfacher Wirkung der Hiroshimabombe, so ist das nur psychologisch zu bewerten, in Wirklichkeit reiner Bluff! Was will der Feind mit einem Gebiet, das er vorher völlig verseucht hat und mit einer Stadt, die total zerstört und verstrahlt ist. Er kann sie für Jahre hinaus nicht besetzen. Strategisch völlig unrentabel! — Man wird die ABC-Waffen aus anderen Gründen schon nie anwenden. Sie dienen lediglich der Abschreckung.

Wie verhält sich nun der Soldat, wenn eine Atomexplosion stattgefunden hat? Sie werden vielleicht lachen, lachen Sie jetzt ruhig darüber, wenn ich Ihnen sage, schon eine vorgehaltene Zeitung schützt. Von einem Erdloch ganz zu schweigen. Sie wissen ja gar nicht, wie gut Erde isoliert! — (Er rechnet es uns anhand der ‚Halbwertzeit‘ vor) — Vor allem. Flach hinschmeißen! Kopf in die Erde stecken! Ruhe bewahren und liegen bleiben, bis der Druck nachlässt. Langsam zählen, so die Entfernung vom Explosionsnullpunkt zur eigenen Lage feststellen. Das geht alles sehr schnell vorüber. —

Nun zur Strahlengefährdung. Wenn Sie sich nicht in unmittelbarer Nähe des Explosionsherdes befinden, haben Sie alle Aussichten, zu überleben. Der Mensch verträgt schon enorm hohe Dosen, ohne bleibende Schäden zu erlangen. Nichts Neues für uns. Wir sind alle schon geröntgt worden. Und die Leuchtziffern auf Ihren Armbanduhren speichern mit den Jahren eine beträchtliche Anzahl von

Röntgeneinheiten in Ihrem Körper auf. Und Sie sind noch nicht daran gestorben, wie ich sehe! Vor ein paar Jahren noch erhielt jeder Soldat bei uns seinen eigenen Strahlungsmesser, damit er sich selbst überzeugen konnte, ab wann die Strahlung gefährlich für ihn wurde. Nun abgeschafft, da zu kostspielig. Dafür jetzt wirksame Schutzmittel: die Schutzbrille gegen den Lichtblitz haben Sie ja bereits erhalten. — (Es ist eine Motorradbrille mit dunklen Gläsern.) — Dann die weiterentwickelte ABC-Schutzmaske. Der Filter ist nicht allein gegen Strahlen wirksam, auch gegen biologische und chemische Kampfstoffe. Muß allerdings alle drei Stunden erneuert werden. Das üben wir hier noch. —

Ferner erhält in den nächsten Tagen jeder von Ihnen die ABC-Schutzplane. Sie ist zusammenfaltbar und muß ständig in der rechten Hosentasche vom Arbeitsanzug mitgeführt werden. Sozusagen ein Allzwecktuch. Bei radioaktivem Niederschlag auseinanderfalten und über den Kopf stülpen. Bei verstrahltem Gebiet vor sich ausbreiten, die Isolierschicht nach unten, und sich auf der Plane vorarbeiten. Jeweils nachziehen und wieder vor sich ausbreiten. Bei einem wichtigen Kampfauftrag ist für den erprobten Soldat auch verseuchtes Gebiet kein Hindernis. Ferner erhalten Sie eine regelrechte ABC-Apotheke in einem strahlensicheren Behälter. Darin befindet sich eine Atropinspritze, die Sie sich bei Vergiftungen selbst setzen können, dann Tabletten zur Entgiftung und Neutralisierung. Und noch etwas ganz besonderes: Ein Plastikfläschchen mit einer Art Hautöl. Einreiben am ganzen Körper, wo Strahlung oder Giftgase hingedrungen sind. Schädliche Wirkung wird im Nu aufgehoben. Nur eine Stelle am Körper nicht damit einreiben. Die Eichel. Sie schrumpft sonst weg.

Sie sehen, wir haben für Sie an alles gedacht. Der Zukunft fest ins Auge blicken. Bangen machen lassen gilt nicht.“

Allendorf

Ein schriller Pfiff. „Türren auff! Schütze Wallraff zum Hauptmann“, brüllt der Unteroffizier vom Dienst.

Ich renne den Flur entlang „Tempo, Tempo“, brüllt der U. v. D., bin vor der Tür zum Geschäftszimmer, „Nicht Anklopfen! Ich verpflichte mich weiter auf 12 Jahre!“ steht an der Tür, ich öffne die Tür, stehe erst einmal still, einer der Schreiber blickt auf, zeigt mit dem Daumen auf die nächste Tür, „Nicht unaufgefordert eintreten! Melden mit Dienstgradbezeichnung und Namen!“ steht dort, ich zögere, „geh schon rein“, sagt der Schreiber.

Ich klopfe an und trete ein, „schnell, schnell, zum Hauptmann“, sagt der Spieß, ich klopfe an die letzte Tür, „kommen Sie herein“, ruft der Hauptmann. Ich gehe hinein, sage „Guten Tag“.

„Setzen Sie sich dort“, sagt der Hauptmann.

Ich sitze ihm gegenüber, zwischen uns der Schreibtisch, darauf wenige Blatt Papier, wohlgeordnet.

„Sie machen einen auf religiös“, sagt der Hauptmann fest und entschlossen.

„Sie wissen von meinen Gründen“, sage ich, „ich habe Ihnen meinen Antrag gezeigt.“

Er: „Ich habe Sie gleich durchschaut. Jetzt versuchen Sie auch noch Kameraden zu verhetzen. Drei meiner Leute haben einen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung gestellt. So was ist noch nie dagewesen. Sie haben sie in diesem Sinn beeinflußt und überredet. Das ist Wehrkraftzersetzung. Einer hat gegen Sie ausgesagt. Wir können Sie jederzeit vor Gericht stellen. Ich habe genug Material gegen Sie in der Hand. — Dem Schützen Peter zum Beispiel haben Sie geraten, er soll bei seinem Antrag auf religiös mimen. Er käme dann leichter durch. Leugnen Sie nicht, ein Zeuge hat das Gespräch mitbekommen. Die Aussage liegt sogar schriftlich vor.“

(K. Peter hatte seinen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung vor einigen Tagen gestellt.)

Ich: „Ich kann mir denken, wer mir die Worte im Mund herumgedreht hat. Ich kann mich an ein Gespräch mit Peter vor der Kantine erinnern, als der Gefreite Büller aus der Schreibstube vorbeiging und stutzte. Ich merkte, er hatte was aus unserem Gespräch aufgeschnappt. Den richtigen Wortlaut kann ich Ihnen wiederholen. Ich sagte zu Peter, der seinen Antrag bereits gestellt hatte, ohne religiöse Motive, daß er es schwerer haben würde, anerkannt zu werden, als ich. Er ist Freidenker und gehört im übrigen keiner Religionsgemeinschaft an. Ich verlange, daß ich dem Gefreiten Büller gegenübergestellt werde. In der Form kann er das nie gesagt haben.“

Er: „Ich werde Ihnen in meiner Beurteilung an den Prüfungsausschuß eines besscheinigen; daß Sie alles dran setzen, hier weg zu kommen, und daß Ihnen dazu alle Mittel recht sind. Ich halte Ihre Gründe für fadenscheinig. Sie wissen ja, was ich von Ihnen halte. In meinen Augen sind Sie ein Spinner. Das ist meine persönliche Meinung. Das habe ich auch Ihren Kameraden gegenüber geäußert. Sie werden jetzt zum katholischen Standortpfarrer geführt. Er weiß Bescheid über Sie.“

Er ruft den Gefreiten Braun aus dem Geschäftszimmer.

„Bringen Sie den Mann zum katholischen Pfarrer.“

Der Gefreite Braun sagt: „Folgen“, und macht sich auf den Weg.

Wir marschieren stumm an der Wache vorbei auf das Stabsgebäude zu. Es ist halb so groß wie eine Kaserne, hell und sauber verputzt, links ein Schild „Katholischer Standortpfarrer“, rechts ein Schild „Evangelischer Standortpfarrer“.

Der Gefreite Braun duckt seinen Kopf etwas in die Schultern ein, murmelt undeutlich was von „Hohe Offiziere“ und „Pfarrer links“, macht kehrt. Drei Offiziere treten rechts heraus, ich gehe links hinein.

An der ersten Tür links steht: „Katholischer Standortpfarrer Liebe. Anmeldung nächste Tür!“

Ich klopfe an. Ein frisches „Herein“ tönt heraus.

„Ich bin zum Pfarrer bestellt.“

Die Tür vom Nebenraum öffnet sich, der Pfarrer erscheint.

„Ich weiß schon Bescheid, bitte, kommen Sie herein“, er streckt mir seinen Arm spontan entgegen und drückt fest meine Hände. „Wallraff“, stelle ich mich vor und spüre unter dem festen Händedruck eine kleine weiche Hand.

„Setzen Sie sich doch“, sagt seine freundliche, leicht quäkende Stimme. Ich sitze ihm im Sessel gegenüber. Im Hintergrund vor dem Fenster sein Schreibtisch, ein paar Papiere, wohlgeordnet. An der Wand ein Kruzifix.

Er sagt: „Ich will Ihnen gleich offen heraus sagen, daß ich Ihren Standpunkt ganz und gar nicht billige.“

Ich: „Hat Hauptmann Staller Ihnen darüber berichtet?“

Er: „Ich kenne im einzelnen nicht Ihre Beweggründe, aber wie sie auch sein mögen, Sie können sich nicht dabei auf die Kirche berufen. Die Moraltheologie der katholischen Kirche sagt ausdrücklich, daß jeder die Pflicht hat, sein Leben zu erhalten und zu verteidigen. Das andere ist Selbstmord und Sünde.“

Ich: „Ich berufe mich nicht auf die Kirche. Die Institution der Kirche hat in der Geschichte oft genug versagt, ich denke nur an die Kreuzzüge und die Inquisition. Ich stütze mich auf die Lehre Christi, er hat keine Gewalt angewendet, sondern beging Selbstmord am Kreuz, wie Sie es ausdrücken würden.“

Er: „Diese Vermessenheit!“ — „Er war schließlich Gott!“ — „Ihr Ideal vom Menschen ist viel zu hoch!“ — „Ich bin Realist!“ — „Die Grundschlechtigkeit des Menschen ist unverbesserlich! Ich höre jeden Sonnabend die Beichte ab. Jede Woche die gleichen Sünden!“ — „Kriege hat es immer gegeben und wird es immer geben!“ „Wir müssen unsere freie Religionsausübung notfalls mit der Waffe gegen die Aggression des Kommunismus verteidigen!“ — „Ich habe mich mit der kommunistischen Ideologie lange genug auseinandergesetzt. Sie ist auf Gewaltherrenschaft und Eroberungskriege aus!“ — „Wir wollen nur den Verteidigungskrieg!“

— Seine Augen fixieren mich kalt und abschätzend. —

Er sagt: „Sie sind nur nicht bereit zu dienen. Ich will Ihnen offen sagen, was ich von Ihnen denke. Sie stehen außerhalb der Gesellschaft! Sie sind ein Außenseiter, eigenbrötlerisch, ja, ich möchte sagen, — es ist vielleicht etwas zu stark ausgedrückt, ich glaube, daß es nicht ganz . . .“

Ich falle ihm ins Wort: „Sie halten mich für asozial?“

Er: „Ja, so scharf wollte ich es Ihnen nicht unbedingt sagen, aber das ist es im abstrakten Sinne. Sie sind nicht bereit zu dienen, dort wo Gott Sie hingestellt hat. Hand auf's Herz, es ist Ihnen zu hart? Das ist in den ersten Wochen . . .“ Ich (unterbreche): „Nein, das ist nicht wahr. Zwischen dienen und dienen ist ein Unterschied. Man kann auch dem Teufel dienen. Ich bin ja bereit, einen sozialen Ersatzdienst zu leisten. Dort verrichte ich dann wenigstens eine produktive Arbeit, hier bin ich . . .“

Pfarrer: (unterbricht wieder) „Lassen Sie mal! Ich mache Ihnen ein großzügiges

Angebot. Man wird Sie weiterhin nicht zwingen, die Waffe zu nehmen. Ich werde mich dafür einsetzen. Sie kommen zu den Sanis. Das ist doch was für Sie! Als Sanitäter können Sie auch den Führerschein erwerben. Sie ziehen morgen Ihren Antrag zurück! Sie schreiben der Prüfungskommission, daß sich Ihnen hier diese Möglichkeit bot. Sie können dann meiner vollen Unterstützung gewiß sein. Soll ich den Hauptmann von Ihrem Entschluß unterrichten!“

Ich sehe ihn verblüfft an. Er steht spontan auf, ich stehe auch auf.

Er schaut auf seine Uhr. „Oh, ich bekomme noch einen Besucher, er wartet sicher schon auf mich.“

Er schüttelt mir herhaft die Hand. „Überlegen Sie sich das gut und besuchen Sie mich recht bald wieder!“ Reckt sich, legt mir seine Hände auf die Schultern und rüttelt an mir. „Sie sind doch ein Mann, ein ganzer Kerl“, — blicke stumm —, „Na also, wir werden's schon schaffen!“

Allendorf — Köln, 26. 9.

Heute soll endlich über meinen Antrag entschieden werden. Die allgemein gefürchtete Grundausbildung ist in ein paar Tagen vorbei. Danach beginnt das „Gammelleben“ des Soldaten. Bei der Prüfungskammer in Köln nahm man wahrscheinlich an, ich zöge meinen Antrag zurück, nachdem das Schwerste überstanden ist. Aus dem Grund ließ man mich vier Monate warten, um mich mürbe zu machen.

Hauptmann Staller sagt: „Sie machen die Grundausbildung nochmal mit und diesmal mit Gewehr, wenn Sie nicht anerkannt werden. Und das will ich in Ihrer Situation annehmen. Sie sind Soldat und damit haben Sie sich abzufinden. Ein Soldat als Kriegsdienstverweigerer, wo kämen wir da hin!“ — Ich erfahre, daß aus der Kompanie zwei Zeugen ebenfalls zur Verhandlung nach Köln geladen sind. Der stellvertretende Kompaniechef, Leutnant Schreiber und ein Studentenkamerad, der Schütze Schwaiger. Leutnant Schreiber fährt uns im Jeep nach Köln. Vor der Abfahrt habe ich noch eine Kollision mit Hauptmann Staller. Ich habe Privatkleidung angezogen, um vor dem („neutralen“?) Prüfungsausschuß schon rein äußerlich als Zivilist zu erscheinen.

Hauptmann Staller hat unserer Abfahrt aufgelauert und zwingt mich, Uniform anzuziehen.

„Sie sind Soldat und haben als solcher zu erscheinen. Ihr Antrag ändert daran gar nichts!“

Nach fünfstündiger Fahrt kommen wir mit etwas Verspätung um die Mittagszeit in Köln an. Man läßt uns noch warten.

Das Hohe Gericht ist noch nicht vom Mittagessen zurückgekehrt.

Der Prüfungsausschuß für Kriegsdienstverweigerer hat seinen Sitz in einem Kreiswehrsatzamt. Das Diensttelefon des Prüfungsausschusses hat Anschluß zu allen Bundeswehrdienststellen. Im Raum nebenan werden aus Zivilisten Soldaten gemacht. —

Ich werde hereingerufen. Man weist auf einen Stuhl. Ich setze mich. „Sie sind der Soldat W., stationiert in . . . , wohnhaft in . . . , geboren . . . , Name des Vaters, der Mutter usw.“

An einem großen Tisch, als Front mir gegenüber, sitzen zwei reserviert blickende Herren. Der mit Brille richtet das Wort an mich und scheint der Vorsitzende zu sein. Sein Nebenmann scheint der Beisitzer zu sein. Er spielt während der Verhandlung so etwas wie die Rolle des Advocatus Diaboli.

Rechts und links von mir an den Schmalseiten des Tisches sitzen zwei ältere Männer. Sie machen beide einen abwesenden, müden Eindruck und geben sich wie nach anstrengender Arbeit ihrem wohlverdienten Feierabend hin.

Der eine, ein verhutzelter, kleiner, grauer Mann hält den Kopf gesenkt und scheint jeden Augenblick in ein Nickerchen zu fallen.

Im Hintergrund stenografiert eine Stenotypistin. Der Vorsitzende diktirt ihr: „Der Antragsteller erklärte zur Person:“ . . .

Immer, wenn er in der nun folgenden Verhandlung „der Antragsteller“ diktirt, klingt es wie der „Angeklagte“.

Der Vorsitzende hält mir ganz plötzlich das Paßbild aus meinem Wehrstammbuch wie ein Indiz entgegen. Ich schneide darauf eine Grimasse und tippe unmissverständlich an die Stirn. Er fragt, ob ich das bin, und was ich damit ausdrücken will. Ich sage, daß ich mich wiedererkenne und daß es genau so gemeint ist, wie ich es zeige.

Er fragt nach den Gründen meiner Verweigerung. Ich nenne die Gründe, die ich schriftlich bereits eingereicht habe. Anschließend beginnt die eigentliche Verhandlung. Ein über vier Stunden lang dauerndes Verhör, das mir vorkommt wie eine Gehirnwäsche. Ich hatte mir eingebildet, vor einer neutralen Instanz meine Gründe vorbringen zu können, die man unparteiisch zur Kenntnis nähme. Statt dessen muß ich mir vom Vorsitzenden und seinem benannten Beisitzer, der meistens die Rolle eines Staatsanwaltes an sich reißt, sagen lassen, daß Pazifismus „Feigheit, Lauheit und Laxheit“ ist. Dann hält mir der Beisitzer die ungeheuren, verheerenden Folgen einer rein friedfertigen Welt vor. Er beschwört das „unaustilgbare Urböse im Menschen“ herauf. Und das liegt seiner Ansicht nach im Osten. „Wenn ein Land radikal abrüsst, wird es vom Osten überrannt.“ Prophetisch malt er mir den Untergang eines Volkes aus, das sich aus „Energielosigkeit und erloschenem Freiheitssinn“ dem Pazifismus ergeben hat und so dem Feind willkommene Beute ist. „Es macht sich selbst zum Sklaven der Eroberer. Man wird es ausrotten, indem man seine Frauen sterilisiert. Der Verlust der geistigen Freiheit ist weitaus schlimmer als der leibliche Tod. Durch Strahlen wird man ihnen ihre geistigen Funktionen nehmen und sie zu willfährigen Werkzeugen für die niedersten Arbeiten degradieren. Sie wissen nicht, wozu ein totalitärer Staat fähig ist, wenn ihm keine schlagkräftige Armee entgegentritt!“

Ich antworte ihm, daß dies die Beschreibungen von Kriegsgreueln sind, die noch

durch die Folgen eines künftigen Atomkrieges in den Schatten gestellt werden könnten. Er überhört meine Antwort mit einer unwirschen Handbewegung, lenkt über: „Im Osten könnten Sie Ihre Einstellung nicht vertreten, sondern landeten dafür im Zuchthaus. Der Osten mißbraucht diese Freiheit des Westens und unterwandert ihn mit Spionen und Agenten. Sie haben doch sicher schon das pazifistische Plakat mit der Friedenstaube gesehen?“

Ich weiß nicht, wovon er spricht und verneine.

Er blickt mich mißtrauisch an, erklärt, daß es sich dabei um östliche, pazifistische Propaganda handelt. „Der Russe schreckt in seinen Mitteln vor nichts zurück.“ Als schrecklichstes Beispiel führt er an, daß vom Osten aus Kommunisten in Priesteröcken in den Westen eingeschleust würden, sozusagen Wölfe im Schafspelz, um die Frommen auf diese Weise zum Kommunismus zu bekehren. Ich sage, daß es sogar in der DDR Kriegsdienstverweigerer gebe, die noch unter weitaus größeren Schwierigkeiten wie hier trotzdem ihre Überzeugung durchkämpfen. Ich habe wörtlich gesagt: D D R, ohne Vorsatz oder Zusatz.

Damit löse ich die heftigsten Reaktionen aus. Vor- und Beisitzer starren mich entgeistert an, warten, daß ich mich verbessere oder widerrufe. Ich tue nicht der gleichen.

Vorsitzender: „Was haben Sie eben gesagt? Sagen Sie das nochmal!“ — Die beiden Statisten an den Schmalseiten sind durch mein Zauberwort aus ihrem Dösen in hellsten Wachzustand hochgeschrackt. Das erstmal, daß sie mich anblicken. Vorher schienen sie mich kaum zur Kenntnis zu nehmen. Jetzt mustern sie mich um so argwöhnischer.

Ich sage zum zweiten Mal: „Ja, DDR, schon der Einfachheit wegen. In unserer Kompanie ist es üblich, wenn in der Kompaniebelehrung von der DDR die Rede ist, dreimal ‚sogenannte‘ zu sagen, nämlich: ‚die sogenannte deutsche, die sogenannte demokratische, die sogenannte Republik‘. — Das erschwert die Diskussion über dieses Thema doch erheblich. Hauptmann Staller erschöpfte sich in seinen Reden über sein Lieblingsthema im Hersagen dieses Zungenspiels. Es kam nie mehr dabei heraus.“

Damit bin ich vollends untendurch. Man sieht in mir einen östlich orientierten Menschen oder noch etwas Schlimmeres.

Die Zeugen werden hereingerufen und vernommen.

Mein stellvertretender Kompaniechef, Leutnant Schreiber, gibt eine sachliche und faire Beurteilung über mich ab. Der Vorsitzende entlockt ihm mit großer Mühe, daß ich mich geweigert habe, eine Testarbeit über wehrtechnische Fragen mitzuschreiben. Leutnant Schreiber muß es zugeben. Der Vorsitzende gibt der Stenotypistin zu Protokoll: „Der Antragsteller bereitete seiner Einheit in jedem Falle Schwierigkeiten, indem er sich zum Beispiel weigerte, an einer Testarbeit über Intelligenzfragen teilzunehmen.“

Ich kann ein Lachen nicht unterdrücken. Die Intelligenz wird demnach durch

Protokoll: Wallraff bei der Bundeswehr

Fragen ermittelt wie: „Aus wieviel Teilen besteht das Gewehr und das MG und wie heißen die einzelnen Teile? usw.“

Der Vorsitzende weist mich zurecht, da ich über seine Intelligenzvorstellung gelacht habe.

Leutnant Schreiber stellt später, als ihm seine Aussage vorgelesen wird, richtig, daß es sich bei der Testarbeit wirklich nicht um Intelligenzfragen gehandelt hat. Der Vorsitzende muß die Bemerkung aus dem Protokoll streichen lassen. Später beruft er sich in seinem schriftlichen Bescheid jedoch darauf.

Der aufgerufene Schütze Schwaiger erklärt auf Befragen: „Er hat von Anfang an das Gewehr nicht genommen.“

Vorsitzender: „Haben Sie ihn nie mit einem Gewehr gesehen?“

Schwaiger: „Doch, Herr Vorsitzender, ein paar Mal hat er schon eins genommen.“

Vorsitzender: „Interessant! Erzählen Sie, wann war das?“

Schwaiger: Ja, wissen Sie, Herr Vorsitzender, wenn mal einer von unserer Gruppe schlapp gemacht hat, hat er dem sein's getragen und...“

Vorsitzender (unterbricht entrüscht): „Lassen Sie, das gehört nicht hierhin. Sie waren der Soldat Schwaiger. Jetzt schweigen Sie.“

Die Verhandlung ist beendet. Dauer über vier Stunden. Ich bin erledigt. Ich komme mir vor wie jemand, der wegen einer strafbaren Handlung ins Kreuzverhör genommen und abgeurteilt worden ist. Der Vorsitzende sagt, daß mir das Ergebnis in den nächsten Tagen schriftlich zugeht.

Einen Monat darauf erhalte ich den Ablehnungsbescheid meines Antrags, nachdem der Verband der Kriegsdienstverweigerer ein paar Tage vorher telegrafisch „gegen die Verschleppung der Angelegenheit“ protestiert hat.

Ich lege am selben Tag schriftlich dagegen Widerspruch ein.

Protokoll II: Briefe in die Zone

(Die folgenden „Briefe in die Zone“ stellen einen Teil jener „Brücke nach drüben“ dar, die für das politische Bewußtsein der Bundesrepublik als Alibi für das Fehlen — und als Ersatz für die Existenz — einer realistischen Deutschland-Politik gilt.

Die hier vorliegenden Briefe erreichten ihre Empfänger in der Zeit vom Januar 1965 bis zum Juli 1966, sie sind jeweils an drei Haushalte in der DDR gemeinsam gerichtet: das menschliche Band wird zum Rundbrief rationalisiert. Die Redaktion hat Orts- und Eigennamen geändert, der übrige Wortlaut ist authentisch und spricht — wie wir glauben — soweit für sich, daß er keines weiteren Kommentares bedarf.)

1. RUNDBRIEF

Meine Lieben!

Hoffentlich haben wir heute weiter etwas Ruhe, damit wir endlich einmal dazu kommen unsere Briefschulden zu erledigen. Die letzten 14 Tage waren doch sehr turbulent. Laufend Einladungen und selbst Gäste, zwischendurch mußte man auch mal wieder etwas schlafen. Wir sind direkt froh, daß die Feiertage nun vorbei sind.

Nun aber erst noch mal zu dem sehr reichhaltigen Weihnachtsmann. Wir hatten ja schon am Telefon kurz darüber gesprochen und uns auch bedankt, ich will es hier aber nochmals wiederholen. Wir haben uns wirklich über alles ganz riesig gefreut. Es war eine wirklich gelungene Überraschung. Alle 4 Pakete waren pünktlich vor Weihnachten bei uns auch Eriks und Peters Paket waren pünktlich da. Ich muß sagen, diesmal hat es mit der Paketbestellung bestens geklappt. Große Freude bereitete alles. Wir sind Heilig Abend um 5 Uhr in die Kirche gegangen und haben eine sehr schöne besinnliche Stunde erlebt. Anschließend hat Gino zuhause den Karpfen gemacht und ich die Acessoirs, danach wurde erstmal der prächtig gelungene Karpfen verspeist. Es war ein wirklicher Genuss. Nach dem köstlichen Essen wurde dann der Baum angezündet und es ging ans Be-

scheren und Auspacken. Es war unheimlich aufregend. Euer Nähkasten ist genau der Richtige. Er hat seinen winzigen Platz gefunden und ist vorbildlich eingerichtet. So kann ich endlich besser Ordnung halten mit dem Nähkram. Gino hat sich über seine Taucherausrüstung ganz besonders gefreut. Auch die Plastikschale und das Tablett mit den Schalen sind sehr nett. Das Buch „Verweht und Ausgegraben“ lese ich bereits und finde es sehr interessant. Übrigends ein Kompliment für die Stolle, ich finde sie diesmal ganz ausgezeichnet, leider geht sie jetzt zur Neige.

Am 1. Feiertag gab es zu Mittag 1 Ente die auch ganz ausgezeichnet gelungen war. Nachmittags war dann alles ruhig und wir haben unsere Geschenke bewundert und im Fernsehen einen netten Film gesehen. Abends war es auch geruhig. Ich hatte zur Feier des Tages einen Langustencocktail gemacht. Die Langusten aus der Dose. Es hat köstlich geschmeckt. Ach, am 1. Feiertag bin ich morgens um 5 Uhr aufgestanden und habe das Gespräch das 2. mal angemeldet nach dem ich Heilig Abend nicht zu Euch durchgekommen war. Das früh Aufstehen hat garnichts gebracht wir kamen auch diesmal nicht durch. Am 2. Feiertag hatten wir darum schon nachts um 12 Uhr angemeldet und das war auch ohne Ergebnis. Am 3. kam Ihr ja dann endlich durch. Es ist wirklich eine Katastrophe.

Gino hat mich mit Geschenken auch sehr verwöhnt. Ich bekam ein Paar sehr hübsche Hüttenschuhe, ein graues Twinset und ein großes Teakholzbrett für Käse und eine Flasche herrliches französisches Parfüm. Ich hatte ihm eine sehr teure Aquariumleuchte geschenkt die speziell den Pflanzenwuchs fördert und die Fische in herrlichem Licht und Feuer erstrahlen lässt. Außerdem bekam er einen Nylon-gesteppeten-Anorak, 1 Sporthemd, 3 Flaschen zum Trinken, und 3 Flaschen für die Schönheit. Von Schwiegermutter bekamen wir ein Kopfkissen mit guten Daunen und einen ganz fantastischen großen Weltatlas von Readers Digest. Er ist fast ein Lexikon ganz fantastisch sowas war ja schon lange unser Wunsch. Von Tante Lore gab es noch etwas zu unserem Geschirr und nette Kleinigkeiten. Von den Dortmundern auch nette Kleinigkeiten die zum Teil genau wie unsere diesjährigen Geschenke selber gebastelt waren.

Nun aber weiter in der Berichterstattung über die Feiertage. Am 2. Feiertag gab es Mittags Pökelzunge in Rotweinsoße was wir beide besonders lieben. Nachmittags waren die ganze Familie Rothe 4 Mann hoch zum Kaffee bei uns. Abends ging es leider nicht ins Theater, da alle Karten schon gleich am 1. Tag ausverkauft waren. Wir sind dann mit unseren Freunden Gritschneiders nach A. in ein sehr nettes Restaurant gefahren. Wir haben dort ausgezeichnet gegessen und getanzt. Es war doch auch ohne Theater ein recht netter Abend. Am 1. Feiertag wurde es bei uns doch noch weiße Weihnacht. Es fiel tüchtig Schnee und so haben wir den 3. Feiertag in B. zugebracht. Gino ist mit Freunden Ski gelaußen und ich bin tüchtig gewandert. Mittag haben wir dann dort in einem Restaurant sehr gut gegessen.

Am Montag ging Gino wieder arbeiten und ich habe erstmals rein Schiff ge-

macht. Es war auch wirklich nötig. Die anderen Abende waren ausgefüllt mit Vorbereitungen für die Sylvester Feier. Der Schnee ist inzwischen wieder restlos verschwunden. Die Sylvester-Feier bei Gritschneiders im Neubau war ganz toll. Wir hatten alles sehr nett dekoriert und prima Salate usw. gemacht. Unsere ganzen Sitzkissen und Radiotruhe mit Lautsprecher und vieles andere mehr wurde nach dem Nachbardorf C. gefahren und dort installiert. Es gab eine Menge Arbeit. Wir waren 17 Personen und es war sehr lustig und turbulent. Morgens um 6 Uhr lagen wir endlich im Bett. Am Neujahrstag haben wir dann lange geschlafen und nach Apfelsinenfrühstück oder besser Mittagessen einen ausgiebigen Spaziergang gemacht. Nachmittags waren wir bei Rothes zum Kaffee eingeladen und blieben auch noch Abends und Toni hat uns ein herrliches Fleichfondue vorgesetzt. Um 11 Uhr fielen wir dann restlos übermüdet ins Bett. Gestern war dann bei Gritschneiders Aufräumen und Rücktransport der Einrichtung zu uns. Am Nachmittag hatten wir wieder Kaffeebesuch bis abends und heute ist endlich Ruhe. Ihr seht meine Schrift ist immer noch sehr nervös und verfahren. Entschuldigt das bitte. Ich habe aber jetzt auch schon wieder fast einen Roman geschrieben. Wir haben sehr oft an Euch gedacht und Sylvester auf Euer ganz spezielles Wohl getrunken. Ich wünsch Euch nochmals von Herzen alles Gute, Gesundheit und Zufriedenheit für dieses Neue Jahr. Was wird es uns wohl bringen? Für uns steht nun allerdings fest, wenn nicht etwas ganz Besonderes dazwischen kommt, daß wir am 26. Mai zur großen Fahrt nach Griechenland starten. Jetzt müssen wir bloß tüchtig sparen damit wir die 2500 DM zusammen bekommen. Das war allerdings auch unsere Überlegung, daß es nicht mit einem Besuch zu Helgas Hochzeit klappt. Für Gino war es sowieso unmöglich, da er keinen Urlaubstag von der Reise abknappen kann. Ich wäre allerdings sehr gerne gekommen. Nun wars aber für uns viel zu kurz anberaumt und nach allem Berechnen hätten mich 10 Tage bei Euch rund 200 DM gekostet ohne Geschenke. Das ist einfach nicht möglich zumal der Januar sowieso finanziell schon überzogen ist. Wißt Ihr wenn es eine richtige große Hochzeit mit Familien und Freunden gewesen wäre, dann hätten wir eine Reise für mich schon noch irgendwie versucht aber die beiden machen ja sogar einen Arbeitstag und sind dann eventuell bloß zum Kaffee da. Dafür sind dann doch die Aufwendungen viel zu teuer zumal wir so auf die Griechenlandreise sparen müssen. Ich hoffe Ihr versteht unsere Entscheidung und seid nicht allzu traurig. Ich hoffe, ich sehe die beiden dann noch vor unserer Abreise auf der Messe in H. Dazu denke ich, daß wir ein Wochenende hinfahren werden. Vielleicht klappt es auch mit einem Besuch bei uns. Wir werden sehen.

Den Tortenguß liebe Mutti habe ich gleich am Montag nach Eurem Anruf abgeschickt. Es sind 5 rote und 5 weiße Päckchen. Ich denke, daß Du damit eine Weile reichst.

Außerdem habe ich am 22. 12. 2 große Pakete zum Lesen an Euch abgeschickt. Bitte teilt uns mit ob sie angekommen sind.

So ich glaube ich habe jetzt alles genau berichtet und Ihr habt etwas ausführlich von unserem Leben gehört. Es freut mich, daß Euch auch unsere Geschenke gefallen haben. Habt nochmals für alles tausendfachen Dank. Ich umarme Euch alle lieb und herzlich,

grüße und küsse Euch

2. RUNDBRIEF

Meine Lieben!

Heute kam nun Euer lieber Brief und Karte an und gestern Helgas und Pauls Brief. Habt tausend Dank wir haben uns riesig darüber gefreut und ich muß mir nun endlich mal die Zeit nehmen und auch einen Bericht von uns hier geben. Sicher das Telefonieren ist sehr einfach aber auch recht teuer, nur können wir jetzt auch das Telefon über mein Geschäft laufen lassen. Es soll aber keine Entschuldigung sein, daß wir solange nicht geschrieben haben. Aber wir haben wirklich im Augenblick sehr viel um die Ohren, ich hatte Euch ja am Telefon schon einen kurzen Abriß gegeben. Heute ist Gino nach Feierabend wieder auf Feindfahrt nach D. gegangen, da er gestern bei einer Dienstreise dort viele Projekte für uns aufgetan hat. Wenn diese Angebote alle durchkommen ist für den Winter gesorgt. Es hat ihn natürlich sehr gereizt heut nochmal hinzufahren um noch mehr aufzutun. Mal sehen ob er Glück hat. Ich muß sagen, es läuft bis jetzt ganz gut. Die Tennisartikel habe ich ganz abgegeben, da ich damit viel zu viel Ärger und Arbeit habe und so gut wie nichts verdienen. Seit Mai betreiben wir dieses Gewerbe richtig und haben nebenbei 1500 DM verdient. Wenn man noch öfter etwas dafür tun würde nicht bloß 1 oder 2 Stunden die Woche würde es wesentlich mehr sein. Tennis nimmt uns aber im Augenblick noch viel zu sehr in Anspruch. Am 18. September ist unser Jubiläumsball 40 Jahre und da haben wir viel vorzubereiten. Gino hat einen Bericht für die Fest-Zeitung schreiben müssen, der alles aus diesem Jahr beinhaltet. Er hat sich viel Mühe gegeben mit Tabellen usw. Das Titelblatt liebe Helga hat nun doch ein hiesiger Künstler Prof. O. gemacht. Er hat es für den Club kostenlos gemacht, sozusagen als Jubiläumsge-schenk. Ich werde Euch von der Zeitung mal 1 Exemplar schicken. Hoffentlich kommt es durch. Könnt Ihr mir einen Tip geben wie ich es schicke? Es gibt eine große Zeitung die dem Club viel Geld kostet. Aber durch Anzeigen soll sie sich selbst tragen. Wir hoffen daß es auch klappt. Glaubt uns nur wir sind froh, wenn der Ball und alles was damit zusammenhängt vorbei ist und unser Urlaub los geht. Wir haben nun folgendes vor: Wenn wir am Sonntag nicht allzumüde sind, geht es Sonntag Mittag am 19. Sept. hier mit dem Auto los. Ich befürchte aber, daß wir vom Ball der mindestens bis 3 Uhr dauert noch ziemlich müde sind. Außerdem haben wir am Samstag und auch Sonntag ein offenes Doppelturnier. Wir haben ja alle unsere befreundeten Clubs eingeladen und auch die

Berner wollen kommen mit einer Abordnung. Denen wollen wir noch etwas bieten. Man lernt sich auf dem Tennisplatz auch etwas besser kennen. Am Samstag gegen 17.30 Uhr macht auch der hiesige Turnverein ein Platzkonzert auf dem Tennisplatz. Ihr seht es wird sehr viel geboten, und wir der Vorstand 4—6 Leute müssen alles organisieren. Also sicher wird unsere Reise erst am Montag Morgen losgehen. Von hier quer durch Frankreich (wahrscheinlich eine Übernachtung) bis in unser spanisches Urlaubsziel. Es liegt 80 km vor Barcelona. Sicher werden wir öfters mal hinfahren. Die Strecke ist etwa 1200 km lang. Also gut in 2 Tagen zu schaffen, wenn wir beide fahren. Rothes sind auch ab Montag dort, sie fliegen aber mit einer Reisegesellschaft. Wir werden so um den 10. Oktober oder früher wieder zurück sein. Ginos Geburtstag wird also auf Urlaub gefeiert. Könnt Ihr Euch vorstellen, daß dies der 1. Urlaub allein ist. Wir sind 7 Jahre verheiratet aber noch nie auf einer richtigen Ferienreise. Immer nur kurze Besuche auf Sylt oder bei der Verwandtschaft. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir uns nicht auf Ferien bei der Verwandtschaft freuen oder nicht gerne dort sind. Nein wir sind schrecklich gerne bei Euch, aber diese Reise könnte man als Hochzeitsreise bezeichnen und wir freuen uns sehr darauf. Als wir unsere Reise festgemacht hatten, bekamen wir von den P. aus Athen einen langen Brief. Sie waren lange im Ausland und haben deshalb unsere 4 Briefe nicht beantworten können. Sie schrieben furchtbar nett und wir sollten unbedingt bald kommen. Nun haben wir die Reise nach Griechenland in das nächste Frühjahr geschoben und hoffen, daß auch diese klappt. Ihr seht bei uns ist auch einiges los. Jetzt hoffen wir nun erstmal auf schönes Wetter in unserem Urlaub.

Vor 14 Tagen war Richard Stücklen (Postminister) hier in der Stadt. Er hatte eine Wahlrede gehalten. Er hat eine ganze Weile gebraucht, wo er uns hintuen sollte, dann kam er aber und begrüßte uns und war ganz erstaunt, daß wir hier sind. Ihr entsinnt Euch sicher, daß er dicker Freund von Landsmann ist und ich dort mit ihm öfters zusammen kam. Skat spielen habe ich von ihm gelernt. Gino lernte ihn auch dort bei einem Besuch kennen. Leider war er bloß auf der Durchreise hier sonst wäre er bestimmt mit zu uns gekommen. Der lokalen Prominenz verschlug es die Sprache als er sich mit uns länger und lustig unterhielt. Es ist halt eine Kleinstadt unsere Stadt. —

Harro wächst und gedeiht. Er ist jetzt das 2. Mal geschoren und sieht danach immer ganz vornehm aus. Er ist jetzt ein richtiger Hund und folgt auch schon besser. Im Moment liegt er neben mir auf der Couch und aalt sich. Wir haben wirklich sehr viel Freude und Spaß mit ihm. Er wächst auch genau im richtigen Maß. Ich glaube er wird ein sehr kleiner Mittelpudel und somit für Zuchtschauen sehr interessant. Wir können dann mit ihm noch ganz gut Geld verdienen. Oder aus jedem Wurf einen jungen Hund. Für jeden Pudel dieser Rasse bekommt man 300.— bis 400.— DM. Also es zahlt sich doch mal aus. Im Moment bekommt er seine zweiten Zähne. Anbei schicke ich Euch die ersten Bilder von Harro der übrigens laut Stammbaum „Harro von Schloß Greifenwaldeck“ heißt. 13 Bilder.

Wenn wir Euch besuchen bringen wir ihn auf jeden Fall mit. Ihr müßt das berücksichtigen. Mit Katzen kommt er ganz gut aus, d. h. er macht einen großen Bogen um Größere. Eine ganz junge Kleine hat er neulich auf unserer Terrasse näher beschnuppert und wollte er mit ihr spielen, leider wußte auch schon die kleine Katzendame wie man faucht und Harro ging lieber etwas auf Distance. Ich habe diese Szene mit der Filmkamera festgehalten — mal sehen ob es was geworden ist. Ihr werdet dann bei unserem nächsten Besuch einen Hundefilm zu sehen bekommen.

Heute komme ich nun erst dazu meinen Brief zu beenden. Es ist morgens 11.30 Uhr und ich habe den Fernseher an, um die Eröffnung der Deutschen Funkausstellung zu hören. Wir wollen morgen nach Stuttgart fahren um diese doch sicher sehr interessante Ausstellung zu besuchen. Ich freu mich schon sehr auf den Besuch.

Vor 14 Tagen haben wir in F. oder besser bei F. die Müllers besucht. Wir waren über das Wochenende in ihrem neuen Haus eingeladen. Es war ein sehr nettes Wochenende und wir haben wieder Erinnerungen ausgetauscht und die Orient-filme angesehen. Wir hatten uns damals in Ankara kennengelernt, er war da als Fernmeldespezialist. Wir haben seit dieser Zeit einen laufenden sehr netten Kontakt. Der Hund war auch mit und benahm sich sagenhaft anständig. Sie wollen nun auch einen haben.

Letzte Woche hatten wir ein Freundschaftsturnier angesetzt welches buchstäblich ins Wasser fiel. Leider regnet es nun schon wieder die ganze Woche und ist ziemlich kalt. Hoffentlich habt Ihr an der See besseres Wetter? Ich halte auf alle Fälle die Daumen.

Ich finde es sehr richtig lieber Peter, daß Ihr Euch entschlossen doch in G. zu bleiben. Ich bin auch der Ansicht, daß mündliche Versprechungen auch schriftlich eingehalten werden müssen. Ihr habt aber noch viel Zeit Euch zu verändern. Sicher wird sich nochmal etwas besseres bieten. Ich stelle fest, daß Ihr auch sehr schreibfaul seid. Aber ich sehe es bei uns und verstehe Euch sehr gut. Zeit ist ein kostbares Kleinod in unserem so hektischen Leben geworden. Abends ist leider auch immer etwas los. Tagsüber habe ich ja neben allem anderen auch noch eine ziemliche Aufgabe zu bewältigen. Der 9 Jahre alte Klaus Herder ist ab 11.30 bis 15 Uhr bei uns. Er isst mit uns manchmal auch noch abends. Die Hauptaufgabe ist allerdings deutsch zu lernen, was nicht einfach ist. Er macht nun aber langsam recht gute Fortschritte. Manchmal stehen Gino und ich allerdings vor einem ziemlichen Problem, wie man es erklären soll. In Holländisch wird nichts groß geschrieben und dann kennen sie bloß 1 Artikel und keine Umlaute. Es macht mir Spaß und ich freue mich wenn dann wieder etwas hängengeblieben ist. Er geht in die 4. Klasse. Seit dem ersten August ist er bei uns, und es wird sicher noch bis Ende des Jahres weitergehen.

Helga hab tausend Dank für Deinen lieben Brief. Bitte schreib mir nochmal mit welche Gewürze ich Dir geschickt habe, damit ich bei den nächsten Gelegenheiten

wieder vervollständigen kann. Vielleicht bekommen wir sie mal alle zusammen. Ich kuche auch sehr gerne damit. Sie sind alle sehr gut aufeinander abgestimmt. Mutti Du fragst nach Wünschen für Geburtstag und Weihnachten. Die schönsten Geschenke sind für uns Kunstbücher und ein Spanienbuch. Eine große Freude würde uns auch ein Bild von Paul bereiten „Föhrenhang“ oder ähnlich. Ich war von dem Bild sehr begeistert. Paul bitte lach nicht, ich weiß, daß Du mich als Kunstbananen bezeichnest, aber ich habe doch große Freude an guten Bildern. Noch einige Wünsche sind geschmackvolle Aufbewahrungsbücherhüllen für Schmalfilme und Dias. Es gibt so etwas, was man dann auf ein Bücherbord stellen kann. Seht mal ob Ihr so etwas findet. Ein gutes Kamerastativ könnten wir auch dringend brauchen, auch ein Bowlengefäß oder statt dessen einen großen Steinguttopf 5—10 l. Es gibt so graue Steinguttöpfe mit blauer Glasur für Sauerkraut. Ich glaube jetzt habe ich genug Wünsche geäußert und Ihr könnt mal sehen, was Ihr bekommt. — Nun möchte ich aber auch noch Eure Wünsche für Weihnachten haben. Also schreibt sie bald, damit ich früh alles besorgen kann. So nun will ich aber Schluß machen. Ich glaube ich habe mit diesem langen Brief wieder alles gut gemacht. Ich wünsche Euch Allen noch recht schöne sonnige und erholsame Tage am Meer. Laßt Euch lieb umarmen und jedem einen lieben Kuß

Herzlichst

Anbei 13 Bilder

3. RUNDBRIEF

Meine Lieben!

Heute wird es nun endlich wieder einmal Zeit, daß ich einen Brief an Euch auf den Weg schicke. Die Zeit vergeht im Fluge und ich habe schon wieder sehr schlechtes Gewissen.

Hab tausend Dank für Eure lieben Zeilen und auch den Kartenpfingstgruß. Wir haben den ersten Pfingstag sehr positiv verbracht. Es war kein schönes Wetter also wurde Harro gebadet und anschließend geschoren. Man braucht für diese Arbeit fast drei Stunden. Nun sieht er wieder für die nächsten Wochen anständig aus. Nach dieser Arbeit ging es an die weniger schöner Aufgabe, die Einkommensteuererklärung für 1965 fertig zu machen. Ein Bekannter hat uns bei dieser kniffligen Arbeit prima geholfen. Nach getaner Arbeit sind wir dann zum Abendessen nach K. ins Inselhotel gefahren und haben da sehr gut gegessen. Am Pfingstmontag war das Wetter doch noch schön geworden und wir waren den ganzen Tag auf dem Tennisplatz und ich habe mir einen tüchtigen Muskelkater geholt.

Am Sonntag vor Pfingsten waren wir in M. zum Reitturnier. Bei herrlichem Wetter war es wirklich ein Genuss die ganze Reiterelite und die wunderschönen Pferde zu sehen. M. hat eine sehr schöne Stadionanlage und feierte an diesem

Tage auch noch 40jähriges Bestehen des Reit- und Fahrvereins. Am 8. Juni waren wir wieder mal ganz groß aus. Durch den Johanniterorden bekamen wir eine Einladung zum Bundeswehrball des Wehrbereiches Süd in der Stuttgarter Liederhalle. Ein sehr festlicher Rahmen alles in langen Kleidern und im Frack oder Smoking. Viel bekannte Prominenz General Lechner und General Masü u. a. Wir hatten einen ganz tollen Platz im Saal an der Tanzfläche und hatten reizende Tischnachbarn. Es gab sehr gute Darbietungen: Der 7. US Armee Chor das Stuttgarter Staatsballett und einen franz. Akkordeonsolisten. Alles in Allem war es ein sehr netter und gelungener Abend. —

Die Woche vom 10. bis 14. Mai waren die Dortmunder bei uns. Horst mußte in Stuttgart auf einer Ausstellung sein. Es war sehr nett aber auch sehr anstrengend. Stefan hat sich nicht von seiner besten Seite gezeigt. Ilses Erziehungsmethoden erreichen bei ihm garnichts. Er macht mit seinen Eltern was er will. Einen Tag hatten wir ihn mal allein da die beiden zu einem Essen eingeladen waren. Ich hatte Angst auf diesen Tag aber sobald Mutter aus dem Haus war, war Stefan ein Engel. Er war lieb und hat auf seinem Stuhl gesessen und gegessen und ging ohne das sonstige Schreien und Brüllen ins Bett. Mit Harro hat er sich nach anfänglicher Angst sehr gut vertragen. Sie lagen sich auf dem Teppich gegenüber und Stefan spielte mit den Autos und forderte Harro immer auf auch mal die Autos zu schieben. Es war goldig anzusehen. Ging Stefan im Garten oder draußen allein spazieren, trappete Harro, als hätte er auf ihn aufzupassen, immer hinter ihm her. Eines Tages habe ich Ilse und Stefan in Marbach das Schillerhaus gezeigt und am Samstag waren wir in M. Ilse und ich haben eine Schloßführung mitgemacht 1,5 Std. Gino ist in der Zwischenzeit mit Stefan und Hund spazieren gegangen. Alle waren restlos ko. Abends haben wir dann Horst in Stuttgart abgeholt. Am Sonntag vormittag sind sie dann wieder in Richtung Dortmund gestartet. Ich habe mir in der Zwischenzeit ein ganz tolles buntes Sommerkleid genäht. Ich habe es sogar erstmals gefüttert und es ist ganz toll geworden und sitzt wie von der Schneiderin genäht. Ansonsten haben wir jetzt sehr viel mit Vorbereitungen für die neue Wohnung zu tun. Es muß noch sooooo viel gemacht werden, man müßte Zeit stehlen können und einen Dukatenschei . . . haben. Ich hoffe nach wie vor auf einen Lottogewinn aber vergebens. Wie es jetzt aussieht, wird es mit dem Umzug Anfang Juli. — — Änderungen vorbehalten. — — Unseren Mietvertrag haben wir vor 14 Tagen bekommen, mit für uns ganz annehmbaren Bedingungen. Wir dürfen ein Zimmer vermieten und einen Hund halten. Die Miete beträgt 380 DM einschließlich Garage, der Garten wird vom Vermieter mit Sträuchern und Rasen angelegt. Falls Ihr im Herbst wieder ein paar schöne Stauden für uns übrig habt, würden wir uns riesig freuen. Ich denke da an Lupinen, Rittersporn, Pfingstrosen, Schwertlilien, große Margariten usw. Ich bin gerade hier im Garten dabei alle Blumenzwiebeln auszugraben und vor allem zu suchen. Nach dem Umzug werden alle Stauden übersiedeln. Der neue Garten ist etwas kleiner, aber wird umso schöner werden. Meine Geranien habe

ich dieses Jahr wieder herrlich überwintert, es sind ganz kräftig und reichlich blühende Pflanzen geworden. Schade, daß wir unsere Heckenrosen nicht mitnehmen können. Sie sind wieder so schön und blühen über und über. Der Herr Schwarz kauft sie uns ab.

Sagt mal ist es möglich, daß Ihr uns Karten drucken lassen könnt? Wir möchten gerne Karten mit neuer Anschrift und Telefon-Nummer drucken lassen und einer kleinen Zeichnung, die noch entworfen werden soll. Schreibt mal mit ob das geht und wie lange so etwas dauern würde. Vielleicht kannst Du liebe Helga eine Zeichnung machen, wenn wir die Ideen liefern? Wir haben einen so großen Freundeskreis, dem wir die neue Adresse mitteilen müssen. Wir brauchen etwa 90 solcher Karten. Laßt Euch das mal durch den Kopf gehen und gebt uns bald Nachricht, damit wir hier etwas unternehmen.

Tennis hat uns jetzt wieder mit Macht ergripen und vor allem mit viel Arbeit. Gino weiß manchmal nicht, wie er alles schaffen soll. Die ersten beiden Turniere in der Verbandsrunde sind knapp aber für uns gewonnen worden. Am Sonntag spielt die erste Herrenmannschaft ihr erstes Spiel, hoffentlich holen auch sie den Punkt für den Club. 2mal in der Woche ist großes Mannschaftstraining und Gino muß immer dabei sein. Ich habe mit der Kasse auch viel mehr als in den ersten Jahren zu tun, da die Mitglieder sich verdoppelt haben. Wir sind jetzt fast 350 Mitglieder, die mit ihren Beitragsraten sehr viel Arbeit machen. Letzte Woche habe ich drei Tage buchstäblich von morgens bis abends gesessen und Eintragung ins Kassenbuch gemacht. Die Tennissportartikel mache ich auch noch weiter, diesmal aber offiziell. Die erste Bestellung mit fast 1000,— DM ist schon ausgeliefert.

Wie geht es Euch allen? Ich hoffe lieber Vati, daß Dir die Kur gut bekommen ist und Du Dich wieder richtig wohl fühlst.

Wie geht es Euch beiden zukünftigen Müttern? Ich warte immer mal auf Post von Euch, da die Rundbriefe doch an alle gerichtet sind. Wann und wohin gehen Eure Urlaubspläne dieses Jahr? Wir fahren nach N. (eine neue Adresse). Vielleicht machen wir zwei Tennis-Freundschaftsturnier-Reisen mit. Eine ist nach Garmisch geplant und eine nach Berlin. Wir werden sehen was daraus wird. Ein verlängertes Wochenende werden wir auch am Bodensee verbringen. So nun muß ich aber Schluß machen, denn ich will noch weiter Blumenzwiebeln suchen. Das war eine kurze aber angenehme Unterbrechung. Ich nehme Euch alle lieb und herzlich in die Arme, jedem einen lieben Kuß

Alles Liebe

Axte & Eichen Kerne im Kompost

„Verlegerisch hat die Eremiten-Presse keinen Anteil an dieser Publikation. Ihre Aufnahme in den Prospekt unseres Verlages geschieht als freundschaftliche Geste, zu der der Ausfall der Bundestagswahlen trieb. Unser Verlag ist stets unpolitisch gewesen und will es auch weiterhin bleiben. Heute aber, nach einer dummdreist als Kennzeichen demokratischen Denkens der Bevölkerung bezeichneten Wahl weisen wir auf Erscheinungen junger, linksgerichteter Kreise hin, um einer Orientierung über deren Ansichten zu dienen.“

(V. O. Stomps über die Zeitschrift „kürbiskern“ im Katalog der Eremiten-Presse zur Frankfurter Buchmesse 1965)

„Ideologieverdacht? Hoffentlich muß ein solcher nicht auftreten. Man weiß sich links. Links mit wehender Fahne. Ostwind weht. Warum heißt das ‚kürbiskern‘ fragte ich die Herausgeber auf der Buchmesse. Weil der Kürbiskern auf dem Mist wächst und zerriebene Kürbiskeine ein bewährtes Abführmittel sind. Autoren von hier und von drüben.“

(Dieter Hasselblatt „Die Zeitschriftenlese“ Saarländischer Rundfunk am 9. 11. 1965)

„Es wäre leicht, den ‚kürbiskern‘ zu begrüßen und sich im stillen zu sagen, daß bekanntlich — wie Erhard das ausdrückt — politische Extremitäten in Deutschland niemals festen Fuß fassen können.“

(U. J. in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 18. 10. 1965)

„Von dem Faktum einer gegenwärtigen Teilung Deutschlands in zwei Gebiete mit unterschiedlicher sozialer und politischer Entwicklung ausgehend, wird versucht, durch Vermittlung von Kenntnis und durch Diskussion geistiges Verständnis als Voraussetzung für politische und soziale Annäherung zu schaffen. Da es uns hierzulande kaum an Kenntnis der Vorzüge einer westlichen Demokratie und der Schwächen östlicher Volksrepubliken fehlt, ist es plausibel, daß die bei uns erscheinende Zeitschrift ihren Schwerpunkt in der Kritik hiesiger Mißstände und der Beleuchtung dortiger Fortschritte hat. Daß der Antikommunismus eine der größten Torheiten des Jahrhunderts sei — dieser Ausspruch Thomas Manns könnte als Leitmotiv über den Absichten der Zeitschrift stehen.“

(Erasmus Schöfer in der „Rhein-Neckar-Zeitung“ vom 10. 11. 1965)

„Ein assoziationsfreieres Wort läßt sich kaum über eine Zeitschrift setzen, und nach langem Überlegen fiel mir dazu einzig die sommerliche Kürbisschwemme in Ostblockländern ein, wenn es statt Äpfel, Birnen und Pfirsichen Kürbisse zu kaufen gibt. Das stattliche, sauber gemachte Heft aus dem Damnitz-Verlag in München bietet in der Tat östliche Extraits sämtlicher Spielarten in unverhülltem Rot. Der Münchner Kommaklub scheint mitzumischen, die Angst vor den ‚militantischen Antikommunisten‘ beherrscht das Terrain, der Fall Peter Weiss wird aufgerollt, der Fall des armen Emigranten mit dem literarischen Partisanen-Atem.“

(O. im „Bayern-Kurier“ vom 9. 10. 1965)

„Die intelligenten Herausgeber dürften nichts dagegen haben, wenn man ihre Zeitschrift als dezidiert ‚links‘ bezeichnet, obschon in der Nummer 2 eine Reihe von Autoren abgedruckt wird, die nicht als ‚links‘ gelten dürfen. Erich Fried, Herbert Asmodi oder Wolfgang Graetz zum Beispiel. Indessen da, wo die Zeitschrift politisch Stellung nimmt, klingt sie — und das ist natürlich ihr gutes Recht — links.“

(Dr. Joachim Kaiser „Die Zeitschriftenschau“ Bayerischer Rundfunk am 9. 12. 1965)

„Man wird in der Erwartung, daß hier vielleicht gedruckt wird, was woanders nicht zu Wort kommt, auch nach dem Erscheinen der zweiten Nummer, der Januarnummer des ‚kürbiskern‘ nicht enttäuscht. (...) Information über das Unbequeme und schwer zu Erreichende, und vor allem Kritik an der Bundesrepublik in einer Sprache, die das Wort ‚Klassenkampf‘ nicht verschmäht, es wird den Gegnern des ‚kürbiskern‘ also leicht gemacht, Verdächtigungen auszusprechen.“

(German Werth „Kulturzeitschriften“ Deutschlandfunk am 27. 1. 1966)

„In ‚kürbiskern‘ 2/66 untersucht Jakob Mader die Beziehungen zwischen ‚Intelligenz und Kulturpolitik‘. In sehr differenzierter Weise untersucht er das Verhältnis der Schriftsteller beider deutscher Staaten zu ihren Regierungen und Gesellschaftssystemen. Sicher werden viele Leser mit gewissen Schlußfolgerungen Maders nicht einig gehen, aber immerhin dürfen einige Gedankengänge, die möglicherweise als Provokation betrachtet werden können, zum Nachdenken anregen.“

(Otto Böni im Zürcher „Volksrecht“ vom 15. 4. 1966)

„Man erzählt sich, daß im vorigen Jahr beim Ostermarsch in einer Marschkolonne eine Kabarett-Gruppe mitzog, die bei verschiedenen Ruhepausen die

Teilnehmer mit satirischen Darbietungen belustigte und anfeuerte. Eine Nummer bestand darin, daß zwei der Kabarettisten vortraten und in einem völlig unverständlichen Kauderwelsch aufeinander einredeten. Nach einer Weile machten sie Front, salutierten und teilten dem etwas verblüfften Publikum mit: „Hiermit Soll in Antikommunismus erfüllt!“

Beim Lesen von Nr. 2/66 habe ich ein bißchen den Eindruck, daß auch Sie sich diesem Ritual unterziehen zu müssen glauben. Ich bedauere das — um so mehr, als bei Ihnen dabei die satirische Note fehlt. Denn eine auf Tatsachen begründete Durchbrechung des Tabu, welche CDU/CSU auf die Sowjetunion und die Deutsche Demokratische Republik und ihre Zustände gelegt haben, müßte eines der ersten Anliegen einer auf sachliche Auseinandersetzung ausgehenden Zeitschrift sein.“

(Prof. Alfred Kurella in einem Leserbrief an die Redaktion des „kürbiskern“ vom 5. 5. 1966)

„Ein neuer „kürbiskern“ ist anzusehen, die Nummer 2/66. Auf 170 Seiten u. a. „Intelligenz und Kulturpolitik“ von Jakob Mader (mit zwei Lenin-Zitaten als Motto), Th. v. Vegesack „Dokumentation zur Ermittlung“, prosaische Lyrik von Heinrich Waltz . . . eine Sammlung zumeist guter informativer Beiträge. Die Gefahr ist freilich, daß der „kürbiskern“ in absehbarer Zeit für Nichtmarxisten langweilig wird wie das „Neue Deutschland“.“

(„AZ-Literarium“ in der Münchner „Abendzeitung“ vom 14./15. 5. 1966)

„Drei Zeitschriften-Nummern insgesamt sind noch kein hinreichender Anlaß für ein dickes Lob. Immerhin, bis jetzt war jede Ausgabe des „kürbiskern“ interessant, lohnte die Lektüre. Das hängt vor allem mit der Tendenz zusammen, mit der eindeutig „linken“ Parteinaufnahme der Zeitschrift, die nicht im geringsten provinziell und sektiererisch wirkt.“

(Franz Schonauer „Blick in die Zeitschriften“ Hessischer Rundfunk am 22. 4. 1966)

„Das ist nicht bloß ein dummes Studentenblättchen, in dem gegen das Establishment gewettet wird, wobei man genau spürt, daß die Wetternden in dem Augenblick besonders spießig denken und reagieren werden, da sie mehr als 1200 Mark im Monat verdienen. Nein, so ist der „kürbiskern“, den ich hier loben möchte, nicht. Er ist freilich auch viel gefährlicher. (. . .) Da passiert etwas. Da wird ein idealtypischer Linkskurs gesteuert, der nicht nur schlecht wiederholte DDR-Propaganda darstellt.“

(Dr. Joachim Kaiser „Die Zeitschriftenschau“ Bayerischer Rundfunk am 23. 6. 1966)

„Zu den interessantesten literarischen Zeitschriften, die in Deutschland gegenwärtig herauskommen, gehört der „kürbiskern“.“

(Bruno Schärer in der Zürcher „Weltwoche“ vom 24. 6. 1966)

„Nur wenigen Beiträgen der Zeitschrift „kürbiskern“ — soviel läßt sich nach den ersten drei Nummern sagen — kann der Leser vorbehaltlos zustimmen. Manche Formulierungen scheinen als überspitzt, in einer Reihe von Beiträgen werden bestimmte Standpunkte absolut gesetzt, so daß für abweichende Meinungen kein Spielraum bleibt. Doch es kann ja auch nicht das Ziel einer solchen Zeitschrift sein, vorbehaltlose Zustimmung hervorzurufen; vielmehr soll sie die Diskussion anregen und Stellungnahmen provozieren. Das aber tut der „kürbiskern“: fast alle Beiträge regen dazu an, die angeschnittenen Themen weiter zu überdenken und das eigene Urteil, das sich bisweilen als eingewurzeltes Vorurteil herausstellt, zu modifizieren.“

(Wa. in der Zürcher „Tat“ vom 25. 6. 1966)

„Ach, und meine Freunde, die Intellektuellen. Zum Verzweifeln! Wo man bislang über den „kürbiskern“, den jungen Törleß, den alten Picasso, „aussichten“ moderner Lyrik, Kinetik, Beckett, Brecht und Beauvoir debattierte, delekтиren sie sich an der Kunst Schöns. Wer ist Schön? Bundestrainer. Ich dachte, er hieße Sepp Herberger, aber nun heißt er Helmut Schön und soll ebenfalls ganz intellektuell sein. Jungs, das war Fußball . . .“

(Ursula von Kardorff in der Münchner „Abendzeitung“ vom 21. 7. 1966)

Harald Hartung Ein Ausflug an die Grenze

Daß beachtliche Lyriker nicht ebenso gute Erzähler und Prosaisten sein können, gilt als ausgemacht und durch Beispiele erhärtet. Beängstigend etwa, wie Ingeborg Bachmann im „Dreißigsten Jahr“ dem Sentiment, der lyrischen Gefühlsverweichung verfällt. In der Prosa ist der hohe lyrische Ton nicht durchzuhalten. Was in der Stilisierung der Verssprache fasziniert, wirkt auf der kommuneren Ebene der Prosa geschraubt und lächerlich. Wer gar eine Geschichte erzählt und eine gewisse Überzeugungskraft intendiert, muß, wenn nicht durch die erzählten Ereignisse selbst, so doch durch die Sprache realistisch wirken. Der sachliche und natürliche Ton Kafkas verbürgt die Realität des Monströsen. Schlechte Prosa dagegen möchte Nichtigkeiten zu einer Bedeutung steigern, die im Anlaß nicht enthalten sein kann.

Wer solche Überlegungen anlässlich des Prosabuchs eines Lyrikers anstellt, scheint schon zum Verdammungsurteil anzusetzen. Er hat insofern recht, als die Prosa Frieds nicht seinen Erwartungen entsprechen kann. Aber er macht es sich, Opfer einer vorgefaßten ästhetischen Doktrin, in jeder Beziehung zu leicht. So will ich gestehen, daß Frieds neues Prosabuch „Kinder und Narren“ zunächst mich zwiespältig berührte. Weder lyrische Prosa noch epische Mitteilung widerstrebt es der Anwendung bekannter und probater Kriterien.

Erich Fried hat ein wesentliches Gestaltungsmittel seiner Lyrik (vgl. „Lyrik als Warnung und Erkenntnis“, „kürbiskern“ Juni 1966) auf die Prosa übertragen; es ist die Technik der Assoziation, der Verknüpfung klangverwandter Worte zu überraschenden Kombinationen. Was im überschaubaren Kontext des Gedichts den Fortgang des Satzes steuerte, wird jetzt zum Träger einer größeren epischen Einheit; dennoch muß es partikular bleiben, weil die Assoziationsstränge nicht unbegrenzt sind und — aus Gründen der künstlerischen Ökonomie — nicht unbegrenzt sein dürfen.

Als Beispiel der Anfang von „Hausreise“:

„Da muß man tiefer hinunterfahren, nicht mit dem Aufzug, sondern mit dem Abzug, der einem alle Häute abzieht. Heute, Gestern, Vorgestern, Vorvorgestern, Vorvorvorvorgestern ... Wenn es Heute regnen würde, möchte das Leder billiger werden, hat mir die Anna gesagt. Ich hab es erst nicht verstanden, aber da hat sie gelacht und gesagt: ‚Wie dumm du bist.‘ Also muß das so ein Spielwort sein, da gibt es ja viele.“

Frieds Rückgriff auf die Kindheit, seine Recherche, bedient sich eines doppell-sinnigen Bildes: Der Abzug ist das Gegenteil eines Aufzugs, er befördert den Erzähler in die Tiefe der Jahre, vom „Heute“ ins Gestern; derselbe Abzug aber verweist auf die Tatsache, daß der Mensch den Prozeß der „Häutung“ rückgängig machen muß, um für das Erlebnis dieser Vergangenheit empfänglich zu werden. Aus der Koppelung jener zunächst disparaten Worte entwickelt sich das epische Geschehen. Das Spiel mit dem Spielwort ruft eine versunkene Realität auf. Je ausgiebiger assoziiert wird, um so auffälliger ist dieses Mittel, um so mehr ist es geneigt, sich zu verselbständigen und sich den Intentionen des Schreibers zu entziehen. Die Technik erstrebt eine Autonomie, die durch intellektuelle Kontrolle gesteuert werden muß.

Problematisch wird das Wortspiel vor allem dann, wenn es nicht den epischen Gang aus sich selbst heraus produziert, sondern sich einer gegebenen Fabel unterordnen muß und dabei mit dieser in Konflikt gerät. Das geschieht in dem Text „Die beiden Archen“, hier schlägt die Assoziationskunst Purzelbäume bar jeder Funktion.

„In der Nacht wird es später, immer später. Es ist später als du denkst, du wirst nichts mehr erreichen. Pfh-fh. Die Posaunen des Jüngsten Gerichtes. Die Nacht ist keines guten Menschen Freund. Oder heißt es redlichen Menschen? Das kommt von Rad oder gerädert. Das kommt von Rückrad oder Zahnrad. Ein Radvor-rat. Der beste Rat ist der Vorrat. Der schlechteste Rat ist der Verrat, und Hauptmann Redl war ein Verräter. Er war nicht redlich.“

Die Spannweite der Assoziation ist überdehnt. Der Ablauf der Vorstellungen erscheint willkürlich, zufällig und beinahe ridikül. Rechtfertigen, zumindest deuten läßt sich die Erschlaffung der kontrollierenden Instanz allenfalls aus der geschilderten Situation einer schlaflosen Nacht. Aber rechtfertigt das den allzu laxen Gebrauch einer bestechenden, aber gefährlichen Technik?

Die Normen einer traditionellen Gattungsästhetik sind fragwürdig geworden. So tut man gut daran, die Texte Frieds als Versuche zu Prosaformen zu betrachten, die ihren Ausgang nicht von der Abbildung einer vorgegebenen Wirklichkeit nehmen, sondern vom Assoziationspotential der Sprache, das eine neue Wirklichkeit konstituiert oder mit der vertrauten in einem dialektischen Verhältnis steht. Frieds Methode geht an die Grenze des Vertrauten, aber auch des Zumutbaren; es ist, mit dem Titel einer Erzählung, ein „Ausflug an die Grenze“.

„Früher war Hans immer der Jüngere gewesen, dann aber hatte er mich mit einem einzigen großen Sprung überholt, und nun überflügelte er mich. Das zeigte sich auch an der Art, wie er mit mir umsprang. Ich kam mir dabei ein wenig erdschwer und zurückgeblieben vor und machte eine entsprechende Bemerkung. „Aber was, das hat gar nichts mit Geist zu tun“, tröstete er mich, „das ist der englische Flug“. „Der englische Flug“, wiederholte er leichthin mit spielerischer Betonung des Doppelsinns, den ich etwas abgeschmackt fand.“

Die sprunghafte Assoziation führt zu einer surrealen Psychologie und versteigt

sich zu einem dem Erzähler (und wohl auch dem Autor) nicht mehr geheuren Wortspiel. Hans, das lebhaftige alter ego des Erzählers, ist Widerpart zu dessen erdschwerem Ernst. Der „englische Flug“ der Poesie als Möglichkeit der Realitätsausweitung wird gleichwohl mit Skepsis betrachtet.

Es fragt sich, ob Fried der Sprache nicht zu viel zumutet. Der reine Wortzauber ist nur möglich in einer surrealen Szenerie, deren Bezug zur gemeinen Wirklichkeit immer prekär bleiben muß. Das Zersplittern der Worte auf ihre geheime Bedeutung — ihre Kernspaltung sozusagen — überzeugt allein dort, wo der Wechsel durch Bezüge zur Realität gedeckt ist. Fried hat die Problematik seines Tuns selbst erkannt und die mögliche Kritik vorweggenommen.

„Man darf ein bloßes Wort nicht für bare Münze nehmen, in seinem Beruf schon gar nicht, sonst ist man verlassen. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und der Schein, wenn er nicht trügt, zählt mehr als Münzen.“

Diese selbstkritische Passage steht in dem Text „Hinter Fetzensee turnen am nassen Turm“, Frieds riskantestem Prosastück, Triumph und schon Parodie der Methode, einem wahren Exzeß assoziativen Bilddenkens und Erzählens, geschmacklos-obszön, aber doch die genaue Konsequenz der von Fried gewählten Technik. Das Gegenstück zu diesem orgiastischen Assoziationstaumel ist „Die Genaunahme“, ein Exzeß, wenn man so will, in Disziplin. Dieses Prosastück, eine dialektisch gewendete Paraphrase zu dem Sprichwort „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht“, muß auch den überzeugen, der Bedenken hat gegenüber der freien, absoluten Assoziationsflut. Dichtung ist hier wirklich Philologie, Liebe zum Wort, und mehr noch Sorge um seinen rechten Gebrauch. „Worauf es aber ankommt, ist doch einzige und allein, wie lange unser Gemeinwesen die anhaltende Mißdeutung weitverbreiteter Redensarten oder Sprüche ertragen kann, ohne grundlegenden Schaden zu nehmen, das heißt, um im Bilde zu bleiben, ohne zu brechen wie der Brunnen.“

Sprachkritik wird zur Zeitkritik, Probleme der Ästhetik erweisen sich als gesellschaftlich-politische. Das Spiel mit dem Wort ist kein narzistischer Ästhetizismus, sondern der Versuch, die Grenzen der Wirklichkeit abzustecken und die Kommunikation durch Sprache zu überprüfen. Erich Fried sucht auch in seiner Prosa zwischen Manierismus und Engagement, zwischen psychischer Innenschau und politischer Sorge zu vermitteln. Die aktuelle Bedeutung von „Kinder und Narren“ besteht darin, daß der Autor die engagierte Prosa aus dem Gefängnis dessen, was gemeinhin als Realismus gilt, hinausführen möchte auf das Terrain eines Realismusbegriffs, der offen ist für das Experiment mit Wort und Wirklichkeit — realistisch nicht bloß an der Oberfläche, sondern in seiner Substanz.

(Erich Fried „Kinder und Narren“ Erzählungen, Carl Hanser Verlag)

Klaus Völker
Das alte Neue

Anmerkungen zu den aus dem Nachlaß Brechts herausgegebenen *Me-ti* und *Tui*-Texten.

Brecht beschäftigte sich bereits während seiner ersten Marxismus-Studien auch intensiv mit chinesischer Philosophie. Hanns Eisler bezeugt: „Die chinesische Philosophie hat ihn gerade in den Jahren 1929/30 sehr beeinflußt, als Denkanregung.“¹⁾ Am wichtigsten wurde für Brecht das Studium des Mehismus. Der Begründer dieser Schule war Mo Di oder Mê Ti, ein ausgesprochener Sozialethiker, der von 470—400 v. d. Z. lebte. Eine Übersetzung des Werks von Mo Di aus dem Jahr 1922 von Alfred Forke lag Brecht als Arbeitsmaterial vor²⁾. Das Exemplar mit seinen Anmerkungen und Strichen befindet sich im Nachlaß. Die Prosafragmente „Me-ti“ und das „Buch der Wendungen“, die jetzt als Band 5 der PROSA in der Reihe der Gesammelten Werke Brechts im Suhrkamp-Verlag erschienen sind, sowie die Tuigeschichten, die im Band 13 der STÜCKE veröffentlicht werden, beziehen sich zunächst auf die Auseinandersetzung Brechts mit der Lehre des Mo Di, stellen aber darüber hinaus einen Versuch dar, die wichtigsten politischen Vorgänge der Zeit marxistisch in chinesischem Gewand zu analysieren. Der Titel „Buch der Wendungen“ hat mit Mo Di direkt nichts zu tun, es handelt sich um das Werk „I — ching“, eines der ersten fünf kanonischen Bücher der Konfuzianer, das nicht zu den klassischen Büchern der chinesischen Antike gehört. Nur noch einige Gedankengänge dieses Buches beziehen sich auf Mo Di. Den Begriff „Wendungen“ gebraucht Brecht auch in einem völlig anderen Sinn als die Verfasser des „I — ching“. Der Dichter dachte an ein „Büchlein mit Verhaltenslehren“, das sich eng an die Lehre des Mo Di anlehnen sollte. Für diesen Philosophen ist die Sittenlehre ein Teil der Staatslehre. Demnach ist er ein erklärter Gegner eines unwandelbaren Sittengesetzes und ent-

¹⁾ Sämtliche in diesem Beitrag zitierten Äußerungen Hanns Eislers finden sich im „Sonderheft Hanns Eisler“ der Zeitschrift SINN UND FORM, Berlin 1964. (S. 282 f.)

²⁾ Mê Ti des Sozialethikers und seiner Schüler philosophische Werke, hrsg. v. Alfred Forke, Berlin 1922 (Mitteilungen des Seminars für Orientalistische Sprachen an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Beiband zum Jg. 23/25).

wickelt in einigen Kapiteln entschieden soziale und pazifistische Gedanken. In dem Abschnitt über Musik heißt es zum Beispiel: „Daß das Volk veranlaßt wird, Musikinstrumente zu gebrauchen, hat drei Nachteile zur Folge: die Hungrigen werden dadurch nicht satt, die Frierenden nicht gekleidet und die Müden nicht ausgeruht.“ Sehr kühne und aufklärende Überlegungen macht Mo Di auch über die Herkunft von gesellschaftlichen Mißständen, von Armut und über die Ursachen von Krieg und Frieden. Mo Di verweist auf die Schuld der Regierenden und lehnt es ab, von „Schicksal“ zu reden.

Unter dem Stichwort „Me-ti“ hat Brecht die Texte zu seinem „Büchlein mit Verhaltenslehren“ seit etwa 1934 gesammelt. Nur eine Mappe mit einer vorläufigen Zusammenstellung von Texten unter dem Titel „Buch der Wendungen“ ist im Nachlaß gefunden worden. Von Brecht selbst notiert ist der Titel „Buch der Wendungen“ auf einem Blatt, das in einer Mappe mit Materialien aus der ersten Zeit des dänischen Exils liegt. Eine geeignete Form für die Publikation der „Me-ti“-Texte hat Brecht sicher schon damals gesucht, obwohl viele Blätter wahrscheinlich nur als Übungen zur Selbstverständigung gedacht waren.

„Me-ti“ sind Erörterungen über den Aufbau der *Großen Ordnung* in der Sowjetunion und die Handhabung des dialektischen Materialismus, die der Dichter *Große Methode* nennt. In chinesischer Verkleidung erscheinen die Klassiker des Sozialismus: Karl Marx, Friedrich Engels und am häufigsten Lenin. Hanns Eisler hat öfters darauf hingewiesen, daß die meisten Brecht-Interpreten immer geflissentlich den ungeheuren Einfluß Lenins auf den Dichter übersehen. Brecht sei ein begeisterter Schüler Lenins gewesen: „Sein Lieblingsaufsatz war „Über das Besteigen hoher Berge“ von Lenin, den er für eines der großen Meisterwerke der internationalen Literatur hielt³⁾. Aber nicht nur das. Er las den Lenin sehr gut, und was ihm an Lenin besonders gefiel, war: Prinzipienfestigkeit — nicht ohne Schlauheit. Diese Schläue, die Leninsche List — die List, die Vernunft dort einzuschmuggeln, wo sie sonst verbannt ist, oder sie aus dem Sumpf zu holen, wo sie gerade einsinkt; das konnte geschehen mit Grobheit, aber auch mit Schlauheit, mit Prinzipienfestigkeit und mit einer wendigen Taktik — ja das hat den Brecht ungeheuer begeistert.“

Brecht geht zum Beispiel mit den Argumenten Lenins auf die Auseinandersetzungen der Bolschewiki mit Rosa Luxemburg ein, auch auf die verhängnisvolle

³⁾ Hier liegt offenbar ein kleiner Irrtum Eislers vor: „Über das Besteigen hoher Berge“ ist kein Aufsatz von Lenin, es ist ein von ihm in seiner Arbeit „Der Linke Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus“ zitiertes Gleichnis, das Brecht sehr beeindruckt hat. (s. Lenin, Werke, Band 31, Berlin 1959, S. 56.) Er baute es im „Buch der Wendungen“ aus zu dem Kapitel „Mi-en-lehs Gleichnis vom Besteigen hoher Berge“. Gerade aus der erwähnten Schrift Lenins aus dem Jahre 1920 hat Brecht viele Gedankengänge — oft wörtlich zitiert — in sein Werk übernommen.

Spaltung der Arbeiterbewegung in Trotzkisten und Stalinisten. Die Widersprüche, die sich nach der Einführung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung ergeben, werden von Brecht untersucht und mit taktischer Überlegenheit behandelt. Er erweist sich als ein großer Meister der Dialektik. Als Philosoph Me-ti und als Dichter Kin-jeh beteiligt sich Brecht selbst an den philosophischen und politischen Erörterungen. Immer wieder betont er die Notwendigkeit des Zweifels. Dank seiner Bereitschaft, die *Große Methode* kritisch zu überprüfen, wuchs das Vertrauen Brechts in die Sache des Sozialismus und sein Vertrauen zu dem Land, wo der Sozialismus aufgebaut wurde.

Sein Interesse an der Sowjetunion begann gerade in dem Moment, als sich bereits führende Anhänger in Deutschland enttäuscht von ihr abwandten. Brecht fuhr erst 1935 zum erstenmal in die Sowjetunion, nicht als Pilger, sondern als revolutionärer Anhänger der Lehre von Marx und Lenin. Er kam nicht nach Moskau, um sich die Richtigkeit seiner Anschauungen bestätigen zu lassen, sondern um sich zu orientieren. Was sich an Neuerungen schon durchgesetzt hatte, erstaunte Brecht nicht wenig, was sich noch an schlechten Gewohnheiten erhalten hatte, betrachtete er als zu Bekämpfendes. Daß das Land von einem schlechten Parteiführer geleitet wurde, störte ihn sehr, denn es schadete der Sache, aber es war ihm unerheblich für die prinzipielle Nützlichkeit des sowjetischen Experiments. Brechts ja zu Stalin als dem „im allgemeinen so nützlichen“ bedeutet nicht die Rechtfertigung des Stalinschen Terrors, sondern unterstreicht gerade das Moment an eskamotierter Dialektik unter Stalin, was eine widersprüchliche Tragik heraufbeschwörte, die Brecht übrigens sehr scharf formuliert hat: „Die segensreichsten Einrichtungen werden von Schurken geschaffen und nicht wenige tugendhafte Leute stehen dem Fortschritt im Wege.“ Brecht glaubte nie an den Sozialismus wie ein religiöser Mensch an Gott, er betrachtete den Marxismus als sein bestes Arbeitsinstrument und war gespannt auf das Ergebnis solcher Arbeit auf allen Gebieten, das dann schließlich kommunistische Gesellschaft heißen soll.

Mehrere Texte aus dem „Me-ti“-Komplex beziehen sich auf Auseinandersetzungen Brechts mit einem seiner wichtigsten Lehrer, Karl Korsch, dessen Kurse und Vorlesungen an der Neuköllner Karl-Marx-Schule er besuchte und der im Exil neben Walter Benjamin der wichtigste marxistische Theoretiker war, mit dem Brecht ausführlich über seine Arbeiten sprach. Wolfdietrich Rasch hat in einer sorgfältigen Studie über „Brechts marxistischen Lehrer“⁴⁾ nachgewiesen, daß Brecht bis zu seinem Tod am Meinungsaustausch mit seinem ehemaligen Lehrer interessiert war und daß umgekehrt auch Korsch von der Kritik seines Schülers profitierte. Rasch belegt auf Grund des bisher ungedruckten Briefwechsels, wie die undogmatische Aneignung des Marxismus mit Hilfe Korschs „Brecht eine freie, und insofern auch von Korsch unabhängige Beurteilung des Parteikommunismus“ ermöglicht hat. Brecht sah in Korsch einen großen Kenner des

⁴⁾ In: MERKUR, Nr. 188, Okt. 1963, S. 988 f.

Marxismus, einen Beherrscher der dialektischen Methode, jedoch erschienen ihm die Argumentationen Korschs oft „ein wenig formalistisch“. Die Methode werde „nicht im Betrieb gezeigt, nicht in der Anwendung.“

Im „Buch der Wendungen“ erläutert Brecht diesen „Formalismus“ Korsch in einem Gespräch des Dichters Kin-jeh mit dem Philosophen Ko. Kin-jeh berichtet von einer Gerichtsverhandlung, die er im Land Su gesehen habe. Dort hätten Richter die Räumungsklage eines Vermieters mit der Begründung abgewiesen, „aus einer Wohnung ausziehen, müsse bedeuten, in eine andere Wohnung einziehen.“ Weil aber sehr viele „Forderungen der Meister“ in Su noch nicht verwirklicht sind, glaubt Ko die Geschichte seines Freundes nicht.

„Kin sagte: Ich habe es gesehen. Dann hat man dir etwas vorgespielt, antwortete Ko hartnäckig. Einzig weil du anwesend warst, hat man so entschieden. Kin sagte: Selbst wenn es nur einmal und nur meinetwegen geschehen wäre, dann wäre es doch eine große Leistung gewesen, einen so vernünftigen Spruch zu finden. Wenn du hören würdest, es gäbe irgendwo einen Mann, der schneller als alle andern laufen kann, er tue dies aber nur, wenn du dabei stündest — wäre es dann nicht immer noch eine große Leistung?“

Mit Korsch beklagte auch Brecht die Vernachlässigung der marxistischen Theorie in der Sowjetunion, aber er schloß daraus nicht, daß deshalb dort die Entwicklung der *Großen Ordnung* vollständig verhindert würde. Sozialismus war für Brecht nie nur das, was die Sowjetunion machte. Korsch meinte, „Marx und Engels waren eher Dialektiker, als sie Materialisten wurden.“ Lenin aber argumentiere nur materialistisch, bei ihm fehle das „dialektische Prinzip“, er ordne „alle theoretischen Fragen dem Parteiinteresse rücksichtslos“ unter. Korsch führte die Schwächung der Arbeiterbewegung auf die Vernachlässigung der Dialektik hin, Brecht machte dafür materielle Gegebenheiten verantwortlich. Der Arbeiterbewegung wollte der Dichter neuen Auftrieb geben durch Bewußtseinsbildung. Er war mit Kautsky und Lenin der Auffassung, daß sozialistisches Bewußtsein nur von außen in den Klassenkampf des Proletariats hineingetragen werden könne, daß es deshalb Aufgabe der Partei sei, „das Proletariat mit dem Bewußtsein seiner Lage und seiner Aufgabe zu erfüllen.“ (Kautsky) Für Korsch indessen waren Kautsky und Lenin „orthodoxe“ Marxisten, das Bewußtsein, das sie „von außen“ in die Arbeiterbewegung hineintragen wollten, sei „fix und fertig angenommene Ideologie“, keine wirkliche „Theorie“. Korsch konstruierte einen unnötigen Widerspruch von Theorie und Praxis im Marxschen Sinn (als „bloßer allgemeiner Ausdruck für die tatsächlich vor sich gehende geschichtliche Bewegung“) und Ideologie, einer nicht im Zusammenhang mit der praktischen revolutionären Bewegung konzipierten Theorie.⁵⁾

Lenin hat mit seiner Ablehnung der „Spontaneitätstheorie“ die Marxsche Definition von Theorie nicht aufheben, sondern gerade realisieren wollen. Auch

⁵⁾ Karl Korsch, Marxismus und Philosophie, 2. Auflage, Berlin 1930.

Brecht glaubte nicht an „spontan“ entstehendes Bewußtsein bei den Arbeitern. Revolutionäre Erhebungen erklärte er als ausgelöst von widerspruchsvollen Situationen. Arbeiter, heißt es im „Buch der Wendungen“, empörten sich gegen ihre Ausbeuter und „verjagten sie sozusagen, weil sie sich weigerten, weiter auszubeuten.“ Das spontane Element hatte für Brecht nur Wert und Qualität, wenn es „die Keimform der Bewußtheit“ (Lenin) darstellt.

Korsch wurde zum Gegner des „Sowjetmarxismus“, Brecht interessierte das „Experiment“ Sowjetunion, die Vorgänge dort boten ihm „Lehrstoff über Materialismus“. Er differierte mit Korsch in der Einschätzung der USSR und verstand seine Stellung zu diesem Land (als Marxist außerhalb der Sowjetunion lebend) ungefähr so wie Marx seine Stellung zur deutschen Sozialdemokratie seiner Zeit: „Positiv kritisch.“

Brechts Freund Hanns Eisler wurde bei seinem Verhör vor dem „Ausschuß für unamerikanisches Verhalten“ eine Bemerkung vor der Einwanderungsbehörde vorgehalten, die lautete: „Ich hasse Stalin in gleichem Maße wie Hitler.“ Natürlich hatte Eisler diese Aussage gemacht, denn er hätte sonst als Kommunist nicht nach den USA emigrieren können. Außerdem war das die Meinung Eislers. Aber öffentlich hätte er eine Feststellung in dieser Form nie getroffen. So erklärte Eisler 1947 vor dem Ausschuß: „Ich erinnere mich nicht an diese Bemerkung. Ich halte Stalin für eine der größten historischen Persönlichkeiten unserer Zeit.“⁶⁾ Auch diese Aussage stimmte ja. Brechts Haltung war ganz ähnlich, gleichermaßen listig: „Me-ti sagte: einige wissen, daß Ni-en in manchem ein nützlicher Mensch ist. Das bedeutet viel bei ihnen. Einige wissen, daß er ein genialer Mensch ist, der größte der Menschen, eine Art Gott, das bedeutet bei ihnen vielleicht nicht so viel, wie das Andere bei den Anderen.“ Stalin wird getadelt als ein Mann, der dem Volk geschadet hat, aber die historische Rolle, die er spielt, ist die eines „im allgemeinen so Nützlichen.“ Brecht bewertete die Politik Stalins im Ensemble der Politik der Weltmächte.

Hans Mayer vertritt in seinem Buch „Brecht und die Tradition“ folgende These: „Die Anfänge des Marxisten Brecht haben mit dem Luxemburgismus zu tun, einer theoretischen Konzeption, die von Lenin und den Bolschewiki schon lange vor der Oktoberrevolution bekämpft wurde.“⁷⁾ Nun klingt das Wort Luxemburgismus schlimmer als es ist, aber nicht eigentlich Anhängerschaft zu Rosa Luxemburg ist damit gemeint, sondern die Beschreibung ihrer Auffassung erstens: zur Frage der Spontaneität, eine Frage, die auch die Stellung der Partei zum einzelnen Mitglied, die Frage der Führung, berührte. (Lenin antwortete darauf in „Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück“ und in „Was tun?“)

⁶⁾ s. ENCORE, Sept.-Oct. 1964, The Artist on Trial: Hanns Eisler, edited by Eric Bentley, S. 32 f.

⁷⁾ Hans Mayer, Brecht und die Tradition, Pfullingen 1961, S. 74.

Zweitens: Rosa Luxemburg vertrat 1905 auch annähernd die Meinung der Menschewiki, daß die Arbeiterklasse sich nicht mit dem Bauerntum, sondern mit der liberalen Bourgeoisie zu verbünden habe. Drittens: Es gab eine Auseinandersetzung in der nationalen und kolonialen Frage. In der Junius-Broschüre, die Lenin grundsätzlich begrüßte, kritisierte er die Auffassung der Luxemburg in der Beurteilung von nationalen Befreiungskriegen, die Rosa Luxemburg als eine nichtrevolutionäre Sache charakterisiert hatte. Lenin meinte, nationale Befreiungskriege müßten im Zusammenhang mit dem imperialistischen Wettbewerb gesehen werden. Aus ihnen könnten auch revolutionäre Kriege entstehen. Es ging also um die Frage, ob das Proletariat zur „Vaterlandsverteidigung“ bereit sein soll, auch wenn das Vaterland noch ein kapitalistisches ist.⁸⁾ In diesen Auseinandersetzungen wurzeln auch die späteren Diskussionen zwischen Leninisten und Trotzkisten, d. h. die Idee einer „permanenten Revolution“, wie sie Trotzki entwickelte, geht von der Argumentation der Luxemburg aus. Stalin stellte dieser Auffassung das Programm von der Verwirklichung des Sozialismus in einem Lande entgegen. Es ist wichtig zu wissen, daß Rosa Luxemburg während des Ersten Weltkriegs ihre Position weitgehend im Sinne Lenins revidiert hat, auch die Thesen ihrer nach der Oktoberrevolution verfaßten kritischen Broschüre über „Die russische Revolution“ hat Rosa Luxemburg kurz vor ihrer Ermordung überprüft, weil die negative Entwicklung der Arbeiterbewegung in Deutschland nicht mehr zu übersehen war.⁹⁾ In ihrer Schrift forderte Rosa Luxemburg, „alle proletarischen Organisationen sind daher demokratisch von unten nach oben aufzubauen.“ Ihre Polemik gegen Lenin akzeptierte Brecht nicht. In der Diskussion zwischen Meister Sa (Luxemburg) und Meister Mi-en-leh (Lenin) über diese Frage antwortet letzterer auf den Vorwurf seines Kollegen (er gebe vor, das Volk herrsche, aber in Wahrheit herrsche er über das Volk) mit einer Geschichte, in der ein älterer Mann beschuldigt wird, seinen jüngeren Freund wie einen Sklaven auszubeuten:

„Das ist doch nicht mein Sklave, sagte er erschrocken. Er ist Champion und ich trainiere ihn für seinen größten Kampf. Er hat mich gemietet, damit ich ihn in Form bringe. Ich bin der Sklave. Um zu erfahren, wer der Herr und wer der Sklave ist, sagte Mi-en-leh, empfiehlt es sich, zu fragen, wer von dem Verhältnis den größeren Vorteil hat.“

Ein anderer polemischer Punkt von Rosa Luxemburg, daß „Fehlritte, die eine wirklich revolutionäre Arbeiterbewegung begeht“, geschichtlich unermeßlich fruchtbare und wertvoller sind „als die Unfehlbarkeit des allerbesten Zentralkomitees“, deckt sich mit Lenins Ausspruch: „Klug ist nicht, der keine Fehler

⁸⁾ Über die Junius-Broschüre, s. Lenin, Werke, Band 22, Berlin 1960, S. 310 f.

⁹⁾ s. Clara Zetkin, Um Rosa Luxemburgs Stellung zur russischen Revolution, Hamburg 1922.

macht, sondern klug ist, der sie schnell zu verbessern versteht.“ Brecht zitierte diesen Satz in seinem Stück „Die Maßnahme“.¹⁰⁾

Neben „Me-ti“ beschäftigte Brecht auch der Plan, die Funktion der Intelligenz in kapitalistischen Staaten zu untersuchen. Im „Tuiroman“ wollte er zeigen, wie die vorgegebene Demokratie der Weimarer Republik zum Faschismus führte. Auch für dieses Projekt wählte Brecht die chinesische Kulisse. Die Weimarer Republik, bzw. die bürgerliche Demokratie mit ihrem weiten Freiheitsbegriff, betrachtete er als das „Goldene Zeitalter der Tuis“. Tuis waren für Brecht Intellektuelle, die um die Wahrheit wissen, ihre gesellschaftliche Funktion aber nur als bloße Verkäufer von tragbaren Meinungen wahrnehmen. Über sie heißt es im „Me-ti“: „Die Kopfarbeiter sehen darauf, daß ihr Kopf sie ernährt. Ihr Kopf ernährt sie in unserer Zeit besser, wenn er für viele Schädliches ausheckt. Darum sagte Me-ti von ihnen: Ihr Fleiß macht mir Kummer.“ Entsetzt muß Brecht feststellen, daß das Phänomen des Tuismus mit der Installierung einer sozialistischen Gesellschaftsordnung nicht verschwindet: „Auch Su, der Staat der Arbeiter und Bauern, geriet, einundehnhalb Jahrzehnte nach seiner Gründung unter den Einfluß der Tuis.“ Die Wortführer des Stalinismus und Trotzkismus erwiesen sich als mustergültige Schüler, die sich gegenseitig als Tuis beschimpften, „in der schlimmsten Bedeutung des Wortes.“ Damit konnte Brecht beide Projekte nicht mehr entschieden genug auseinanderhalten. Neben dem „Tuiroman“ entstanden einzelne Tuigeschichten, die viel Ähnlichkeiten mit den „Me-ti“-Texten haben. Er nannte sie „Chinesische Moralia, Sittengeschichtliches aus der Tuizeit.“

In Hollywood hauptsächlich sammelte Brecht Material für seinen „Tuiroman“. Er besprach das Projekt mit Hanns Eisler und er korrespondierte darüber mit Karl Korsch. In einem Brief an ihn bemerkte Brecht 1941: „Außerdem sehe ich — mit sehr viel weniger Gewinn, außer für den Tuiroman — Herbert Marcuse, Horkheimer und Pollock, die letzteren beiden nur auf Gesellschaften. Es wird in nächster Zeit ein Lourdesfilm gedreht, ich nehme an, sie spekulieren auf die Pfaffenrollen.“ Die erwähnten Wissenschaftler waren Mitglieder des von Frankfurt am Main nach den USA verlegten „Instituts für Sozialforschung“, dessen Aktivitäten in Amerika Brecht sehr kritisch beobachtete: „Bei R. Nürnberg auf einer Gartenparty den Doppelclown Horkheimer und Pollock getroffen, die zwei Tuis vom Frankfurter Soziologischen Institut. Horkheimer ist Millionär, Pollock nur aus gutem Hause, so kann nur Horkheimer sich an seinem jeweiligen Aufenthaltsort eine Professur kaufen, zur Deckung der revolutionären Tätigkeit des Instituts nach außen hin.“ Das Institut, das eine Stiftung des liberalen Groß-

¹⁰⁾ Der Ausspruch ist hier in der Version Brechts zitiert. Bei Lenin heißt es (in: Der linke Radikalismus, die Kinderkrankheit des Kommunismus, op. cit. S. 20): „Klug ist nicht, wer keine Fehler macht. Solche Menschen gibt es nicht und kann es nicht geben. Klug ist, wer keine allzu wesentlichen Fehler macht und es versteht, sie leicht und rasch zu korrigieren.“

kaufmanns Weill war, der fortschrittliche Gelehrte in ihrer Bemühung unterstützen wollte, die Ursachen für die Unzulänglichkeiten der Welt zu erforschen (ein Phänomen, das auch heute noch die widerspruchsvolle Situation des sozialistisch engagierten Intellektuellen charakterisiert), hatte in Amerika viele Geldmittel zur Verfügung und entfaltete auch im Gastland eine rege publizistische Tätigkeit. Brecht warf dem Institut vor, daß es die wirklichen Ursachen für die faschistische Barbarei verschleierte, weil es sich sonst die eigene materielle Basis zerstört hätte. Die Vertreter des Instituts hätten wohl Angst gehabt, einer „Redrazzia“ zum Opfer zu fallen und sie hätten mit ihrem Geld ein Dutzend Intellektuelle über Wasser gehalten, unter diesen Benjamin und Korsch, „die dafür alle ihre Arbeiten abliefern müssen ohne die Gewähr, daß die Zeitschrift sie jemals druckt.“ (Hans Mayer erinnert sich an die Wut Brechts noch nach dem Krieg über Horkheimer, von dem er sich damals eine Unterstützung auch für Ernst Bloch erhoffte, der in Amerika keine Publikationsmöglichkeiten hatte. Die von Brecht vermittelte Begegnung der beiden Wissenschaftler habe damit geendet, daß Frau Horkheimer Frau Bloch kalifornische Apfelsinen schenkte. Bloch war für das Institut zu verdächtig, Kommunist zu sein.¹¹⁾ — Brecht machte auch Thomas Mann den Vorwurf, er sei darauf bedacht, in Washington den Eindruck zu erwecken, daß er mit Kommunisten nichts zu tun habe.) Das wichtigste Anliegen dieser Tuis sei die Rettung des Institutsvermögens gewesen, darin hätten sie „ihre hauptsächlichste revolutionäre Pflicht durch all die Jahre“ gesehen. Übrigens war es Hanns Eisler, der Brecht nach einem Essen bei Max Horkheimer als Handlung für den „Tuiroman“ die Geschichte des Frankfurter Soziologischen Instituts vorschlug: „Ein reicher alter Mann (der Weizenspekulant Weill) stirbt, beunruhigt über das Elend auf der Welt. Er stiftet in seinem Testament eine große Summe für die Errichtung eines Instituts, das die Quelle des Elends erforschen soll. Das ist natürlich er selber. Die Tätigkeit des Instituts fällt in eine Zeit, wo auch der Kaiser eine Quelle der Übel genannt haben will, da die Empörung des Volkes steigt. Das Institut nimmt am Konzil teil.“

Im „Tuiroman“ führte Brecht diesen Vorschlag Hanns Eislers nicht aus. Die Behandlung des Themas erwies sich in Amerika als unmöglich, weil praktisch jeder irgendwo in die Situation des Tuis genötigt wurde. Der Gegenstand schien nur noch eine soziologische Untersuchung oder eine karikaturistische Behandlung zu erlauben. Es gab viel schlimmere Tuis als die, die Brecht treffen wollte. Er sah sich geworfen „unter die allerletzten der Tuis“, die Filmproduzenten Hollywoods. Brecht machte es Spaß und er hielt es für wichtig, sich mit Persönlichkeiten wie Horkheimer, Adorno und Pollock auseinanderzusetzen, aber er begriff auch, daß diese Auseinandersetzung erst unter anderen gesellschaftlichen Bedingungen erfolgen durfte.

1953 griff Brecht den alten Tui-Plan in dem Stück „Turandot oder Der Kongreß

¹¹⁾ Auf Grund einer mündlichen Erzählung Prof. Hans Mayers.

der Weißwäscher“ wieder auf, das sich kritisch mit Intellektuellen auseinandersetzt, die die Solidarität mit den Massen der Arbeiter und Bauern zum geeigneten Zeitpunkt aus Feigheit ausschlagen.

Das Stück, das zunächst als „Turandot“-Bearbeitung geplant war (Käthe Reichel war die Titelrolle zugeschrieben), knüpft an den alten Einfall von Eisler an: Im Mittelpunkt der Handlung steht das vom Kaiser einberufene Konzil der Tuis, der „Kongreß der Weißwäscher“. ¹²⁾ Der Gelehrte Sen erläutert hier Begriff und Aufgabe der Tuis: „50 Jahre habe ich davon geträumt, selbst zu der großen Bruderschaft zu gehören, die sich die der Tuis nennt — nach den Anfangsbuchstaben von Tellekt-Uell-In. Denn nach ihren großen Granken geht alles vor sich im Staat, sie leiten die Menschheit.“ Das Stück, das auch in China spielt, zeigt den Kaiser des Landes in großer Verlegenheit: Es ist ruchbar geworden, daß er die Baumwollernte in seinen Speichern auf die Seite gebracht hat, um die Preise hochzuhalten. Die revolutionäre Opposition, angeführt von dem früheren Tui Kai Ho, fordert vom Kaiser Rechenschaft. Der zur Rettung des Kaisers einberufene Tuikongreß soll bestätigen, daß alle Verdächtigungen unbegründet sind. Ein Theologe erklärt großzügig: „Je weniger Kleider, desto gesünder die Sonne“ und Munka Du geht es weniger um die Baumwolle als um die Freiheit der Meinung über die Baumwolle. Der beste Weißwäscher soll Turandot, die Tochter des Kaisers, zur Frau bekommen. Alle Redner machen aber Fehler und werden enthaftet. Die Tuis werden mitschuldig an der Machtergreifung des Faschisten Gogher Gogh (eine Mischung aus Uli und Macky Messer), der die kaiserlichen Baumwollvorräte in Brand steckt und es dadurch möglich macht, daß der Rest zu höherem Preis verkauft werden kann. Bevor noch Gogh Turandot zur Heirat zwingen kann, dringen die Anhänger Kai Hos in die Stadt ein. Ein optimistischer Sdruß also, der offen läßt, wie sich die Tuis nun verhalten werden. Im „Me-ti“ aber hat Brecht schon darüber Klage geführt, daß die Tuis auch nach der Machtübernahme des Proletariats ihr Unwesen treiben.

Zwei aus dem Nachlaß Brechts veröffentlichte Prosaarbeiten und ein Stück zeigen auf eine andere, verfremdetere und zugleich auch wieder direktere Weise die Bedeutung, die die (von Lenin vermittelte) marxistische Theorie für Brecht hatte. Es sind Texte, die in ihrer Radikalität, in ihrer konsequenten Gedankengabe neue, für uns wichtige Herausforderungen enthalten.

Nachtrag zur Edition von „Me-ti“ und „Buch der Wendungen“.

Uwe Johnson hat die Texte so angeordnet, wie sie im Nachlaß aufgefunden worden sind. Die Texte der Mappe, die die Überschrift „Buch der Wendungen“ trägt,

¹²⁾ Man interpretiere die „Turandot“ nun aber nicht als Schlüsselstück über das Frankfurter Institut. Es diente nur als äußerer Anlaß für die Fabel.

hat er vorangestellt, weil diese Mappe offenbar als eine erste Zusammenstellung von „Me-ti“-Texten im Hinblick auf eine Publikation betrachtet werden muß. Verbindlich kann dies aber nicht gesagt werden, denn diese Texte sind von Brecht nicht selbst gefertigte und auch von ihm nicht korrigierte Abschriften, die zum größten Teil auch in anderen Mappen liegen.¹⁸⁾ Durch die Art der Edition von Uwe Johnson, die er in einem Nachwort genau darlegt, wird zwar der Zustand beschrieben, in dem die Texte aufgefunden worden sind, aber mehr auch nicht. Inhaltlich passen viele Manuskripte überhaupt nicht zueinander. In drei Fällen hat der Herausgeber sein Prinzip durchbrochen, weil natürlich doch durch die Wiederholung einiger Texte eine Auswahl getroffen werden mußte und sich auch bei Texten, die eine Übereinstimmung in der Überschrift und im Aufbau vorweisen, eine Zusammenstellung empfahl. (Wie im Fall der Abteilung „Verurteilung der Ethiken“.)

Es muß den Leser verwirren, wenn er zwischen Texten, die Erscheinungen nach dem Sieg der Oktoberrevolution in der Sowjetunion beschreiben, einen Text wie „Viele Arten zu töten“, liest, der sich nicht auf das Land Su bezieht. Die Wendung „in unserem Staate“ hat Brecht in dieser Form sonst nicht als Bezeichnung für die Sowjetunion verwendet, der Text gehört also wahrscheinlich in einen anderen Zusammenhang. Die Editionsmethode Uwe Johnsons hat auch zur Folge, daß an einer Stelle eine Keunergeschichte eingeschaltet ist, die sicher nur zufällig in die „Me-ti“-Mappe geraten ist. (Brecht hat aber auch einige Geschichten aus „Me-ti“ als Keunergeschichten ausprobiert und umgekehrt.)

Der von Johnson mit „Eine Haltung von Emigranten“ betitelte Text gehört seinem Inhalt nach zum Tuiroman. Brecht beschreibt hier das Los der nach Hollywood emigrierten Tuis. Auch der Text „Schön ist, was nützlich ist“, hätte ausgeschieden werden müssen, er läßt sich zwar kaum in die Fragmente des „Tuiromans“ einordnen, gehört aber von der Machart viel eher zu den in verschiedenen Mappen verstreut aufgefundenen Tuigeschichten, die der Herausgeber nicht eingesehen hat. Zur Frage der Datierung ist ergänzend nachzutragen, daß, im Gegensatz zu Johnsons Feststellung, das Projekt „Buch der Wendungen“ im Tagebuch Brechts erwähnt ist, und zwar im Mai 1939 und im Februar 1942.

(*Bertolt Brecht, PROSA 5, Me-ti. Buch der Wendungen, Redaktion Uwe Johnson, Frankfurt 1965*

Bertold Brecht, STÜCKE 13, Turandot oder Der Kongreß der Weißwäscher. Tuiroman. Tuigeschichten, Redaktion: E. Hauptmann, Frankfurt 1966)

¹⁸⁾ Anmerkung für Martin Esslin: In Mappe 135 befindet sich nur Lukullus-Material.

Anmerkungen

Der bulgarische Lyriker (und Übersetzer deutscher Dichtung) *Dimiter Dublew* lebt in Sofia. Sein Gedicht „Biographie“ übertrug *Günter Kunert*.

Jakov Linds „Cowboys und Kannibalen“ wurde ursprünglich auf Englisch und für die *New York Times Book Review* geschrieben, die bei Lind „etwas über irgendein Thema“ bestellt hatte, den vorliegenden Text aber ablehnte und statt dessen „lieber etwas über Literatur“ vorschlug. Die Übersetzung besorgten *Friedrich Hitler* und *Yaak Karsunke*.

„Der kleine König“ von Gerd Semmer mit den Grafiken von Manfred Vosz erscheint als Handdruck in einer Auflagenhöhe von fünfzig von den Autoren handsignierten und numerierten Exemplaren in unserem Verlag. (32 Radierungen, 18 Seiten Text, Kupferdruckbüten, in Leinen gebunden DM 580,—.) Bestellungen an Damnitz Verlag, 8 München 22, Maximilianstraße 10.

Herman R. Beck wurde 1921 in Pforzheim geboren und lebt heute als Industrie-Werbeleiter in Birkenfeld/Württemberg. Mitarbeit beim Hessischen Rundfunk und in Zeitschriften, sowie Herausgeber bibliophiler Bücher in kleinen numerierten Auflagen (beckpresse). Seine „Kinderlieder und Abzählverse“ entnahmen wird dem beckpressen-Band „Es rost' das Bockhorn / stinkt der Schmu . . .“ aus dem Holger Wenz und Dieter Süverkrüp verschildene Gedichte vertonten.

Heinar Kipphardts Roman „Die Tugend der Kannibalen“ ist noch nicht abgeschlossen, wir bringen Auszüge aus dem Anfang.

Professor *Leo Koflers* Aufsatz stellt eine gekürzte Fassung seines Beitrags zu der im Luchterhand Verlag erschienenen Festschrift für *Georg Lukács* dar. Auslassungen sind durch (...) markiert.

Dr. Wolfgang R. Langenbucher, geboren 1938 in Pforzheim, studierte nach dem Abitur in Stuttgart Philosophie (u. a. bei Professor Max Bense) und Volkswirtschaft, anschließend in München Soziologie und Zeitungswissenschaften. Er promovierte über den Unterhaltungsroman und arbeitet heute am Institut für Zeitungswissenschaften in München. 1965 gab er zusammen mit Peter Glotz den „Entwurf eines Lesebuches — Versäumte Lektionen“ heraus.

Eric Hobsbawms Artikel erschien unter dem Titel „The Dialogue on Marxism“ in der Februarnummer 1966 der Monatszeitschrift *Marxism Today* in London. Die Übersetzung besorgte Wolf-Dieter Bach.

Der 1938 geborene *Kurt Steinhaus* studiert Soziologie und Politologie, er ist Doktorand und wissenschaftlicher Hilfsassistent am Institut für wissenschaftliche Politik der Philipps-Universität Marburg. Er veröffentlichte einige Aufsätze und die Broschüre „Vietnam. Zum Problem der kolonialen Revolution und Konterrevolution“ im Verlag „neue kritik“ in Frankfurt. Die hier abgedruckte Rede hielt er anlässlich einer Vietnam-Demonstration am 4. Juli 1966 vor dem amerikanischen Generalkonsulat in München.

H. Günter Wallraffs Bundeswehrtagebuch, aus dem wir Auszüge bringen, wird demnächst unter dem Titel „Atomblitz von links!“ im Verlag Rütten + Loening erscheinen. *Heinrich Bölls* Vorwort zu dieser Buchausgabe wird unter dem Titel „Brief an einen jungen Nicht-Katholiken“ in Nummer 7 der Zeitschrift „Kursbuch“ vorabgedruckt.

Infolge eines technischen Versehens fehlte im Heft 3/66 bei den „Vietnam-Gedichten“ von Erich Fried ein diesen Gedichten vom Verfasser als Motto und Widmung vorangestelltes Zitat von Robert Havemann: „Der Krieg in Vietnam findet nicht nur in Vietnam statt, er ist überall. In allen Ländern der Erde spüren wir ihn, fühlen uns von ihm bedroht, hoffen auf sein Ende.“

Szczesny Verlag

Gerd Hirschauer

Der Katholizismus vor dem Risiko der Freiheit

Nachruf auf ein Konzil
300 Seiten, Leinen DM 19.80

Seit Jahrhunderten existiert der Katholizismus in einer sich ständig ändernden Welt fast nur noch als ein museales Kulturgut und als restaurative Institution. Das Konzil sollte der Versuch einer wirksamen Anpassung an die freiheitlichen Strukturen der modernen Welt sein. Gerd Hirschauer kommt in seiner Analyse des Konzils zu dem Ergebnis, daß aus der projektierten Erneuerung von Grund auf am Ende nur eine Restauration der alten autoritären Strukturen durch äußerliche Modernisierung geworden ist. Dem Risiko einer größeren Freiheit für die katholische Kirche in ihren inneren Verhältnissen und ihrem Verhältnis zur heutigen Welt ist das Konzil schließlich doch wieder ausgewichen.

Jean Améry

Jenseits von Schuld und Sühne

Bewältigungsversuche eines Überwältigten
160 Seiten, Leinen DM 18.—

In diesem Buch wird zum ersten Mal der Versuch unternommen, die Grundkondition jener Menschen, die wir „Naziopfer“ nennen, philosophisch zu erfassen. Jean Améry, der an der Widerstandsbewegung in Belgien teilnahm und zwei Jahre in Kerkern und Konzentrationslagern verbrachte, schont in seinen Analysen sich selber so wenig wie die Deutschen. Wer Opfer war, kann zukünftig weder metaphysische noch religiöse Illusionen haben. Ihm bleibt als Werkzeug des Humanen nur die gehärtete, selbstkritische Vernunft. Aus dem Inhalt: Der Intellektuelle in Auschwitz — Die Tortur — Wieviel Heimat braucht der Mensch? — Die Deutschen — Vom Zwang und der Unmöglichkeit, Jude zu sein.

Neuerscheinungen

Stanislaw Ignacy Witkiewicz

Unersättlichkeit

Roman. Aus dem Polnischen von Walter Tiel.

595 Seiten. Leinen DM 28.—

Nachwort von Witold Gombrowicz

Stanislaw Ignacy Witkiewicz gehört mit Witold Gombrowicz und Bruno Schulz zu jenem Dreigestirn, das zwischen den Kriegen die polnische Literatur zu ihrer Höhe führte. In seinem im Sinne Huxleys und Orwells »utopischen« und zugleich höchst realistischen Roman entwirft er in Schicksal und Welt seines Helden das Bild eines unter chinesischem Ansturm zugrundegehenden Europa.

»Heute wird auf einem großen Teil des europäischen Kontinents die bis in die letzten Einzelheiten gehende Vision Witkiewicz' zur Wirklichkeit.« (Czeslaw Milosz)

R. PIPER & CO VERLAG

Politische Texte

Herausgegeben von Wolfgang Abendroth, Iring Fettscher, Ossip K. Flechtheim

Charles Fourier

Theorie der vier Bewegungen

Herausgegeben von Theodor W. Adorno
Eingeleitet von Elisabeth Lenk
steifkartoniert mit Schutzumschlag DM 12.—
368 Seiten

August Thalheimer u. a.

Kapitalismus und Faschismus

Herausgegeben von Wolfgang Abendroth
Eingeleitet von Kurt Klemm, Jörg Kammler
und Rüdiger Griepenburg
steifkartoniert mit Schutzumschlag DM 9.—
ca. 180 Seiten

Karl Korsch

Marxismus und Philosophie

Herausgegeben und eingeleitet von
Erich Gerlach
steifkartoniert mit Schutzumschlag DM 9.—
208 Seiten

Paul Lafargue

Das Recht auf Faulheit

und persönliche Erinnerungen an Karl Marx
Herausgegeben und eingeleitet von
Iring Fettscher
steifkartoniert mit Schutzumschlag DM 6.—
96 Seiten

Rosa Luxemburg

Politische Schriften · Band I

Herausgegeben und eingeleitet von
Ossip K. Flechtheim
steifkartoniert mit Schutzumschlag DM 12.—
ca. 180 Seiten

Gottfried Wilhelm Leibniz

Politische Schriften · Band I

Herausgegeben und eingeleitet von
Hans Heinz Holz
Übersetzt von Hans Heinz Holz und
Manfred Vollmer
steifkartoniert mit Schutzumschlag DM 12.—
ca. 300 Seiten

In Vorbereitung Texte von:

N. Bakunin
Friedrich Engels
Ludwig Feuerbach
Johann G. Fichte
Georg W. F. Hegel

Immanuel Kant
Gustav Landauer
John Locke
Karl Marx

Europäische Verlagsanstalt Frankfurt

kürbiskern 1/65

1. September 1965

- Pablo Neruda* Abschiede
Heinar Kipphardt Szenen aus „Joel Brand“
Hermann Kant Die Aula
Martin Walser Erdkunde
Karl Mickel Prosa und Lyrik
Christian Geissler Kalte Zeiten
Yaak Karsunke Der „Fall“ Peter Weiss
Friedrich Hitzer —
Werner Bräunig Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend
Harun Faroqhi Prosaische Praxis
Hans Heinz Holz Der marxistische Eschatologe Ernst Bloch
Erich Fried Zwei Gedichte
Jakob Mader Parabase auf einen traumatischen Zustand
Protokoll Mutter Kuraasch und die Söhne der Deutschen
H. Faroqhi Helen Brown „Sex im Büro“
B. Funk Ernest Dichter „Strategie im Reich der Wünsche“

kürbiskern 2/66

1. März 1966

- Johannes Bobrowski* Das Dorf Tolmingkehmen
Jakob Mader Intelligenz und Kulturpolitik
Heinrich Waltz Prosaische Lyrik
Ino Cesaro, Anna Dünnebier, D. Michalov, Anita Kaetzke Vier Geschichten
Günter Kunert Gedichte
Friedrich Hitzer Gespräch mit Michail Romm
Thomas von Vesgesack Dokumentation zur „Ermittlung“
Ludwig Marcuse Was ermittelte Peter Weiss?
Ingrid Drexel Propaganda als Gottesdienst?
Joachim Fiebach Marginalien zu einem deutschen Oratorium
Erwin Piscator Nach-Ermittlung
Leo Kofler Hauptstufen der dialektischen Gesellschaftsphilosophie
Sarah Kirsch Legende über Lilja
Elmar Altvater Ein Ende der Lohnpreisspirale?
Protokoll: H. Günter Wallraff auf der Werft
Torsten Carecz Haut den Lukás!
Barbe Funk Mitscherlichs Anstiftung zum Unfrieden

kürbiskern 1/66

1. Dezember 1965

- Pawel Wassiljew* Lied der deutschen Arbeiter
Wolfgang Graetz Der „Fall“ Wolfgang Graetz
Günter Kunert Der vergebliche Aufstand
Herbert Asmodi Die Waage
Peter Hacks Stirb & werde
Uve Schmidt Margarete in Aix
Georg Maurer Hinter den Bergen
Gerhard Wolf Was vermag Lyrik
André Müller Junge Lyrik aus der DDR
Erich Fried Menetekel und Schattengefecht
Yaak Karsunke Was soll aus den Ruhrfestspielen werden?
Klaus Völker Allerlei Theater
Herbert Marcuse Haifischflossen im Supermarkt
Wolf Biermann Tassow und Marski
Jakob Mader Ist der „18. Brumaire“ veraltet?
Protokoll Die Legende vom Soldaten im dritten Weltkrieg
Peripheres Europa
Lebenslauf Peter A. Borchert

kürbiskern 3/66

1. Juni 1966

- Márton Kalász* Mitternachtsprozession
Joseph Breitbach Brief des Pharisäers
Richard Leising Gedichte
Tankred Dorst Szenen aus „Toller“
Karl Oppermann Protokolle zur Baierischen Räterepublik
Rainer Kirsch Gedichte
Konrad Farner Der Soldat und das Feuerzeug
Franz Schonauer Realismus in der bildenden Kunst
Rainer Kirsch — Yaak Karsunke Der rote Eine-Mark-Roman
Fritz Libuda Briefwechsel, die neueste Literatur betreffend
Erich Fried Vietnam-Rede
Friedrich Hitzer Vietnam-Gedichte
Protokoll 100 Mann und ein Befehl zu viel
Anton Bouvier Der lachende Mann
Harald Hartung Muzes Flöte und Kleists Pistole
Richard Hiepe Lyrik als Warnung und Erkenntnis
Pogrome, Eidgenossen und Genossen

Neue Bücher 1966

Luchterhand

Julio Cortázar	Werner Krauss
<i>Die Gewinner</i>	Miguel de Cervantes
Roman. Aus dem Spanischen von Christa Degen.	Leben und Werk
Etwa 464 Seiten, Leinen etwa DM 22,—.	266 Seiten, Leinen DM 19,80.
Aus der Welt der Arbeit	Pierre Jean Jouve
Almanach der Gruppe 61	Die leere Welt
und ihrer Gäste	Roman. Aus dem Französischen von Friedhelm Kemp. 264 Seiten, Leinen DM 22,80.
Herausgegeben von Fritz Hüser und Max von der Grün in Zusammenarbeit mit Wolfgang Promies.	Georges Bataille
400 Seiten, Leinen DM 28,—, Paperback DM 19,80.	Abbé C
Hans Noever	Roman. Aus dem Französischen von Max Hölzer. 212 Seiten, Leinen DM 18,—.
Venedig liegt bei Cleve	Robert Wolfgang Schnell
Ein Prosastück.	Muzes Flöte
Etwa 112 Seiten, Leinen DM 9,80.	Prosa, Gedichte, Zeichnungen. 216 Seiten, englische Broschur. DM 13,80.
Christian Heinrich Spieß	Anna Seghers
Biographien der Wahnsinnigen	Die Kraft der Schwachen
Ausgewählt und herausgegeben von Wolfgang Promies. Etwa 360 Seiten mit 28 Abbildungen, Leinen DM 24,80.	Erzählungen. 208 Seiten, Leinen DM 14,50.
Brigid Brophy	Günther Grass
Der Schneeball	Die Plebejer proben den Aufstand
Roman. Aus dem Englischen von Marianne Kalow. 232 Seiten, Leinen DM 18,50.	Ein deutsches Trauerspiel. 108 Seiten, englische Broschur DM 6,50.
Ludwig Rohner	Werner Krauss
Der Deutsche Essay	Miguel de Cervantes / Leben und Werk
Materialien zur Geschichte und Ästhetik einer literarischen Gattung. 928 Seiten, Leinen DM 65,—.	266 Seiten, Leinen DM 19,80.

INHALT

Dimiter Dublew: Biographie	3
Friedrich Hitzer: PS zu zwei Briefen	4
Jakov Lind: Cowboys und Kannibalen	10
Gerd Semmer: Der kleine König	16
Herman R. Beck: Kinderlieder und Abzählverse	33
Heinar Kipphardt: Die Tugend der Kannibalen	37
KRITIK	
Leo Kofler: Das Apollinische und das Dionysische in der utopischen und antagonistischen Gesellschaft	54
Peter Hacks: Das Poetische	77
Wolfgang R. Langenbucher: Im Banne eines Begriffs	90
Erich Fried: Princeton-Nachlese	98
KLASSENKAMPF	
Eric Hobsbawm: Dialog über den Marxismus	108
Kurt Steinhaus: Rede zum amerikanischen Unabhängigkeitstag 1966	121
Dieter Süverkrüp: Vietnam-Zyklus	126
Protokoll I: H. Günter Wallraff bei der Bundeswehr	130
Protokoll II: Briefe in die Zone	141
AXTE & EICHEN	
Kerne im Kompost	150
REZENSIONEN	
Harald Hartung: Ein Ausflug an die Grenze	154
Klaus Völker: Das alte Neue	157
Anmerkungen	
	167